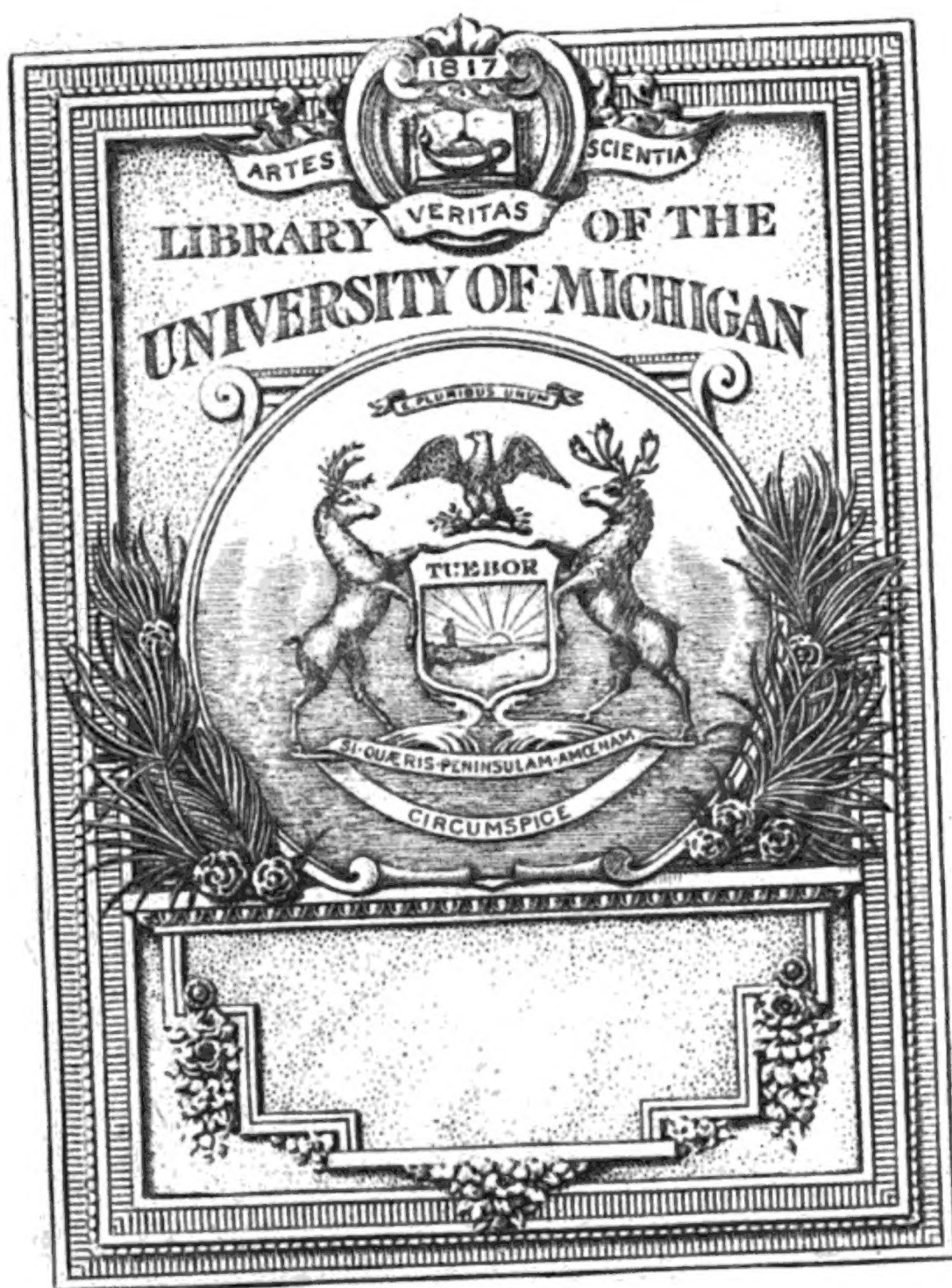


A 559360



1397

**NON
CIRCULATING**

zur B.M.S.



FRIED. ANT. FRHR. V. HEINITZ
*Königl. Preuss. geheimer Staats. Kriegs- und
wirkl. dirigirender Minister,
Chef des Bergwerks und Hütten Departements
etc. etc. etc.*

D. Berger Sculp: 1787.

Berlinische Monatschrift.

Herausgegeben

von

F. Gedike und J. E. Biester.

Filfter Band.

Januar bis Junius 1788.

Berlin, 1788.

Bei Haude und Spener.

AP

30

B48

v. 11

G.L.
Dir
Barateira
11.30 65
95512

Inhalt

des eilften Bandes.

J a n u a r.

1. Friedrich; und Friedrich Wilhelm. Vier
Gedichte. Vom Herrn Kanonikus Gleim. Seite 1
2. Das Neue Jerusalem auf Erden. 4
3. Nachricht vom Russischen Seekriege wider
die Türken, in den Jahren 1769 — 1773. 38
4. Ueber den Katholizismus der Fürstin von Des-
sau. Vom Königl. Leibarzt, Herrn Hof-
rath Zimmermann. Nebst Nachschrift der
Herausgeber. 65
5. Zur Geschichte des Bremischen Magnetismus.
Vom Herrn Domprediger Joh. Dav. Ni-
colai. 82
6. Noch eine thätige Beihülfe für Ruppin. 96

Mit dem Bildniß Sr. Excellenz, des Königl.
Staats- und Finanzministers, Freiherrn von Heintz,
von Herrn D. Berger.

* 2

F e b r u a r.

1. Sinngedichte aus dem Martial vom Herrn
Professor Kamler. Seite 57

2. Sollen die alten Sprachen dem allgemeinen
Unterricht der Jugend in den höhern Stän-
den zum Grunde gelegt, oder den eigentli-
chen Gelehrten allein überlassen werden?
Vom Herrn Geh. Kanzleisekretär Rehberg. 105

3. Königl. Wohlthat gegen einen vaterländi-
schen Dichter. 131

4. Ueber die Anonymität der Schriftsteller.

5. Geheime Gesellschaften. 152

6. Anekdoten.
 - I. Ein Wunder in der Ufermark. 185
 - II. Magnetische Gesellschaft auf der Mas-
ferade. 183
 - III. Einige Bücher des Tacitus wieder
aufgefunden. 184
 - IV. Unverschämtes Plagiat eines Fran-
zosen. 184

7. Ruppin. Von F. Gedike. 186

M a r z.

1. Sinngedichte aus dem Martial. Vom
Hrn Professor Ramler. Seite 193

2. Ueber die allgemeine Toleranz. Zweiter
Brief aus Virginien an Hrn. Geheimen
Justizrath Adser. 200

3. An Elisa. Vom Herrn Prediger Becker. 209

4. Nachricht vom Russischen Seekriege wider
die Türken (Fortsetzung S. Januar, S. 38).

5. Sollen die alten Sprachen dem allgemeinen
Unterricht der Jugend in den höhern Stän-
den zum Grunde gelegt, oder den eigentli-
chen Gelehrten allein überlassen werden?
(Beschluß s. Februar, S. 105 — 131).
Vom Herrn Geheimen Kanzleisekretär
Rehberg. 253

6. Nachrichten aus Portugal. 275

7. Ueber Herrn Schlossers Vertheidigung des
berüchtigten Cagliostro. 280

8. Der sechszehnte Februar. 295

9. Berlinische Populations- und Mortalitäts-
tabelle.

A p r i l.

1. An den Aristius Juscus. Narajens zwei
und zwanzigste Ode des ersten Buchs.
Vom Herrn Professor Ramler. Seite 297
2. Aufschlüsse über eine Geistererscheinungsge-
schichte von Swedeuborg. 303
3. Herr Oberhofprediger Stark. Von den
Herausgebern. 319
4. Salomon Gessner. Vom Herrn Professor
Gottinger. 459
5. Ueber die Verbesserung der Stefeniksfahrt. 471
6. Beschreibung einer Anlage im Thiergarten.
Vom Hrn Oberforstbauinspektor Zennert.
7. Berlinische Mortalitäts- und Populations-
tabellen. 489

M a i.

1. Paroleverordnung Sr. Excellenz des Herrn
Generals von der Infanterie und Gouver-
neur dieser Residenzien von Möllendorf,
einige Tage vor Ankunft der Beurlaubten. 493

2. An Phyllis. Horazens erste Ode des vierten
Buchs. Vom Herrn Prof. Ramler. 496

3. Denkwürdigkeit aus dem Leben Herzogs Leo-
pold von Braunschweig. Vom Hrn. Hof-
rath Eschenburg. 504

4. Klopstocks Antwort an die Societé Exégéti-
que & Philantropique zu Stockholm. 514

5. Herr Oberhofprediger Stark. Von den
Herausgebern. 518

6. Denkmahl Salomon Gefners. 572

7. Nachricht von dem Russischen Seekriege wi-
der die Türken in den Jahren 1769: 1773.
(Fortsetzung s. März S. 273.) 573

8. Ungerechte Beschuldigung einer vorsätzlichen
Unwahrheit. Von den Herausgebern. 586

9. Der 22. April. Geburtstag der Prinzessin
Ferdinand R. H. 588

J u n i u s.

1. An des Königl. Preussischen Staatsministers Freyherrn von Zedlitz Excellenz; bey Uebersendung der Singsgedichte des Martials. Vom Hrn. Prof. Kamler. — Seite 589

2. G. E. Lessings handschriftliche Anmerkungen zu Winkelmanns Geschichte der Kunst des Alterthums. Herausgegeben vom Hrn. Hofrath Eschenburg. 592

3. Daphne. (Ovids Verwandlungen, Buch I. B. 452 — 5677) — Vom Herrn Prandstetter in Wien 617

4. Herr Oberhofprediger Stark. (Beschluß. Manus. April S. 319, u. Mai S. 518). Von den Herausgebern. 628

5. Schreiben des Vogts Hummel in Bonnal an den Herrn Geheimenrath Schlosser. 665

6. Etwas von dem weiblichen Gesinde. Von einer Hausfrau. 676

Deinische Monatschrift.

1788.

Erstes Stük. Januar.

Friedrich; und Friedrich Wilhelm.

Vier Gedichte.

I.

Die zwei Blicke.

Im September 1786.

Zwei Blicke that Er, Er! um Den wir uns betrübten,
Um Dessen Menschensterblichkeit
Wir jammerten, ihr Lieben!
Bei seines Lebens Schluß, auf seine Lebenszeit.

Die Todten aller Seiner Schlachten
Sah Er, mit Seinem Einen Blick;
Mit Seinem andern all das Glück,
Das Seine Lebensstage machten.

Dein. Monatschr. XI. B. I. St.

II

Sein,

Sein, Einer fürchterlich zum Heldenherz, Erschütternd,
Schwarz wie die Nacht voll Furcht und Graus,
Sehr fähig den Genuß des Lebens zu verbittern;
Sein anderer, löschend ganz das Bild des Ersten aus

II.

Das langsame Sterben.

Aus ofnem Himmel sahn die Engel Keith und Kleiß
Zu langsam Friederichs sonst raschen Feuergeist
Zum Allerheiligsten der Gottheit sich erheben;
Und wollten Ihm entgegen schweben!
Sie sahn, Sein Flug sei matt! Die guten Engel bangt.
Gott aber sprach: bleibt hier!
Eh ihr zu Ihm gelangt,
Ist Er bei mir!

III.

Gleim der Grenadier an Johannes Müller
den Geschichtschreiber, welcher an Gleim
schrieb:

„Singen Sie Ihn doch, Ihn, wie seine Schlachten.“

Ihn singen, Ihn! wie seine Schlachten?

Das kann ich nicht! Der Grenadier

Sah neben seinem Feldpanier

Den Schlachtenmann, konnte' ihn betrachten;

und er sang.

Gang, ein Soldat, in Worten ohne Zier
 Die Thaten, die unsterblich machten;
 Gang, brauchte keinen Geiß und keiner Worte Klang,
 Die Thaten machten den Gesang!

Ihn selber aber muß ein Gottgeführter singen,
 Der mehr den König als den Held,
 Den Landesvater mehr als nur den Herrn der Welt,
 Zu singen weiß; von wunderbaren Dingen
 Nicht wunderbar, erhaben, schön, und leicht!
 Ein Sänger, welcher Keinem
 Von unsern Sängern gleicht —:
 Ein Klopstock, ein Homer, und Xenelon, in Einem!

IV.

An Herrn Markis von Lucchesini.

Im September 1786.

Wohl Dir, Du hast ein Lied dem Einzigen gesungen;
 Hast hoch Dich aufgeschwungen
 Mit Schwingen jenes Schwans, der an der Tiber sang
 Und Kaiser ihn zu hören zwang *)!
 Nun aber schwinde Dich hoch auf mit eignen Schwingen
 In unsers Horizonts noch nicht erstiegne Höhen
 Und werd' uns allen, die Dich sehn,

A 2

Reide

*) Geht auf des Herrn Markis bekannte schöne Trauer-
 kantate, die ganz im Horazischen Geiste gedichtet ist

Neidwürdig, nicht zum Widerstehn;
 Und sing aus Preussischem Dir warm gewordenen Busen
 Dem angebeteten Beschützer deutscher Musen
 Ein Lied, wie Seine Seele schön!

Halberstadt.

Glein.

Das Neue Jerusalem auf Erden.

Der menschliche Geist scheint seit einiger Zeit so seltsame Ideen zu verfolgen, und betritt bei seiner Bemühung nach Wahrheit und Glückseligkeit so ungebahnte Wege, daß man in Versuchung geräth, das 19te Zeitalter in dieser Rücksicht für ausgezeichnet verschieden von allen vorigen Zeiten zu halten. Wenigstens möchte man, wenn man von allen Seiten her immer neue Erscheinungen, und die eine immer auffallender als die andere, wahrnimmt, glauben: es sei 18t eine allgemeine Krise oder Gährung in der menschlichen Denkkraft, wo jeder, mit eigenem Bemühen, aber freilich auch auf eigene Gefahr, sich neue Bahnen brechen wolle, unbekümmert um die Gewohnheit oder den Glauben seiner Zeitgenossen. Und dies möchte so übel im Ganzen nicht sein; denn, obgleich Ein einzelner sehr hierbei leiden und in dem ungewohnten Kampfe oder dem neuen Versuche erliegen kann, so öfnet doch sein, wenn auch mißlungenes, Bestreben eine neue Aussicht, die entweder zur gänzlichen Abschreckung oder zur bessern Bemühung Anlaß

scheinen auch sehr thätige und listige Menschen hinter dem Schirm zu stehen, und die Leichtgläubigkeit gutmüthiger Personen nur wie durch einen Vorhang täuschen zu wollen. — — Diese Betrachtungen machen es wünschenswerth, daß von allen neuen Seltsamkeiten im Gebiete menschlicher Meinungen und Ideen, zumal wenn sie sich etwas weit verbreiten, Nachricht geliefert werde. Und da die Berlinische Monatschrift sich hierin schon mehrmal ein Verdienst erworben hat, so will auch ich sie jetzt gebrauchen, um den Lesern eine mir Anfangs unglaubliche Neuigkeit bekannt zu machen, die ich aus Korrespondenz und Erzählungen, und aus eigener Ansicht mancher Aktenstücke, kennen gelernt habe.

Swedenborg konnte sehr leicht neue und ganz unerhörte Dinge in der Theologie, Metaphysik, Pneumatologie und andern abstrakten Wissenschaften lehren; denn er genoß, seiner Erzählung nach, des Umganges mit Geistern, die ihm dergleichen unbekannte Wahrheiten offenbarten. War ihm irgend etwas dunkel, machte ein Zweifel aus der Geschichte oder sonst ein Einwurf ihm zu schaffen; so citirte er sofort Geister, befragte sie über den wahren Zusammenhang der Sache, und so ward alles gleich aufgeklärt. Er war in der That nicht zu widerlegen; denn es wäre eine wahre Verwirrung der Begriffe (eine μεταβασις εις αλλο γενος) gewesen, seine unmittelbaren Erscheinungen und
Offen:

Offenbarungen Vernunftgründen zur Untersuchung zu unterwerfen. Wer das Glück — oder das Unglück — hat, daß ihm Geister erscheinen, mag hierüber seine Partie für sich nehmen; sobald er aber gewiß weiß, daß es mit der Erscheinung selbst seine Richtigkeit hat, so ist ihm nicht zu verdenken, wenn er dem, was er selbst sah und hörte, mehr trauet, als den Einwürfen eines Dritten, der nichts gesehen und gehöret hat. Aber, eben so gewiß kann auch Swedenborg und jeder andre in seinem Falle nicht verlangen, einen Dritten zu überzeugen; denn was kann seine besondere Erfahrung für mich für Beweiskraft haben? Seine Erscheinungen mögen allen Vernunftschlüssen widerstreiten: sie sind dennoch für ihn wahr; wie kann ich aber durch einen Vernunftschluß dahin gebracht werden, seine Erscheinungen als die meinigen anzusehn? Das wäre ja eine noch viel ärgere Verwirrung der Begriffe, eine noch viel größere *μυταβασις*. Es haben zwar einige der neuern Propheten und ihrer Anhänger die Rechtschaffenheit dieses Sehers als einen Grund, seinen Aussprüchen zu glauben, angeführt; allein, ohne Verwirrung der Begriffe läßt sich wohl nicht von der Tugend eines Mannes auf seine Geschicklichkeit, seinen Beobachtungsgeist, seine Sicherheit vor aller Täuschung und Phantasie schließen. Man pflegt dies bekanntlich auch bei viel unwichtigeren Dingen nicht zu thun; so schön es auch ist, wenn alle Erzähler

und Geschichtschreiber tugendhaft sind, so ist die Tugend doch nicht ihre einzige nöthige Eigenschaft, und jeder Tugendhafte ist darum noch kein glaubwürdiger Bericht, kein untrüglicher Zeuge, kein kritischer Geschichtsforscher. Nun soll man aber Swedenborg und seinen Erscheinungen zu Liebe nicht etwa die gewöhnlichen Begriffe von der ältern schwedischen Geschichte ändern; sondern in den wichtigsten Angelegenheiten des menschlichen Denkens ihm blindlings folgen. Man soll den ickigen Zustand der Religion als höchst verfallen ansehen, man soll eine neue durch Swedenborg uns gewordne Offenbarung Gottes, ein drittes Testament, annehmen, man soll statt Krankheit und Genesung Besetzungen guter und böser Geister in den Menschen glauben; und das alles: weil Swedenborg, der wie jeder weiß weder stahl noch mordete, hierüber Erscheinungen soll gehabt haben. Diese Forderung scheint so wenig von einem Vernunftschlusse an sich zu haben, daß sie sich wahrscheinlich selbst auf eine Geistererscheinung oder Inspiration gründet. Und dieser mögen vielleicht seine Anhänger, zumal da sie so zuversichtlich sprechen, gewürdigt worden sein. Denn es giebt, so unglaublich dieses auch manchem scheinen mag, der Swedenborgischen Anhänger ist eine ganz erstaunliche Menge. Und nicht nur einzelne Anhänger existiren, sondern auch ganze geschlossene Gesellschaften: zur Verbreitung der Swedenborgischen Ideen in Erklärung der

der

der Heil. Schrift, zur Gründung und Fortpflanzung der Neuen Gemeinde, zur Auffuchung des Neuen Jerusalems; und solche Gesellschaften sind in sehr vielen großen Städten der europäischen Länder, und bezeigen den thätigsten Eifer sich weiter auszubreiten. Ich will von einigen derselben Nachricht geben.

In London ward die Swedenborgisch-theosophische Gesellschaft *) am Ende des Jahrs 1783 errichtet. Sie wählet jährlich ihren Präsidenten, hat einen Schatzmeister, und ihre Sekretarien. Die Mitglieder bestehen aus zwei Klassen: Subskribenten, und Eigenthümer; erstere zahlen 1, letztere 5 Guineen jährlich. Wer nicht in der ersten Klasse gewesen ist, kömmt nicht in die zweite. Die Eigenthümer haben, außer den 5 jährlichen Guineen, ansehnliche Summen zusammengeschossen. Die Gesellschaft hat eine eigene Buchdruckerei. Man arbeitet in England sehr daran, alle Werke Swedenborgs zu übersetzen, auch seine hinterlassenen Manuskripte zu drucken. Deren sind so ungemein viele, und ihre Lektür ist so wenig angenehm.

*) Einige Nachricht davon steht schon in der Berl. Monatsschr. 1785, Sept. S. 267, f. Ein schwärmerischer Engländer (s. ebendasselbst) führte auch die lächerlichen Prophezeiungen Ziehens an, und berief sich dabei gleichfalls „auf den ehrwürdigen „Charakter, das Amt, und die Frömmigkeit des „Vorherverkündigers“; welche Eigenschaften doch nicht gehindert haben, daß die thörichte Prophezeiung unerfüllt geblieben ist.

nehm und anziehend, daß diejenigen, für welche dieser Druck veranstaltet wird, eine der schönsten Tugenden des irdischen Lebens, die Gedult! in reichstem Maße ausüben. — Unter andern vereinigten sich 1785 die Herren: Hindmarsh, Heintz. Peckert*) in Comptonstreet, George Adams und William Spence Med. Dr., und ließen auf ihre Kosten nur in sehr kleiner Auflage das vortrefliche Werk Apocalypsis explicata drucken, das Swedenborg selbst zum Druck fertig geschrieben. Dies Werk in 3 starken Quartbänden kostet 11 schwedische Speziesthaler. Der zweite Band wäre 1785 noch im Manuscript beinahe mit Peckerts Hause verbrannt; es lag in einem Schrank, der nicht gleich konnte geöffnet werden, und Peckert, der 30,000 Pf. St. bei diesem Brande einbüßte, suchte aufs eifrigste dies Werk zu retten, mußte es aber opfern um sein Leben zu erhalten, und quälte sich sehr darüber. Allein siehe da! das Manuscript fand sich hernach unverfehrt unter den geretteten Sachen. Die schwedische Gesellschaft ermangelt daher nicht, Peckerts Fleße zur Wahrheit, der so besorgt für dies wichtige Werk war, zu rühmen, und die Vorsehung, die es rettete, zu preisen. In Manchester hingegen besteht auch eine Gesellschaft zur

*) Peckert ist, wie ich mich deutlich zu erinnern glaube — doch schreibe ich es nicht mit völliger Gewißheit hin — ein Katholik, und ward auch in den Zeitungen durch den Gordenischen Tumult bekannt, der sich mit auf ihn bezog.

zur Fortpflanzung der Neuen Gemeinde, deren Haupt der Prediger und Dr. Theol. J. Cloves ist, der auch selbst ein Werk Swedenborgs, die Arcana coelestia, ins Englische übersetzt hat. Dessen Brief an Dr. Spence ist gedruckt, worin D. Cloves Bedenken gegen den Abdruck der gar zu wichtigen Apocalypsis explicata äußert, und rath, sich nicht mit der Ausgabe zu übereilen, wiewohl er „gestehen müsse, daß der liebe Mann, Swedenborg, es selbst zum Drucke bestimmt habe.“ Vielleicht hat dies die Londner Gesellschaft bewogen, die Auflage nur so sehr klein zu machen.

Das wichtigste Unternehmen der Londner Gesellschaft ist die apokalyptische Monatschrift, welche der Chirurgus B. Chastanier, ein geborner Franzose, (in Tottenham Court Road Nr. 62) seit Anfang des Jahrs 1787 herausgibt. Sie führt den Titel: Journal Novi-Jérusalémite, und liefert Uebersetzungen von Swedenborgs Schriften zur Gründung der Neuen Gemeinde, nebst Vor- und Nachreden des Herausgebers; das Stück erscheint den ersten Montag jedes Monats, und kostet 1½ engl. Schillinge. Hier sind die Auszüge von ein paar Heften. Das Werk ist gewidmet „allen Liebhabern der Wahrheit, welche dieselbe schon in den theologischen Schriften Emanuel's von Swedenborg gontirt haben, so wie auch „allen Freimaurern, welche ikt eifrig beschäftigt scheinen, dieselbe zu suchen.“ — „Eure Seele, „ihr

„ihr geliebten Brüder, sucht ihren Durst nach
 „Wahrheit in den gelehrten und lichterhellen Schrif-
 „ten des getreuen Boten der Neuen Heilsord-
 „nung zu stillen; und da diese Schriften ist so viel
 „Nachsuchung und Beifall finden, so will ich sie
 „in getreuer Uebersetzung liefern, als Mitglied
 „der Gesellschaft, und als Mitglied des glorreichen
 „Neuen Jerusalems. Die ickige Theologie des
 „ganzen so vielfach getrennten Christenthums läug-
 „net förmlich die Einheit Gottes durch die Einhei-
 „lung in Personen, die im Nicäischen Konzilium
 „gemacht worden; und diese rasende Eintheilung
 „hat den Greuel der Verwüstung auf die Erde ge-
 „bracht, wovon der Herr redet, u. s. w. Sweden-
 „borg ist der wahre Wiederhersteller des Christen-
 „thums, ist der inspirirte *) Schriftsteller, den der
 „Herr Jehovah Jesus am Ende seiner Kirche ge-
 „sandt hat, um den Gefangenen Zions ihre baldi-
 „gige Befreiung zu verkündigen, ist der Bote des
 „Neuen Reiches Jesu Christi unter uns. O ihr
 „freien Maurer, die ihr mein väterliches Land
 „bewohnt, und durch eure seit kurzem in ganz Euro-
 „pa verbreiteten Zirkelsbriefe **) mit Nachsuchung

*) An einer andern Stelle heißt es: daß diese Inspi-
 ration sich auch auf seine Uebersetzung der häufig
 von ihm angeführten Schriftstellen bezieht. Darum
 geht auch der gute Wundarit so buchstäblich damit
 um, und übersetzt z. B. Verbum durch Verbe und
 nicht durch Parole.

**) Dies geht wahrscheinlich auf die Philalethen
 in Paris.

„der Wahrheit beschäftigt scheint; wollt ihr n. s. w.“ —
 Dann folgt noch eine „Anrede an alle Fürsten
 „und Potentaten in der ganzen Welt“, denen
 er so dringend, wie Schlettwein und Ziehen, seine
 Sache und die Sache de l'Ordre*) ans Herz legt.
 Uebersetzt ist im ersten Hefte das Werk: „Lebens-
 „vorschriften nach den zehn Geboten für diejenigen,
 „welche wirkliche Bürger des Neuen Jerusalems
 „werden wollen“, — oder wie es der Uebersetzer um-
 schreibt, „wirkliche Glieder des Neuen Volks,
 „welches Gott sich icht auf Erden sammelt durch die
 „icht verkündigte und anfangende Heilsordnung
 „(Oekonomie) des Neuen Jerusalems, welches
 „Johannes von Gott aus dem Himmel herab kom-
 „men sah.“ „Die große Frage, fährt er fort, ist
 „nun: ob diese Neue Kirche je auf Erden ein von
 „den übrigen icht bestehenden Kirchen abgesondertes
 „Korps ausmachen, ob das Neue Volk je wirk-
 „lich und vollkommen von den andern Völkern der
 „Erde verschieden sein wird? Ich muß, setzt er
 „hinzu, nach der Kenntniß, die ich durch die Gna-
 „de des Herrn aus 10jährigem Studium der Schrif-
 „ten Seines getreuen Dieners geschöpft habe, ich
 „muß hierauf mit Ja antworten.“ — Sweden-
 borgs Schrift selbst ist, wie alle seine Werke; äußerst
 langweilig und ermüdend, voll Wiederholungen,
 voll unpassender Schriftstellen; und enthält nichts,
 als die gemeinsten Sätze der Moral, mit einigen
 Geister-

*) Der Ordnung? oder des Ordens?

Geistercitationen aufgestuft, z. B. daß er einige verstorbene englische Geistliche gefragt: ob sie in ihrem Leben wirklich der Meinung gewesen, daß der Glaube ohne Werke selig mache? — Auch der Uebersetzer hat Offenbarungen gehabt, und zwar eine schon im 14ten Jahre seines Alters über die Frage von der Ewigkeit der Höllestrafen, welche er aber ikt bekant zu machen keinen besondern Auftrag habe. — Am Ende kommen „Gedanken des Uebersetzers, vorgelegt allen Bewohnern der Erde;“ — und dann endlich noch ein „Postskript an die Herren Martinisten“ (die wahrscheinlich doch auch die Erdbewohnen). Die letzten bezeugten zwar im Ganzen viel Achtung für Swedenborg, den sie auch ihren lieben Freund, ja den Göttlichen, den Inspirirten zu nennen pflegten; aber sie hegten doch einige Zweifel, und machten einige Einwürfe gegen seine Sendung, gegen seine Verkündigung der zweiten Ankunft des Herrn, gegen seine Erklärung des Geheimnisses der Erlösung. Sie sollten zuvor alle Schriften dieses begeisterten Lehrers (etwas viel verlangt!) mit Aufmerksamkeit lesen. Sie sollten bedenken, daß sie durch diese Einwürfe ohne es zu wissen Werkzeuge des Drachen würden, und ihm hülfs nach dem Weibe und dem Knäblein, das sie geboren, Ströme Wassers zu schießen, worin beide ersaufen könnten, — da sie doch eine ganz andre Sache zu führen die Absicht hätten.

Ein anderes Heft des Journals enthält:
 „Swedenborgs Lehre des neuen Jerusalems, in
 „Betracht des Herrn.“ Am Ende fordert der
 Uebersetzer die „würdigen Brüder auf, die in die-
 „ser letzten verdorbenen Zeit öffentlich die Liebe zur
 „Wahrheit bekannt haben, und beschwört sie:
 „keine neue Sekte zu machen. Denn die neue
 „Kirche unsers Gottes wird von keiner besondern
 „Sekte, von keiner Partei, sondern vollkommen
 „allgemein sein. Tretet also zu den glorreichen
 „Fahnen Jehovah Jesus. Dies ist der wahre,
 „der einzige unvergängliche Salomonische Tempel
 „u. s. w. — “

Ich komme ikt zu den Landsleuten des neuen
 Propheten. In Stockholm ist eine ähnliche Ge-
 sellschaft, die sich die Exegetische und Philan-
 thropische nennt. Sie haben ihre „Statuten“
 in schwedischer Sprache auf 1 Oktavbogen, und
 einen „Auszug ihrer Protokolle vom November-
 „monat 1786“ auf 1 Quartblatte in französischer
 Sprache drucken lassen. — Die Zahl der Mit-
 glieder ist unbestimmt: „weil Freiheit und Tugend
 „sich niemals auf eine gewisse Anzahl Personen
 „einschränken“; im Nov. 1786 waren es schon an
 50. Es sind: ordentliche Mitglieder, die jährlich
 4 Rthlr. zahlen, Ehrenmitglieder, und Besuchende;
 ferner Subskribenten, welche auf die, im lateini-
 schen Original, oder in den schwedischen Ueberset-
 zungen, herauszugebenden Werke Swedenborgs

vorausbezahlt haben. Von den gedruckten Werken
 ist fast schon alles überseht; seine Manuskripte,
 die über 100 Bände betragen, sollen gleichfalls
 gedruckt werden. Die Gesellschaft wählt jährlich
 ihren Präsidenten, und vierteljährig einen Vice-
 präsidenten; hat auch einen Schatzmeister und
 Sekretar. Diese Beamte setzen die Privatzusam-
 menkünfte an; die allgemeine Versammlung ist je-
 den Mittwoch Nachmittags; das große Fest der
 Gesellschaft ist den 1sten November. Bei einem
 Mitgliede sieht man nicht auf Nation, Stand,
 Alter, oder Geschlecht; nur muß, von ihm kein
 „Verbrechen bekannt sein, und er eine allgemeine
 „Kenntniß von der wahren christlichen Vernunft-
 „lehre, und eine beipflichtende Geneigtheit (bital-
 „lande böjelle) dazu“ haben. Bei der Einfüh-
 rung des Neuaufgenommenen kann der Sekretar
 oder ein Anderer eine kurze Rede halten.“ S. 20.
 „Die Mitglieder sind zur Beobachtung aller mög-
 „lichen Verschwiegenheit verpflichtet in allen
 „Deliberationen der Gesellschaft, welche heimliche
 „Geschäfte oder Personen angehen.“ Auch wird,
 wenn ein Mitglied es nicht will, dessen Namen
 nicht im Protokoll genannt, sondern statt dessen
 der Anfangsbuchstab oder eine selbstgewählte De-
 vise gesetzt. Sollte in öffentlichen Schriften schimpf-
 lich von der Gesellschaft geurtheilt werden, so ist
 keinem Mitgliede erlaubt, darauf zu antworten;
 es sei ihm denn von der Gesellschaft aufgetragen,

in

in welchem Fall er derselben seine Arbeit erst vorzeigen muß. Kein Beschluß ist gültig, wenn nicht wenigstens 7 Glieder, wovon einer Beamter sein muß, da sind. Die Gelder der Gesellschaft sind in der Reichsbank niedergelegt. Sie besitzt auch eine Büchersammlung von 300 Bänden, woraus sie eine Leihbibliothek gemacht hat. Sie unterhält einen Briefwechsel mit allen ähnlichen Gesellschaften, die in Europa, Amerika, oder wo es sonst sein mag, existiren. Die Gesellschaft hat 2 Siegel: ein größeres, welches ein Feld mit einem knospenden Feigenbaum, und darüber die aufgehende Sonne vorstellt, mit der Umschrift Matth. XXIV. 32. 33. *), und der Unterschrift des Stiftungsjahres der Gesellschaft (1786); das kleinere stellt eine Wüste vor, mit der darüber stralenden Morgensonne, „um den Zustand der Kirche bei dem Aufgange des neuen Lichtes abzubilden;“ die Umschrift ist: Röm. XIII, 12 — 14 **).

So

*) „Au dem Feigenbaum lernt ein Gleichniß. Wenn sein Zweig ist saftig wird und Blätter gewinnt; so wisset ihr, daß der Sommer nahe ist. Also auch wenn ihr dies alles sehet, so wisset daß es nahe vor der Thür ist.“

**) „Die Nacht ist vergangen, der Tag aber herbeigekommen; so laßt uns ablegen die Werke der Finsterniß, und anlegen die Waffen des Lichts. Laßt uns ehrbarlich wandeln: als am Tage: nicht in Fressen und Gessen, nicht in Kaminen und Unzucht, nicht in Hader und Streit. Sondern ziehet an den Herrn Jesum Christ; und wartet des Leibes, doch also daß er nicht geil werde.“

B. Monateschr. XI. B. I. St.

B

So vertieft ist man nun einmal in Swedenborgischen Ideen, daß man durchaus ein Neues Licht eine Neue Kirche, eine ist beginnende große Aenderung der Dinge, annehmen will. Eine Vorstellung, die in der That sich mit nichts bestätigt, mit nichts sich rechtfertigen läßt; die aber gewissen Köpfen so willkommen sein muß, daß sie zu deren Verbreitung sich die größte Mühe geben, die ihnen auch nur zu wohl gelungen ist. Die schwedische Gesellschaft hat (wie sie selbst in einem gedruckten Blatte sagt, und wie ich auch zuverlässig weiß) Männer von ausgezeichneten Gaben des Geistes und Herzens, von großen Verdiensten, unter sich. Ich habe bei einem Mitgliede sein lateinisches Aufnahmsdiplom gesehen, das vom sel. Minister Graf Er — z, einem in Europa als aufgeklärt berühmten Mann, und von noch einem lebenden großen Staatsmanne unterschrieben war. Daß man aber sogar Prinzen als Mitglieder nennt, ist vermuthlich nur eine Vorpiegelung. Es ist zwar bekannt, daß alle Stifter neuer Orden oder Gesellschaften sich immer zuerst an Personen des höchsten Standes wenden, und daß sie diese, um desto leichter je vortreflicher sie sind, durch die gezeigte gute Seite von Beförderung der Tugend und Gottseligkeit zu gewinnen wissen. Doch eben so bekannt ist auch, daß man oft ohne Grund große Namen nennt, um einer neuen Sache aufzuhelfen.

Sehr thätig sind übrigens die Mitglieder dieser Gesellschaft. Ich weiß aus sichern Nachrichten aus Paris, daß einige auf ihrer Reise begriffene schwedische Gelehrte diese Gesellschaft dort und anderswo sehr zu empfehlen und zu verbreiten suchen. Schade, daß diese Thätigkeit auf die unverständlichen Grillen eines alten schwärmerischen Mannes gewandt wird! Man hängt auf die Art der Phantasie, ohne Zügel der Vernunft, nach; man verliert sich, bei dem besten Willen und der edelsten Absicht, in träumerischen Ideen; man hält endlich Gleichnisse für das Wesen der Dinge, man hascht nach Bildern, die man begierig weiter ausmalt und überreibt, und dann in unbegreiflicher Selbsttäuschung für etwas Wirkliches ansieht. Das schwerste Buch der Bibel, und worüber die ungeheuersten Auslegungen geschrieben sind, redet bildlich von einem neuen Jerusalem, mit Mauern von Jaspis und Edelsteinen, mit Thoren von Perlen, und mit Gassen von lauterem Golde. Swedenborg redet von einer neuen Kirche, einer neuen Oekonomie Gottes, weil er vielleicht manche Fehler in manchen Systemen der Theologie entdeckt hatte, und sich nach einem andern System sehnte; aber nun bildet er sich unglücklicherweise ein, daß Gott die ganze Einrichtung der Kirche sichtlich abändern wolle, daß dies in den ihmigen Zeiten (er starb 1772) geschehen, daß es durch ihn, Swedenborg, geschehen solle, und daß er darüber Erscheinungen gehabt habe.

habe. Unglücklicherweise nennt er in seiner apokalyptischen Sprache die von ihm erträumte Veränderung der Kirche das neue Jerusalem; und beruft sich dabei auf die Offenbarung Johannis, wobei er sogar das vorhergehende jüngste Gericht als schon geschehen erklärt. Was Wunder, daß nun viele seiner Anhänger alle diese Träume als biblisch ansehen, und daß sie, bei dem einmal erregten Schwunge ihrer Phantasie, selbst sich keine Hieroglyphe wollen nehmen lassen, sondern lieber beides, Bild und Bedeutung, zugleich annehmen! So ist es. Selbst sehr gelehrte Mitglieder der Gesellschaft glauben nicht allein die irdige göttliche Errichtung der Neuen Kirche; sondern sind auch überzeugt, daß sich das Neue Jerusalem, mit seinen jaspisnen Mauern und perlenen Thoren und goldenen Gassen, wirklich auf der Erde ist finden müsse; und — da alle andere Plätze der Erde ziemlich bekannt und durch unheiligere Städte besetzt sind — so nehmen sie das innere Afrika dazu an. Man spricht sogar schon von geheimen Reisen, die dorthin, zur Auffuchung der großen heiligen Stadt, unternommen werden sollen. Eine, an sich betrachtet, fast unglaubliche Erzählung! mir aber, durch zuverlässige Nachrichten, wahr; und wohl Niemanden, der den Gang des menschlichen Geistes beobachtet hat, gänzlich unwahrscheinlich.

Die Stokholmer Gesellschaft hat zwei wichtige Schriften drucken lassen, wovon ich noch etwas sagen

sagen muß. Die erste ist ein apokalyptisches Magazin, unter dem Titel: Samlingar for Philanthroper, mit dem in einem gestirnten Viereck eingefassten Motto: Bonum et Verum; Stockholm bei A. J. Nordström, 1787 in 8. Diese Philanthropische Sammlung enthält theils Proben der exegetischen Theologie in Swedenborgs Manier, theils allerlei gewechselte Briefe. Hier ist ein kurzer Auszug davon. — Der Aufsatz „von falschen Propheten“ fragt: „Was kann der Zweck sein, warum ein Mensch „so viel Bücher schreibt und drucken läßt, als 1) Aufklärung und Verbesserung seiner Zeitgenossen, „2) Ansehen in der Welt, 3) Gewinn?“ Nun wird gezeigt, daß Swedenborg keinen Gewinn von seiner Schreibseligkeit gehabt; denn die Auflage war nach seinem Tode unverkauft, und nur einige Exemplare von ihm selbst verschenkt. Auch keine Ehre, und dies wußte er selbst; er selbst sagt: daß er durch die seit 1743 ausgegebenen Werke seine durch vorige Schriften erlangte Ehre einbüßen würde; und doch schrieb er seit diesem Jahre so viel, daß der Druck über 100 Quartanten ausmachen würde. Folglich war nur Aufklärung und Verbesserung der Zeitgenossen sein Zweck; folglich (denn nun gehen die Schlußfolgen etwas rasch) war er kein falscher Prophet; folglich sind die bewundernswürdigen, hohen und neuen Wahrheiten, die ihm als einem geringen Werkzeuge bekannt zu machen erlaubt wurden, höchst wichtig für das ganze Menschengeschlecht.

schlecht. — „Bierzehn Theses, denkenden Menschen zum Nachsinnen vorgelegt.“ Unter andern: 2) die heilige Schrift (die nach Nr. 3 in jedem Worte heilig ist) hat einen bisher unbekannten geistlichen Sinn, sowohl im Ganzen, als in jedem einzelnen Theile; der 3) vom buchstäblichen Sinne verschieden ist. Er wird keinem entdekt, der nicht in der ächten Wahrheit des Herrn ist. 6) Durch den buchstäblichen Sinn des Worts geschieht die Vereinigung mit dem Herrn und die Association mit den Engeln. 12) Vor dem Worte, das nun auf Erden befindlich ist, war ein anderes Wort, welches verloren ist *). — „Korrespondenzen.**“)“ Unter dieser Aufschrift wird der geistliche Sinn verschiedner Wörter der Bibel erklärt, und mit dem buchstäblichen verglichen. Zur Probe: Feuer bedeutet Liebe. Wasser entspricht der Wahrheit. Erde drückt die Gemeinde aus. Herz ist soviel als Wille; „denn des Herzens nächster Freund ist die Lunge, des Willens nächster Freund die
„Ver-

*) Eine ganz aus der Luft gegriffene und sehr gefährliche Idee, welche schwachgläubige Menschen jedem listigen Betrüger Preis giebt, der sich des Besitzes dieses verlorenen Wortes rühmt.

**) Schwedisch: Correspondancer. Auch gebraucht Swedenborg dies Wort in seinem Unlatein, welches ihm wenigstens nicht scheint inspirirt worden zu sein. Z. B. in dem Titel seines Werks: Clavis Hieroglyphica Arianorum naturalium et spiritualium per viam representationum et correspondenciarum.

„**Vernunft.** Das Herz kann nichts ausrichten,
 „ohne den Beistand der Lunge durch Athmen; so
 „auch der Wille nichts Gutes verrichten ohne den
 „Verstand, welcher die Wahrheit von Gott selbst
 „empfängt.“ Eine „Fortsetzung“ lehret hernach,
 daß **Stein** der **Wahrheit** entspricht (vorher wars
 das **Wasser**); **Fisch** dem natürlich gesinnten
Menschen. — u. s. w.

Die letzte Hälfte dieser Philanthropischen
Sammlung liefert **Briefe**, theils von dem **Se-**
her selbst, theils von seinen Anhängern; welche
 allerlei merkwürdige Nachrichten enthalten. —
Ewedenborg schrieb d. 1. Febr. 1767 an **D. Beyer**
 in **Gothenburg**, als Antwort auf verschiedne ihm
 vorgelegte Fragen: „**Meine Meinung von**
 „**Böhmens und L* Schriften?**“ (Eine Note im
 schwedischen Original macht bei dem Buchstab **L***
 die Anmerkung: Vermuthlich **Lavater**.) „**Die**
 „habe ich gar nicht gelesen; denn es ist mir, ehe mir
 „der Himmel gedöfnet ward, verboten worden,
 „**Dogmaticos und Systematicos** in der **Theologie** zu
 „lesen.“ (Das sind also **Böhme** und **L.**) „**Wie**
 „bald die neue **Gemeine** zu erwarten sei? Ant-
 „wort: der Herr bereitet izt einen neuen Himmel
 „denen die auf ihn trauen. Off. Joh. XXI, 2. Ich sehe
 „täglich 10 bis 20,000 Geister und Engel auf und
 „niedersteigen, und in Ordnung stellen. u. s. w.“
 Noch meldet er dem Doktor, dessen Versuch über
 das **Evangelium** am 1. Advent er mit Vergnügen
 B 4 gele-

gelesen habe, die Bedeutung einiger dort vorkommenden Worte. „Krippe bedeutet die Unterweisung aus dem Wort; indem Pferde und Maulesel den Verstand des Wortes bedeuten, und in der Krippe ist deren Nahrung. Daß kein Raum in der Herberge war, bedeutet daß keine Unterweisungsstelle in Jerusalem war;“ und dergleichen Sächelchen mehr. — Von seinen Streitigkeiten in Schweden, seinem dortigen großen Ansehen bei Hofe und allen Ständen, und von einigen Geistesbesitzungen redet er öfter. — An den bekanntesten Schwärmer den Württembergischen Superintendent Vettinger schrieb Swedenborg, in Antwort auf 2 Briefe, 1766: Gott habe ihm alles offenbart; und daher brauche er keine Wunderzeichen seiner Sendung. Er habe mit Petrus ein ganzes Jahr geredet, dreimal mit Johannes, einmal mit Moses, und wohl hundertmal mit Luthern.

Die Briefe und Nachrichten von Swedenborgs Freunden zeigen, wie weit diese seltsamen Ideen schon verbreitet sind. Ich übergehe die Ausgaben und Uebersetzungen seiner Werke in mehreren europäischen Ländern: z. B. Hr. Bibliothekar Mouet in Versailles, der zugleich Chef de Bureau ist, hat alle theologische Werke Swedenborgs schon ins Französische übersetzt, aber noch ist nichts gedruckt. Nur über ganze Gesellschaften will ich etwas anführen. „Nr. 8. Auszug eines Briefes des
„Graz

„ Grafen Grabianka, Starosten in Polen, an
 „ einen Schweden in Stofholm; Avignon d. 12,
 „ Febr. 1787. Ich weiß, Sie werden mit Vergnü-
 „ gen erfahren, daß der Herr alles für seine Diener
 „ und zu dem Neuen Reiche bereit ist, wozu es Ihm
 „ gefallen, durch Swedenborgs Schriften vor lan-
 „ ger Zeit den Grund zu legen. Als ich mit Ihnen
 „ in London war, verhehlte ich nicht, daß ich das
 „ Glück hätte Mitglied einer Gesellschaft in Nor-
 „ den zu sein, wo wir Offenbarungen hatten,
 „ welche das Neue Jerusalem betrafen. Es war
 „ 1779, als der barmherzige Gott unsre Gesellschaft
 „ gründete.“ (Hiebei citirt eine Note einen Brief
 des Abt Pernetty, ehemaligen Bibliothekar in
 Berlin, vom 28. Okt. 1781 an E. F. St., welcher
 Brief von diesen Revolutionen umständlicher
 handele, und künftig gedruckt werden dürfe.)
 „ In unsrer Gesellschaft ist keiner der Oberste. Der
 „ Herr, als der Gott aller Menschen, wählt aus
 „ allen Nationen Mitglieder zu dieser Gesellschaft.
 „ Wir können keinen aufnehmen ohne des Him-
 „ mels Befehl. Wir haben keine Ceremonien,
 „ kein auswärtiges Zeichen; die Zahl der Mitglie-
 „ der ist nicht bestimmt. Wir bestreben uns, den
 „ heiligen Engeln zu folgen; und haben vom
 „ Himmel die Versicherung, daß die Bibel Got-
 „ tes Wort ist, deren innern Sinn, ohne Gottes
 „ Licht, keiner verstehen kann. Durch Gebet,
 „ Glaube, und Hoffnung kommt man zum Verständ-

„niß der Wahrheit.“ — „Nr. 12. Nachricht. Der
 „Wundarzt Chastanier in London hat berichtet,
 „daß in Moskau eine Gesellschaft ist, die Swer-
 „denborgs theologische Werke ins Russische über-
 „setzt. Sie hat Chastanier 100 Pf. Sterl. zum
 „Druck von Sw. Werken geschenkt. Ihr Präses
 „ist der Oberjägermeister Baron Schröder. Man
 „weiß gewiß, daß verschiedene hohe Personen an
 „Russischen Hofe die aufklärenden Schriften der
 „Neuen Gemeinde mit Hochachtung (vördnad) an-
 „sehen.“ — Chastanier selbst sagt in seinem oben
 „angezeigten Journal Novi-Jérusalémité (Prospectus,
 „§. 3, p. IV. f.): „Mit Entzücken erklären wir hier
 „vor dem Angesichte der ganzen Welt *), daß eine
 „verehrungswürdige Gesellschaft von wahren An-
 „betern des Herrn Jesu Christi, aus dem tiefsten
 „Norden, wo sie wohnet **), die erste war, uns
 „100 Guineen zuzusenden. Dieselbe Gesellschaft
 „hat uns auch einen Ballen vortreflicher französi-
 „scher und deutscher Bücher zugesandt, welche sie
 „pflegt zirkuliren zu lassen, damit die Wahrheit
 „überall ihre heilsamen und wohlthätigen Strahlen
 „verbreite.“ Das von ihm gegebne Verzeichniß
 „dieser Bücher, „welche die Nordische Gesellschaft
 „den wahren Liebhabern der Wahrheit sehr em-
 „pfehlte,

*) Ein Franzose redet immer zur ganzen Welt.

**) Ist dies die Gesellschaft in Moskau? oder noch
 eine andere?

„pfiehlt“, ist folgendes. Drei französische: l'Amour
 „Glorifié, welches mit goldnen Buchstaben verdiene
 „te gedruckt zu werden; l'Harmonie du Monde;
 „la Nature & la Grace.“ Nun folgen deutsche Bü-
 cher, mit voranstehender Erklärung: „Da ich sie
 „noch nicht gelesen habe, so kann ich weder Gutes
 „noch Böses davon sagen; indeß habe ich Ursa-
 „che, sie für vortreflich zu halten.“ Es sind
 folgende zum Theil unverständliche und ganz lächer-
 lich verkürzte Titel, die ich doch ganz hersehen will,
 um den Liebhabern unsrer Litteratur zu zeigen, wel-
 che deutsche Bücher aus einem entfernten undeut-
 schen Reiche in ein anderes großes Land außer
 Deutschland zirkuliren. Ueber die Vortreflichkeit
 der Schriften werden wahrscheinlich die Meinun-
 gen der Leser getheilt sein. „1) Hermetis Trisme-
 „gisti Erkenntniß der Natur. 2) Das Gemälde
 „des Rebes. 3) Die Sechs Tagewerke dieser Welt.
 „4) Thomae Wilcocks köstlicher Honigtropfen.
 „5) Deutliche und schriftmäßige Anweisung. 6) Ein-
 „fältiges Herzensbekenntniß. 7) Lustgärtlein.
 „8) Hirtenbrief an die wahren und ächten
 „Freimaurer alten Systems.“ (Sonderbar,
 daß dies bedenkliche Buch allein mit ausführlichem
 Titel genannt ist!) „9) Christliches Manual.
 „10) Das große Geheimniß. 11) Alberti Magni.

Sollte, mögte man fragen, keine der so thä-
 tigen Swedenborgischen Gesellschaften die icht weit
 verbreitete Grille, die sich zu Offenbarungen und
 Geister,

Geisterwirkungen sehr wohl zu passen scheint: dem thierischen Magnetismus, auffassen? — Die Stokholmer Gesellschaft hat es gethan; und dies ist die zweite Schrift, deren ich S. 20 unten erwähnte. Sie heißt: *Lettre sur la seule explication satisfaisante des phénomènes du Magnétisme animal & du Somnambulisme, déduite des vrais principes fondés dans la connoissance du Créateur de l'Homme, & de la Nature, & confirmée par l'expérience; Stockholm, 1787, auf 2 $\frac{1}{2}$ Oktavbogen eng gedruckt.* Die Gesellschaft versendet diese Schrift haufenweise in Europa an Akademien und einzelne Gelehrte; auch nach Berlin sind verschiedene Exemplare gekommen. Sie bittet um Nachdruck, um Verbreitung, um Uebersetzung, ja sie hofft schon eine zweite Auflage. Aber, welche Schrift! Zwar sollen die zwei zum Motto gewählten Stellen der Propheten sie wohl schützen; aber solche Thorheit kann nicht durch die Religion geheiligt werden. Wenn es beim Jeremias (XXXIII. 3. 6.) heißt: „Hör' antworten, und will dir anzeigen große und „gewaltige Dinge, die du nicht weißt. Siehe ich „will sie heilen und gesund machen!“ und beim Joel. (III, 1. 2. 5.): „Und nach diesem will ich „meinen Geist ausgießen über alles Fleisch, und „eure Söhne und Töchter sollen weissagen; eure „ältesten Söhne sollen Träume haben, und eure „Jünglinge Gesichte sehen. Auch will ich zu der- „selber

„selbigen Zeit beide über Knechte und Mägde mei-
 „nen Geist ausgießen. Und soll geschehen, wer
 „den Namen des Herrn anrufen wird, der soll er-
 „rettet werden;“ — so ist dies wohl von den Zei-
 ten Jerusalems und nicht vom J. 1787, von der
 Errettung aus Feindeshand und nicht von Heilung
 der Nervenkrankheiten, und endlich vom wahren
 Geist Gottes, aber nicht von Swedenborgischen
 Grillen und einer vorgeblichen Divination durch
 Manipuliren zu verstehen. Es heißt ein wahres
 Gespött mit der Bibel treiben, so sie anzuwenden.
 — Der Brief selbst ist übrigens gerichtet: A la
 Société des Amis réunis de Strasbourg, vom 18ten
 Jul. 1787, und unterzeichnet: la Société-Exégéti-
 que & Philanthropique. Hier ist das Merkwür-
 digste daraus.

„Selbst die Psychologie sacrée, die zu Lion ge-
 druckt ist, genügt nicht zur Erklärung des Com-
 nambulism; sondern man muß geradezu anneh-
 men, daß wirksame Geister (agens spirituels)
 dazwischen kommen, die sich während der Krise des
 Kranken seiner Fähigkeiten bemächtigen, und durch
 seine Organe kraft ihrer höhern Kenntnisse die
 wunderbaren Anzeigen thun. Die Seele, oder
 le premier moi, wie die Psychologie sacrée es nenn-
 et, kann das nicht. Wir haben wiederholte Ver-
 suche gemacht, die uns unwiderleglich von dem an-
 gegebenen Grundsatz überzeugen. — Das Mittel
 ist alt, ist aber durch die Providenz der Mensch-
 heit

heit wiedergeschenkt. Man kann sich bald überzeugen, daß der aus dem Kranken Redende nicht der Kranke selbst ist; ja man kann auch erfahren, wer er ist, viel erstaunliche Dinge von ihm lernen über das künftige Leben, über die Wahrheiten der Religion, über das Innere des Menschen, wenn man mit ihm wie mit einem Dritten spricht, und lauter bedächtige Fragen thut. Aus Borwitz oder gar aus Spöttereı muß man nicht fragen. Sie, m. H. werden, als wahre christliche Philosophen, die Wichtigkeit hiervon erkennen. Wenn, wie Swedborgi lehrt, und wie wir durchaus nicht zweifeln, der Mensch dazu geschaffen ist, mit seinen äußern Sinnen die Menschen und mit seinen innern Sinnen die Engel zu sehen, so kann der Somnambulismus ein schwaches Bild des ursprünglichen Zustandes der unmittelbaren Gemeinschaft mit der andern Welt sein; wozu der Mensch im neuen Reiche des Herrn und in der vom Himmel herabgekommenen heiligen Stadt wieder gelangen kann. Es giebt 2 Arten zu magnetisiren: eine wunderthätige, und eine übernatürliche; das letzte ist mehr als das erste. Bei dem bloß wunderthätigen Magnetismus können Rezidive statt haben; bei dem übernatürlichen niemals. Alle Krankheiten, selbst die zufälligsten, kommen von dem Einfluß der Hölle, unter welchem der Mensch durch seine unregelmäßigen Leidenschaften steht. Der Magnetismus vertreibt den Einfluß der Geister der Krankheit. Er ist ein zuverlässi-



schrift geführt haben. Wird der Magnetisirte ein Schlafredner, so spricht einer seiner Schutzgeister aus ihm, und dann folgen sich immer einsichtsvollere Geister und von höherer Ordnung, die man über wichtige Dinge befragen kann. Davon kann man sich überzeugen, wenn man den Redenden nach seinem Namen, den er bei Lebzeiten hatte, fragt. — Welch wichtiges Feld zu erhabnen Kenntnissen öffnet nicht allein Magnetisiren die Neue Göttliche Offenbarung, welche der Herr aus unaussprechlicher Gnade in unsern Tagen zur heil. Bibel hinzugefügt hat*)! Aber man muß freilich das Wahre darin zu suchen wissen. Diese Neue Offenbarung bringt die Christen zu dem Ge-
 setze

*) Die Idee, daß die Christen die Bibel nicht vollständig haben, und daß das Fehlende durch eine besondere geheime Wissenschaft zu erlangen sei, — (auch oben, S. 22, hieß es: vor dem igitur Worte sei ein anderes ist verlorenes Wort gewesen) kann auf das gefährlichste mißbraucht werden. Man erinnere sich, daß einer der verschmitztsten Betrüger unrer Zeit etwas ähnliches sagte. (S. Fr. v. d. Recke Nachricht von Cagliostro, S. 124, f.) „Drei Kapitel fehlen aus der Bibel, und sind nur in den Händen der Magiker. Der, welcher nur eins dieser Kapitel besitzt, dem stehn schon übernatürliche Kräfte zu Gebote.“ Wenn so die Auserwählten mehr von Gottes Wort als wir übrigen wissen und besitzen, und noch dazu etwas, das übernatürliche Kräfte und Wundergaben ertheilt, so könnten sie uns freilich im Namen Gottes alles befehlen. Dieses fürchterlichen Mißbrauches wegen ist jene obnehin ganz widersinnige Vorstellung um desto verwerfungswürdiger.

setze des Gehorsams zurück: Johann. XV. —
 Dann folgen Notizen zu dem Briefe. Und endlich
 Excerpte aus Swedenborgs lateinischen Werken.
 Eine Stelle zur Probe. „Die Krankheiten entste-
 „hen aus den verschiednen Leidenschaften, als Hof-
 „fart, Wollust, Zank. Um mich hiervon gewiß
 „zu überzeugen, ließ ich Geister aus mehrern Höl-
 „len zu mir kommen, wodurch mir die Sphäre der
 „höllischen Ausdünstungen mitgetheilt ward. So
 „wie ich diese auf die festen Theile des Leibes wir-
 „ken ließ, ward ich von der entsprechenden Mat-
 „tigkeit, Schmerz, und endlich Krankheit ergrif-
 „fen; welches sogleich aufhörte, als die Geister
 „vertrieben wurden. Um keinem Zweifel Platz
 „zu lassen, hab ich dies tausendmal gethan. Ließ
 „ich den Geistern der Heuchelei Einfluß, so wirk-
 „ten sie Zahnweh; sobald ich sie vertrieb, wich
 „der Schmerz.“ — „Einst stand ein Geist über
 „meinen Kopf, und sprach mit mir. Aus dem
 „Ton der Stimme merkte ich, daß er schlief; aber
 „er sprach viel und so flug, daß ein Wachender
 „nicht hätte flüger sprechen können. Aber ich
 „merkte, daß Engel durch ihn redeten. — “

Wohin, gütiger Gott, können doch die von
 dir mit Vernunft begabten und zum Gebrauch der
 Vernunft erschaffenen Menschen gerathen, wenn
 sie thörichten Grillen in verwilderter Phantasie
 nachhängen! — Und solchen Unsinn sollen wir, wie
 berühmte Schriftsteller wollen, darum nicht verwer-

B. Monatschr. XI. B. I. St. C fen/

fen, weil der alte Mann, der den Unsinn träumte, ungeachtet seiner geschäftigen Eitelkeit, doch kein lasterhafter Mensch war! — — Indeß, er mag geträumt haben was er will; woher kömmt denn in diesen französischen Brief, der doch mit Absicht, mit Vernunft scheint geschrieben zu sein, dieser anscheinende und so ganz auffallende Unsinn? Der Verfasser des Briefes scheint doch kein bloßer Nachbeter veralteter Systeme, sondern geht in etwas seinen eigenen Gang. Sollte wirklich in diesem Briefe im Ganzen Sinn sein? Er unterscheidet selbst immer unter dem buchstäblichen und geistigen Sinn; sollte man auch so bei ihm unterscheiden müssen? Ich will anzeigen, was mir aufgefallen ist. Der Verfasser affectirt ordentlich, statt Gott, lieber Providenz, der Herr, der Ewige, oder Gottmensch zu sagen. Ist unter den letzten Worten etwa ein anderer Begriff zu suchen, als den man bei dem ersten denkt? *) Er hat Geister gesprochen, nachdem er sie vorsichtig und bedächtig befragte. Einen abgeschiedenen Geist nennt man den, der den Körper verlassen hat; aber corps heißt nicht bloß der menschliche Leib; und so wäre eine Geistererscheinung denkbar, ohne daß diese aus ihren Leibern, sondern nur aus einem zernichteten

Korps

*) S. 31. steht eine Stelle aus der Bibel angeführt: zum Gehorsam Jesu Christi. Dabei setzt er in Parenthesis, als wäre es zu größerer Deutlichkeit: zum Gehorsam gegen die göttliche Weisheit des Gottmenschen.

Korps ausgegangen wären. Bedächtig und ohne Vorwitz und Spott muß man freilich fragen; und vielleicht ist dieser Briefsteller selbst, so wie die Verfasser ähnlicher Schriften, nicht abgeneigt, dem der seine Winke versteht, und Lust zur Sache hat, und sich ihm zutrauensvoll nähert, weitere Nachweisung zu geben. Vielleicht kommen dann auch mehr redende Geister, einer immer von höhern Kenntnissen als der andere. Vielleicht bekömmt man dann einen Begriff von der übernatürlichen Magnetisation, die er so reizend beschreibt: „wo Kranker und Arzt eine Sphäre des Zutrauens bilden, und welche den wahren Eifer des Gehorsams für die heiligen Befehle des Ewigen liebt.“ Ueber die vorher von mir übersehten Stellen, worin manches Sonderbare ist, mag jeder nach eigenem Gutdünken urtheilen; und so auch über die folgende Stelle, (S. 27, f.) die mir merkwürdig scheint.

Das Reich des Herrn, (nemlich das neue, ist gegründete Reich) überhaupt ist das Reich der Absichten, die er sich überall vorsetzt; das heißt das Reich des Nutzens. Darum ist die Welt so geschaffen, daß der Nutzen, den der Schöpfer vom Himmel vermittelt der Geisterwelt auf unsre Natürliche Welt herabsendet, erst in dem Himmel der Engel, dann in der Welt der Geister, und endlich in der Natürlichen Welt, in solche Gegenstände sich einhüllet und einkleidet, wodurch er sich in allen diesen verschiedenen Graden thätig zeigen, und nach und nach Wirkungen hervorbringen kann, die endlich seine Existenz hier befestigen, hier

wo das letzte Ziel der Schöpfung ist. (Ciel ou Monde des Anges, Monde des Esprits, Monde Naturel.) Daraus erhellet, daß der Nutzen (anderwärts heißt es: Der Nutzen der Societät), welcher das Ziel und der Endzweck der Schöpfung ist, eine nothwendige und unauflösliche Kette von Korrespondenz, Influenz und stufenweiser Harmonie zwischen dem Himmel der Engel, der Welt der Geister und der Natürlichen Welt macht, indem er nach und nach aus einer der drei Welten in die andere kommt. Damit der Mensch mit den beiden andern Welten in Association komme, dazu ist die Bibel in Korrespondenzen (s. oben S. 22.) geschrieben. So wie der Mensch die Kenntniß der Korrespondenzen erhält, so versteht er nicht bloß den buchstäblichen und natürlichen Sinn des Wortes Gottes, welcher gleichsam der Leib oder die äußere Hülle ist, sondern auch den innern geistlichen Sinn, welcher die Seele ausmacht. Dies ist das wahre lebendige Wort, welches ewig bleibt, und durch dessen gehorsame Befolgung der Mensch wiedergeboren wird, 1 Petr. 1, 23. Die hohe und deutliche Entwicklung dieses geistigen Sinnes hat der Herr in den igtigen Tagen zur Erde herabgesandt durch die Offenbarung der Lehre für seine Neue Kirche *). — Man muß, nach 2 Timoth. 1, 7, nicht haben den Geist der Furcht, sondern der Kraft; Sachez vouloir, sagt Mesmer; Croyez, et voulez, sagt Puység.

*) Diese Offenbarung ist von Swedenborg. Also nicht durch die Entwicklung des geistigen Sinnes kam Swedenborg zu seiner Offenbarung; sondern der Swedenborgianismus dient zu dieser Entwicklung, ist nur Mittel zu einem — Gott weiß, zu welchem Zweck.

Pupsegur; zugleich aber auch den Geist der Klugheit (der Zucht, hat Luther übersetzt). — u. s. w.

Vielleicht ist alles, was man hierüber deuten könnte, unrecht; aber selbst solche unrichtige Deutungen sind lehrreich, um zu zeigen, wie sehr die von dem Verfasser selbst angegebene Idee eines buchstäblichen und eines ganz davon verschiedenen geistigen Sinnes irre führen kann. Nur um dies deutlich zu machen, habe ich das bisherige angeführt. Für mich bin ich übrigens überzeugt, daß der Briefsteller mit allem diesem — gar Nichts hat sagen wollen.

Indeß haben die schwärmerischen Ideen, welche durch diesen Brief und sonst in Stockholm von gewissen Leuten erweckt werden, eben daselbst auch ganz vortrefliche Bestreiter gefunden. Herr Bellgren, Königlichcr Sekretär und Mitglied der Akademie, einer der vorzüglichsten satirischen Dichter, hat in den Stockholms Posten (der politischen und gelehrten Zeitung) ein treffliches Gedicht über diesen der juvenalischen Geißel so würdigen Gegenstand drucken lassen. Und der Kanzleirath und Ritter von Rosenstein, Lehrer des Kronprinzen, hat eine nützliche und sehr beherzigungswerthe Schrift gegen die magnetische Schwärmerei herausgegeben. Wahrscheinlich sind dies die Signale zu einem allgemeinen Federkrieg, wodurch wenigstens das Gute bewirkt werden, daß mehrere wichtige Dinge zur Sprache kommen, und mehrere gemeinnützige

Ideen untersucht, geprüft, und in Umlauf gebracht werden.

3.
**Nachricht vom Russischen Seekriege
 wider die Türken. In den J.
 1769 — 1773.**

(Fortsetzung. S. Decemb. 1787, S. 497.)

So sah es ikt (im Frühling 1770) auf Morea aus. Koron, Mistra, und Modon wurden von den Russen belagert; Navarino war erobert worden, und ward zum haltbaren Ort besser eingerichtet. Als man mit diesem letztern beschäftigt war, kam auch Graf Alexei Orlov daselbst aus Italien an. Er hatte zu Livorno eine englische Fregatte gekauft, war damit nach Malta gesegelt, wo bei seiner Ankunft bereits die Nachricht von der Einnahme von Navarino, mit dem kleinen Zusatz von der Eroberung der ganzen Halbinsel Morea, eingelaufen war. Als der Graf sich dem Hafen von Navarino näherte, ließ er die Admiralsflagge aufziehen. Admiral Spiridow, dem dieses gemeldet ward, befahl die Viceadmiralsflagge von seinem Schiffe herunter zu nehmen, und ebenfalls die Admiralsflagge dagegen auf zu setzen. Nunmehr zog der Graf die Kaiserflagge, dies Zeichen eines unumschränkten Kommandos, auf; welches vom Admiral nicht wiederholt ward, indem seine erhaltene

tene

tene Instruktion ihm keine völlig freie Macht und Gewalt beilegte. — Graf Allerei war sehr unzufrieden, daß sein Bruder, der genommenen Abrede zuwider *), mit der Landung auf Morea so sehr geeilet hatte; und reiste nach ein paar Tagen selbst nach Koron, sowohl um seinen Herrn Bruder zu sprechen, als den Fortgang der Belagerung in Augenschein zu nehmen.

Die neue Batterie vor Koron war noch nicht völlig zu Stande gebracht; und um die Munition zu sparen, feuerte die alte Batterie nur wenig. Eine Bombardiergaliote warf zwar von Zeit zu Zeit eine Bombe nach der Festung; allein einmal sind diese Würfe, wie bekannt, ungewiß, und das waren sie hier noch mehr, weil die Galiote nicht nahe genug lag; und dann erfordert die Aufstellung des Mörsers auf seinen Sattel nach jedesmaligem Abfeuern auch Zeit, so daß in einer Viertelstunde fast nicht mehr als ein Wurf aus einem Mörser geschehen kann. Alles dies war Ursache, daß der Kommandeur von Koron von keiner Kapitulation, die ihm oft schon angeboten war, hören, wohl aber einen Waffenstillstand auf so lange als man wünschte, eingehen wollte. Im Mai ward endlich die neue Batterie fertig; allein man sah bald, daß sie zu hoch war, und daß ihr erwarteter großer Effekt gegen die Mauern der Festung gänzlich

E 4

*) S. Dezember 1787, S. 513, oben.

lich ausblieb, weil die Kanonen gerade senkrecht herab gerichtet werden mußten. Man ging also wieder mit allen Kanonen zur ersten Batterie, die vergrößert ward; und von hier machte man auch eine ziemlich große Oefnung in die Mauer. Weil aber die Mainotten es zu gefährlich hielten, durch dieselbe einzudringen, und das Leben der Russischen Soldaten, bei ihrer so sehr geringen Anzahl, zu kostbar war; so zog man aus diesem Umstande durchaus gar keinen Vortheil.

Den Belagerten zu Mistra hatte man den Zufluß des Wassers abgeschnitten. Der Kommendant schloß daher mit dem Lieutenant Psaro eine Kapitulation, vermöge welcher ihm mit seiner schwachen Besatzung der Abzug nach dem auf dem Gipfel des Berges gelegenen Kastel zugestanden ward; und die Mainotten nahmen hierauf die Stadt, mit allem was darin war, völlig in Besitz. Nun aber hielten sie für nöthig, ihre in Mistra gemachte Beute in Sicherheit zu schaffen, zogen daher damit in ihre Gebirge, und überließen dem Lieutenant Psaro, mit den wenigen Russen, die er bei sich hatte, fast ganz allein die Blokade des Kastels. Der Lieutenant, der unter solchen Umständen eine zweite Belagerung von Troja voraussah *), schloß mit

*) Es ist in der That bemerkenswerth, wie sich die Umstände ändern. Russen erobern Sparta (das izzige Mistra), und führen eine langwierige Belagerung gegen die Festung des Berges!

mit dem Kommandanten einen Waffenstillstand, worin festgesetzt ward: daß, wenn derselbe innerhalb 3 Wochen keinen Sukkurs von den Türken erhalte, er ausziehen, und dem Lieutenant, der ihm für sich und alles seinige Sicherheit versprach, das Kastel überliefern wollte; im Fall aber ein Sukkurs erschiene, versprach der Kommandant dem Lieutenant mit seiner kleinen Begleitung von Rufen, ein sicheres Geleite zur Flotte.

Bei der Observationsarmee an der Landenge von Korinth (s. Dezemb. S. 518), bestanden alle Veränderungen bloß darin, daß, weil in der Nähe derselben bereits alles ausgeplündert war, die Mainotten sich nunmehr genöthigt sahen, weite Märsche, sowohl dießseits als jenseits der Landenge, nach Beute zu thun.

Nach Modon wurden 12 ganz neue Batteriestücke und einige Mörser abgeführt; auch alle Soldaten, die man zu Navarino entbehren konnte, dahin gesandt, und überhaupt alles veranstaltet um den Ort mit Nachdruck anzugreifen. Man errichtete 2 Batterien zu Kanonen und eine zu Mörsern. Allein der Kommandant blieb entschlossen, und beantwortete jeden Schuß genau; auch ließ der sichtbare wenige Schaden, den die Festungsmauren zur Zeit gelitten hatten, nicht vermuthen, daß man mit der Einnahme dieses Platzes sobald fertig werden würde.

Während dieser Zeit kam die zweite Russische Flotte hier an. Admiral Elphinston war im März mit seinem Geschwader von Portsmouth abgesegelt, mußte aber wegen widriger Winde zu Plymouth einlaufen, und konnte nicht vor der Mitte Aprils wieder abgehen. Nun hatte er aber auch eine sehr glückliche und schnelle Reise, und kehrte so wenig zu Mahon als auf Malta ein; sondern richtete, sobald er die Meerenge von Gibraltar passiret war, den Lauf langst der Barbarischen Küste hin, in Hoffnung daß einige Raubschiffe ihm in die Hände fallen sollten: die sich aber nicht sehen ließen. Bei Kap Bon Andrea verließ der Admiral die Barbarische Küste, und lief von hier gerade herunter auf Kap Malna, wo er den 20ten Mai ankam. Den folgenden Tag setzte er die an Bord befindlichen Landungstruppen sofort ans Land; und ging darauf den 22ten gleich nach dem Golf von Napoli di Romania unter Segel, wo, wie er von einem kleinen griechischen Fahrzeuge unterwegs bei Kap Matapan erfahren hatte *), die
Türki:

*) Dies Fahrzeug hatte bereits einige Tage der Türkischen Flotte folgen müssen, in der Nacht aber Gelegenheit gefunden, sich von derselben zu entfernen. Die Türkische Flotte pflegt nemlich, wenn sie die jährliche Karavane zur Eintreibung der Steuern von den griechischen Inseln macht, alle Schiffe die ihr zu Gesichte kommen, sie mögen sein von welcher Nation sie wollen, zu zwingen ihr zu folgen. Dies thut sie, theils um durch die große Menge Segel den europäischen Nationen einen hohen

Türkische Flotte Tages zuvor eingelaufen sein sollte. Von dieser erhaltenen Nachricht und von der Anstandsetzung der Debarfirungstruppen, ließ Admiral Elphingston den Grafen Alexei Orlov, durch einen Boten den er über Land nach Navarino abfertigte, unterrichten; und ihn zugleich ersuchen: alle Schiffe, die entbehrt werden könnten ihm zuzuschicken, um die türkische Flotte in dem Cul de Sac, worin sie sich befände, entweder verbrennen oder auf andre Weise zu Grunde richten zu können. Der Graf detachirte sofort den Vizeadmiral Spiridow mit 5 Linenschiffen nach dem genannten Golf, und befahl ihm die zu Kap Malina ans Land gesetzten 400 Mann Soldaten wieder an Bord zu nehmen.

Indeß war es bei der Observationsarmee nicht völlig so ruhig gewesen, als zuvor. Die jenseit der Landenge von Korinth wohnenden Türken waren über die unverschämten Plünderungen der Mainotten ungehalten geworden, hatten sich in kleinen Trupps von 20 bis 30 Mann zusammengethan, so die Mainotten auf ihren Zügen angefallen, und sie oft, nicht ohne Beute, mit blutigen Köpfen zurückgewiesen. Ueber diese ganz ungewohnte Dreistigkeit der Türken führten die Mainotten bei dem Gra-

fen

hen Begriff von ihrer Seemacht beizubringen, theils um dadurch in den Augen der armen Inselbewohner desto furchtbarer zu scheinen.

fen Orlov bittere Klagen; und da diesem zugleich glaubhaft versichert ward, daß in Thessalien nicht weit von Jania (die Griechen sagen Ajanna) ein Korps Türken sich versammle; so wurden noch einige Kanonen zur Armee abgeführt, wohin Fürst Dolgoruki ebenfalls ging, theils, um die Wahrheit des Gerüchtes von Annäherung der Türken zu erforschen, theils die Placirung der Kanonen und die andern in der Disposition der Truppen etwa nöthigen Aenderungen selbst anzunordnen. Sobald alles dieses geschehen war, kehrte der Fürst zur Belagerung von Modon zurück. — Am 18ten Mai griffen nun die Türken die jenseit der Landenge ausgestellten Vorposten der Observationsarmee selbst an; und da die mehresten derselben aus Mainotten bestanden, die, ohne einen Schuß zu thun, gleich davon gingen, so mußten die wenigen andern, welches Albanier und Slavonier waren, um nicht abgeschnitten zu werden, nach kurzer Gegenwehr sich gleichfalls zurückziehen. Die Türken verfolgten diesen erhaltenen Vortheil den folgenden Tag (d. 19. Mai), griffen die in der Landenge von Korinth postirte Armee selbst an; und da die Mainotten, so bald sie nur die Türken ins Gesicht bekamen, gleich wieder das Manöver vom vorigen Tage machten: so war der Sieg hier augenblicklich eben so wenig zweifelhaft, als er es am gestrigen Tage gewesen war. Die Russischen Artilleristen, nebst den wenigen Soldaten, die sie zur Bedeckung der Kanonen

nen bei sich hatten, wurden sämtlich ein Opfer ihrer Standhaftigkeit. Sie wollten, da die ganze hier befindliche Artillerie in Feindes Hand lief, ihre Kanonen nicht verlassen, und wurden bei denselben niedergesäbelt, so daß keiner entkam. Auch die Albanier und Slavonier, die einige Zeit noch bei den Russen ausgehalten hatten, litten viel Verlust.

Die Eilfertigkeit, mit der die Mainotten flohen, hatte den Nutzen, daß man schon des folgenden Tages zu Navarino und Modon Nachricht von dem unglücklichen Ausgang der Affäre bei Korinth erhielt; und da solche mit der Nachricht von der Ankunft der türkischen Flotte zu Napoli di Romania ungefähr zugleich einlief: so war die Unruhe darüber gewissermaßen doppelt. Die Belagerung von Koron ward augenblicklich aufgehoben: die Russen zogen vor diesem Platz ab, nachdem sie durch Vernageln und sonst ihre Artillerie unbrauchbar gemacht hatten. Bei Modon machte man auch alle Vorkehrungen zu Aufhebung der Belagerung; allein, weil man so viele Artillerie nicht ohne die größte Noth verlassen wollte, es auch noch an Pferden, um sie abzuführen, gebrach, und man den Feind wenigstens noch 2 bis 3 Märsche entfernt glaubte, ging es damit etwas langsam. Zu Navarino hingegen beschäftigte man sich aus allen Kräften, die Munition, Artillerie, Bäckerei, und alle sonstige Feldbedürfnisse, die man an Land geschafft hatte, wieder an Bord der Schiffe zurück zu bringen,

gen. Ueberhaupt gaben alle Anstalten den Griechen deutlich genug zu erkennen, daß ihre Befreier sie und ganz Morea, so bald als möglich, zu verlassen Willens wären.

Den 20sten Mai, als den Tag nach dem Treffen bei Korinth, vereinigten sich mit dem türkischen Korps, das da gefochten hatte, ein Theil von den Truppen, die auf der feindlichen Flotte embarcirt worden und bei Ankunft derselben zu Napoli di Romania gleich an Land gegangen waren. Mit dieser Verstärkung, wodurch die Türken den Russen an der Zahl zehnfach überlegen waren, richteten sie nun ihren Marsch gerade auf Modon. Fürst Dolgoruki, der den Feind noch nicht so nahe glaubte, sah sich also schon den 23sten Mai in der Nothwendigkeit, eine Stellung zu wählen, in welcher er (so weit dies alles zu erreichen möglich war) zugleich im Fall eines Ausfalls der Belagerten den Werken vor Modon zu Hülfe eilen, den Angriff des herandrückenden Feindes aushalten, und den Rückweg nach Navarino sich zugleich offen behalten könnte. Sein rechter Flügel, der aus 400 Mann Russen bestand, und zur Bedeckung eine Batterie von 6 zwölfpfündigen Kanonen hatte, war auf der Anhöhe vor Modon postirt. Wo dieser aufhörte, stießen an selbigen, ein flaches Thal hinab bis zu einer mindern Anhöhe hinauf, Trupps Albanier und Slavonier. Deren linkem Flügel diente wieder eine Batterie von einigen Kanonen und einem kleinen Deta-

Detaschement Russen zur Bedeckung. Vor dem rechten Flügel war eine Ebne; vor der Mitte aber ein kleines Gehölz, das fast bis zum linken Flügel sich erstreckte. In dies Gehölz wurden die Mainotten postirt, die mit bei der Belagerung von Modon gedienet hatten (denn das sogenannte Heer hatte nach dem Vorfalle bei Korinth gleich größtentheils den Weg nach seiner Heimath gesucht). — Der erste Anfall des Feindes geschah gerade auf die Fronte des Russischen rechten Flügels. Da aber die Batterie dieses Flügels, nebst einigen vor der Fronte aufgestellten Feldstücken, die Ebne überall bestreichen konnte, und die Türken keine Artillerie bei sich hatten; so sahen sie sehr bald die Nothwendigkeit ein, sich zurückzuziehen. Den zweiten Angriff versuchten sie auf das Holz vor der Mitte, dessen Besitznehmung die Mainotten dem Feind auch gar nicht streitig machten. Da indeß dies Gehölz der Russischen Linie so nahe lag, daß diese nun von dort aus mit dem kleinen Gewehr konnte erreicht werden; so machte man verschiedene Versuche, sich wieder in den Besitz desselben zu setzen: die aber, mit Aufopferung vieler Menschen, beständig fruchtlos waren, und bei deren einem Fürst Dolgoruki selbst schwer verwundet ward. Nunmehr richteten die Türken ihren Hauptangriff allein auf die Mitte der Russischen Linie; deshalb zog sich der rechte Russische Flügel, um die Mitte zu unterstützen, allmählig von der Höhe herunter, und ließ die Batterie

terie dadurch ohne Bedeckung. Sobald die Türken dies gewahr wurden, umgingen sie die Höhe, fielen die Batterie in der rechten Flanke an, und zu gleicher Zeit ward dieselbe von einem Detaschement aus der Festung im Rücken angegriffen; so daß die Batterie den Türken in die Hände fiel. Nach diesem Vorgange blieb den Russen nichts übrig, als das Schlachtfeld zu räumen. Dies thaten sie, nachdem sie es 6 ganzer Stunden gegen einen überlegenen Feind behauptet hatten, mit Verlust der Hälfte ihrer Mannschaft, und Zurücklassung ihrer sämtlichen Artillerie. 200 Mann Russen war ungefähr alles, was übrig geblieben war. Diese zogen sich mit dem Rest der Albanier und Sklavonier nach Navarino zurück, wo die ersten schon in der Nacht, die letzten aber erst den folgenden Morgen ankamen. — Hier, zu Navarino, war man mit der Einschiffung noch nicht weit gekommen, indem Admiral Spiridow in Eile mit 5 Schiffen hatte auslaufen müssen, wodurch dieser Arbeit viele Hände waren entzogen worden. Die völlige Einschiffung erforderte wenigstens noch 3 Tage Zeit, und während derselben mußte man zugleich die Mauern besetzt halten, da die Türken schon des folgenden Tages (am 24sten Mai) vor den Thoren von Navarino sich einfanden, und wie aus den Anstalten zu schließen war, einen Sturm zu wagen vorhatten.

Den 1sten Jun. 1770 war die Einschiffung völlig geschehen; und noch den selbigen Abend verließ das hier noch allein zurückgebliebene Kriegsschiff Tryphierarches (das Graf Alexei Orlov zum Flaggenschiff gewählt hatte) nebst einigen Fregatten und einer Menge kleiner Fahrzeuge, den Hafen von Navarino. Die Abfahrt der Russischen Schiffe aus diesem Hafen war ein trauriges Schauspiel für die Einwohner des Orts, und für so viele Griechen, die bei Annäherung der Türken hieher ihre Zuflucht genommen hatten. Alles wollte die Stadt verlassen und mit zu Schiffe gehen, selbst das Frauenzimmer nicht ausgenommen. Da es hierzu aber an Fahrzeugen fehlte, und der Graf also dies Verlangen abschlagen mußte; so bemächtigete sich eine Menge, worunter vieles Frauenzimmer mit war, voll Verzweiflung einiger griechischen Fahrzeuge, die nicht weit vom Lande lagen, mit Gewalt, und zwangen die Eigenthümer derselben, sie ins benachbarte Venetianische hinüber zu führen. Von dem türkischen Frauenzimmer, das man hier bisher gewissermaßen als Gefangene bewahret hatte, ward einiges, zum Geschenk wie es hieß, nach Italien geschickt; für einen andern kleinen Theil desselben, das eben nicht das bejahrteste war, hatte noch ein und der andere Offizier das Mitleiden, es mit sich an Bord zu nehmen; das übrige aber ward sämtlich in ein Gebäude eingesperrt, welches, so wie dasjenige, worin die gefangenen Türken männ-

B. Monatschr. XI. B. 1. St. D. lichen

lichen Geschlechts verwahret wurden, an das Pulvermagazin stieß. Bei Abfahrt der letzten Russischen Schiffe aus dem Hafen, flog dieses Magazin, vermuthlich aus Unachtsamkeit, in die Luft; und die Stadt gerieth dadurch zugleich in Brand. Die Türken bemeisterten sich hierauf sofort der Stadt; konnten aber den absegelnden Schiffen, die bereits zu weit vom Lande waren, keinen Schaden mehr zufügen. — So verließen also alle Russen glücklich Morea, selbst auch der Lieutenant Psaro, der bei Annäherung der Türken, von dem alten Kommandanten des Kastels von Mistra in Schutz genommen, und nach dessen Versprechen in einem eigen dazu gemietheten Fahrzeuge der Flotte großmüthig nachgeschickt wurde. (S. oben S. 41.)

So weit habe ich die Nachrichten von der unternommenen Landung der Russen auf Morea, mit großem Bedacht nur summarisch, mit Uebergehung mancher unangenehmen Dinge, liefern wollen. Wahrscheinlich werden manche den Ausgang derselben als sehr unglücklich ansehen; ich aber muß bekennen, daß ich diesen Ausgang noch als besonders glücklich für die Russen betrachte. Und dies aus folgenden Gründen. — Wenn auch die Grafen Orlov völlige Gewißheit davon hatten, wie dies wohl keinem Zweifel unterworfen ist, daß so wenig an den Küsten von Morea, als überhaupt im griechischen Meere sich armirte feindliche Schiffe befänden; so muß man es gleichwohl für einen übereilten Schritt hal-

halten, daß Graf Feodor, mit ein paar Schiffen und einer Hand voll Menschen, von Malta nach Morea lief, ohne die übrigen Schiffe der Spiridowschen Eskader abzuwarten. Denn, hatte man einen Operationsplan entworfen (wie ich glauben will): was nach geschehener Landung sofort unternommen werden solle; so war dieser Plan dadurch vereitelt. Dem Feinde ward zugleich die eine Hauptabsicht der Russen, nemlich die Landung, zu früh entdeckt, und ihm 14 Tage bis 3 Wochen Zeit verstattet, Gegenanstalten vorzunehmen. Die Befehlshaber der festen Plätze auf Morea gewannen Zeit, einige Vertheidigungsanstalten zu machen; und mit Verwüstung des platten Landes ward, zum großen Nachtheil der Russen selbst, während deß von den Mainotten, beständig fortgeföhren. Vermuthlich ließ sich Graf Feodor durch die großen Verheißungen von Seiten der Abgeordneten der Mainotten verleiten, mit einer so ganz unbedeutenden Macht die Landung auf einer so bevölkerten und mit so vielen haltbaren Plätzen versehenen Provinz, als Morea ist, zu unternehmen. Allein er hätte die Nation die ihm so dringend anlag zu eilen, besser kennen, und vorzüglich sich nicht einbilden lassen sollen, daß bei Erscheinung der Russischen Schiffe an der Küste, sie gleich in Regimenter und Bataillone sich formiren, und als geübte und disciplinirte Soldaten unter Anführung Russischer Offiziere sich den schwersten Kriegesoperationen, die

man heut zu Tage von Armeen fordert, unterziehen würde: welches wirklich von nicht wenigen selbst in Petersburg geglaubt ward.

Die Mainotten, dies den Türken sowohl als den Griechen selbst äusserst verhaßte Volk, bewohnen die hohen Felsengebirge von Matapan und Maina. Es hat nicht, wie etwa andere kleine unabhängige Staaten, ein gemeinschaftliches Oberhaupt, oder allgemeine Gesetze nach welchen es regieret wird; sondern es kann vollkommen mit den Räuberbanden verglichen werden, die in ältern Zeiten in dem Thüringer und andern Wäldern Deutschlands sich aufhielten; mit dem Unterschiede allein, daß diese letztern größtentheils ihre Wohnung unter der Erde, die Mainotten aber ihre Hütten über derselben, und überdem auch ihre eigenen Kalohiers *) oder Geistliche, haben. Sonst sind die Mainotten, so wie jene, in kleine Banden von 20 bis 30 Mann vertheilet, deren jede ihren Anführer oder Kapitan sich selbst wählt.

Es ist ferner ein Irrthum, wenn man glaubt, diese Nation werde von ihren Oberherrn den Türken selbst gewissermaßen als unabhängig und frei anerkannt. Mit nichts! Die Mainotten müssen ihre Kopfsteuer, oder Karadsch **), eben wie andre
Türke

*) Dieser verderbte neugriechische Name kommt von *καλος*, schön, edel, und *ισος* heilig, oder *ισος* ein Geistlicher.

**) Von *καπα*, Kopf.

Türkische Unterthanen bezahlen; wenigstens wird diese Steuer von ihnen verlangt, und sie müssen mit einem Beweis daß sie erlegt ist, versehen sein, wenn sie zur Stadt kommen. Diese Steuerscheine aber bezahlen sie selten selber; sondern erhalten sie gemeiniglich von ihren anwohnenden reichern Glaubensgenossen (denen von den Sandschaks *) für Arme immer einige aufgedrungen werden) geschenkt, oder erpressen sie auch von ihnen. Auch ist den Mainotten eben so wenig erlaubt Waffen zu tragen, als den Sfachioten auf Kandia, den Chimarioten in Epirus, und den Arnauten oder Albanern in dem eigentlichen Albanien und Macedonien **): die sämtlich ungefähr einerlei innere Verfassung mit jenen haben. Jede Mainottenfamilie hat ihre kleine Hütte, in welcher die Weiber und Kinder sich beständig aufhalten, während der Mann

D 3

seine

*) Der Befehlshaber eines Distrikts im Osmanischen Reich heißt entweder **Beg** oder **Sandschak**; welches letztere geringer ist als das erste.

) Die **weißen Berge (ehemals **Dikte**) auf Kandia (dem ehemaligen **Acrota**) heißen auch die Gebirge von **Sfachia**; wegen des nahe gelegenen Kastels und Ortes **Sfachia** (wahrscheinlich das ehemalige **Phästos**). Die Bewohner dieser Gebirge heißen daher **Sfachioten**. — **Chimarioten** heißt das räuberische Gebirgsvolk in Epirus von dem, ehemals auch in der Fabel berühmten, Berge **Chimära**. — Die Osmanen nennen Albanien (das ehemalige **Illyrien** und Epirus) mit Inbegriff von Macedonien, **Arnaut**. Die Arnauten werden für kriegerisch und beherzt gehalten.

seine Ziegen oder sein anderes wenigcs Vieh in den Gebirgen hütet, oder auch, bald allein bald in Gesellschaft von ein paar Kameraden, nach der Ebene auf Beute herabkömmt. Geln die Mainotten so auf ihre Nahrung aus, und das thun sie gewöhnlich, so sind sie unbewafnet; bewafnet aber und eine oder mehrere Banden stark, überfallen sie ganze Dörfer oder Flecken: doch immer zur Nachtzeit, und am gewöhnlichsten solche Dörfer, wo man etwa einen Mainotten beim Diebstahl ertappt, ihn derb abgeprügelt, oder auch wohl dem Sandschak oder Kadi zur Bestrafung ausgeliefert hat. Solche Heldenzüge, die immer durch Brennen und Plündern signalisirt werden (und auf welchen stets ein Geistlicher sie begleitet, des Zehnten desto gewisser zu sein), sind es eben, was die große Furcht erweckt, die man auf dem platten Lande zu Morea wirklich vor den Mainotten hat. Indes wagen sie doch auch solche Expeditionen nur selten: aus Furcht, unversehens auf einen Haufen Türken, die etwa einen Besuch in einem kleinen Dorfe ablegen, zu stoßen; oder auch aus Besorgniß, wenn sie hernach zur Stadt kommen etwas einzukaufen, angehalten, tüchtig bastonirt, oder gar auf einige Zeit ins Gefängniß geworfen zu werden: welches die Türken, ohne Ansehen der Person, sie mag eine der Schuldigen sein oder nicht, zu thun pflegen, wenn Klagen über die Mainotten eingelaufen sind.

Aus

Aus dem, was ich von den Mainotten gesagt habe, wird wohl nicht leicht jemand den Schluß ziehen, daß es ein beherztes kriegerisches Volk sei. Daß sie diese Eigenschaft nicht besitzen, erfuhren die Russen zu ihrem größten Leidwesen eben so bald, als daß sie sehr unzuverlässige Bundesgenossen sind. — Noch ein paar charakteristische Züge dieses Volks will ich anführen. Die Mainotten pikiren sich unter andern auch der Gastfreiheit. Wenn daher ein Fremder zu ihnen kommt, so führen sie ihn in ihre Hütte, und bewirthen denselben nach Vermögen, selbst acht und mehrere Tage. Nimmt der Fremde Abschied, so begleitet ihn sein Wirth bis an das Gebiet seines Nachbars; wo er ihm nunmehr alles abfordert, was er an und bei sich hat. Protestiret der Fremde, so erwiedert sein Wirth, daß der Nachbar, zu dem er ist komme, ihm ja doch alles abnehmen werde; es sei daher billiger, in Gutem das was er doch nicht behalten könne, dem zu geben, der ihn doch als Freund bewirthet habe. Worauf denn der gastfreie Wirth seinen Freund halb nackt fortschickt. In der Kunst zu überreden sind die Mainotten so stark, daß selbst die gesprächigen Griechen mir mehrmals gesagt haben: Mein Herr, wenn ein Mainotte Ihren Bruder vor Ihren Augen umbringt, und er folglich die That nicht leugnen kann, Sie stoßen ihm aber nicht augenblicklich den Dold durchs Herz, sondern vergönnen ihm noch einige Minuten etwas zu sei-

ner Vertheidigung vorzubringen; so wird er in dieser kurzen Zeit Sie überreden, daß er Ihnen durch Ermordung Ihres Bruders die größte Wohlthat erwiesen.

Das so große Vertrauen, welches Graf Feodor Orlov in die Herzhaftigkeit und Treue der Mainoten setzte, war also gewiß ein Fehler; er hätte dies Volk besser kennen sollen, das nur die baldige Ankunft der Russen darum mit so vieler Sehnsucht erwartete, um unter ihrer Autorität eine allgemeine Plünderung mit Gewalt unternehmen zu können. Auch hätte der Graf voraussehen können, daß, da es nicht möglich war, ein Heer von vielleicht 10,000 Menschen mit den erforderlichen Lebensmitteln zu versehen, dieses dadurch gewissermaßen berechtigt ward, sich zu zerstreuen, und Ausschweifungen zu begehen. Als nachher Admiral Spiridow mit dem Rest seiner Eskader ankam, war es von dem Grafen freilich sehr wohl gehandelt, sich nach einem bequemen und sichern Hafen umzusehen; allein nunmehr war der Schreck und die Bestürzung, die die erste Nachricht von der Landung der Russen über Morea verbreitet hatte, und von welcher man gewiß wichtigere Vortheile hätte ziehen können, als seit beinahe 3 Wochen geschehen war, vorüber. Die Befehlshaber der haltbaren Plätze hatten Vertheidigungsanstalten gemacht; und wie man ist mit einigem größern Nachdruck agiren konnte, war der günstige Augenblick dazu vorbei.

An

An Lebensmitteln war kein Ueberfluß auf den Schiffen; und wäre dieser auch gewesen, so konnte man den überall zerstreuten Soldaten nichts zuführen. Um nicht zu hungern, mußte der Russische Soldat also auch *à la Mainotte* leben; und dadurch wurden die Russen den Einwohnern von Morea selbst verhaßt, und so sehr diese ihre Ankunft vorher gewünscht hatten, eben so sehr sehnten sie sich gar bald heimlich nach ihrer Abreise. Gleich nach geschehener Landung des Grafen, war es freilich nicht verwerflich, Koron und Mistra zu bereunen; allein er hatte sein Hauptaugenmerk sofort auf einen Ort, wie Modon, richten sollen, durch dessen Einnahme man gleich alle die Bequemlichkeiten sich würde verschafft haben, deren man bedurfte: allein hiezu fehlte es ihm an Kräften.

Wie der Fürst Dolgoruki die Nachricht von dem unglücklichen Vorfall bei Korinth erhielt, konnte er leicht die Folgen davon voraus sehen; er hätte daher augenblicklich vor Modon ausbrechen, und nach Navarino zurück gehen sollen. Allein er glaubte vielleicht, sich dadurch Vorwürfen auszusetzen, wenn er seine ganze Artillerie zurückließe; und diese mit zu führen war keine Möglichkeit, da es zum Transport derselben gänzlich an Pferden gebrach. Er erwählte also die vorhin beschriebene Stellung zum Schlagen, die er auch wahrscheinlich gegen den überlegenen Feind den Tag hindurch würde behauptet haben, wäre er nicht gar zu

D 5

schwach

schwach an regulärer Infanterie gewesen. Indessen mußte sein Schicksal doch immer am Ende das werden, was es ward; und damit konnte er auch noch immer zufrieden sein. Denn, hätten die Türken, anstatt gerade auf ihn zuzugehen, ihn nur mit wenigen leichten Schützen aufgehalten, mit der Hauptarmee aber sich zwischen Modon und Navarino gegesetzt; so sieht man leicht, was das Schicksal der Russen alsdann gewesen wäre.

Man hat zwar die Ursache, daß diese Landung auf Morea keinen bessern Erfolg gehabt, auch mit auf die späte Ankunft der Elphingstonschen Eskader schieben wollen. Allein nach allem bisher gesagten sieht man wohl, daß der endliche Ausfall der Unternehmung sich nicht würde verändert haben, wenn auch die 400 Mann Landtruppen die Elphingston an Bord hatte, 14 Tage oder 3 Wochen früher gelandet wären. Hätte man sie vor Modon gebrauschen wollen, so würde diese Festung, auf die man erst seit einigen Tagen von 3 in Eile errichteten Batterien zu feuern angefangen, der Uebergabe dadurch um nichts näher gebracht worden sein. Hätte man aber die Truppen gar vertheilen, und etwa 100 Mann davon nach Koron, eben so viel nach Mistra, und den Rest nach der Landenge von Korinth senden wollen; so wäre der Vortheil dieser Verstärkung dadurch gänzlich verschwunden, und die Russen, der frühern Ankunft dieser 200 Mann ungeachtet, dennoch genöthigt gewesen, die Halbinsel

insel zu verlassen, weil sie nicht von Anfang darauf bedacht waren, einen haltbaren Ort, der zugleich mit einem guten Hafen versehen war, zu gewinnen.

Ich bin überzeugt, wäre die gesamte Spiridow'sche Eskader auf einmal bei Morea angekommen, hätte man dann nur einige wenige Truppen auf Transportschiffen bei Porto Bitolo landen lassen, um den Mainotten das verabredete Signal zu geben, wäre aber mit der ganzen Eskader gerade nach Navarino gegangen, und hätte sich dieses Hafens bemächtigt, (welches, wie man aus dem nachmaligen Erfolg sieht, gewiß glücklich ausgeschlagen sein würde), hätte darauf mit Anwendung aller Kräfte die Belagerung von Modon unternommen, dieser Festung sich bemächtigt, und solche nachmals zum Waffenplatz gemacht; So konnten die Russen in dem Besitz dieses Places und von Navarino zugleich sich erhalten, wenn auch die Flotte zu andern Verrichtungen auf einige Zeit wäre abgerufen worden. Mit den 400 Mann Landtruppen von der Elphinstonschen Eskader, waren sie stark genug, beide Plätze gehörig zu besetzen; im Nothfall konnten sie auch noch aus dem nahen Illyrien Sklavonier, die mit den Russen so zu sagen eine Nation ausmachen, und auf deren Herzhaftigkeit und Treue sie sich völlig verlassen konnten, genug an sich ziehen, um die Besatzung zu verstärken. Wären endlich die 2000 Mann Truppen, welche mit der Eskader des Kontreadmiral Arf von Reval noch abgesandt

sandt wurden, am Ende des Jahres ebenfalls angekommen; so hätten die Russen das folgende Jahr mit 2000 bis 2500 Mann regulärer Truppen, und 5 bis 6000 Slavoniern und Albanern, im offenen Felde selbst erscheinen, und nach Gelegenheit noch eines und des andern festen Plazes sich bemächtigern können: zumal da nach der Begebenheit vom 6ten Julius die Flotte freie Hand bekam, diese Unternehmungen auf dem festen Lande auch ihrer seits zu unterstützen.

Allein, da die Sachen gingen, wie wir gesehen haben, so war es, meiner Einsicht nach, ein Glück, daß Fürst Dolgoruki sich selbst und die Hälfte der Menschen, die unter seinem Befehl bei Modon fielen, noch rettete. Es war ein Glück, daß die vom Kontreadmiral Elphinston an Land geworfene 400 Mann noch ohne Verlust wieder an Bord der Schiffe zurück kamen. Und endlich war es gewiß das größte Glück, daß die Flotte nichts litt, und einem Affront entging, dem sie ausgesetzt war, nemlich von der türkischen Flotte in dem Hafen von Navarino eingeschlossen zu werden.

Die türkische Nation muß zwar unter die Seefahrenden mit gezählet werden, und der Großsultan hat, wie bekant, selbst eine Flotte von Kriegsschiffen; doch würde man sehr unrecht thun, wenn man die türkischen Seefahrer mit den unsrigen, und ihre Kriegesflotte mit einer andern Europäischen in Vergleichung setzen wollte. Die Türken verstehen

von

von der eigentlichen Navigation gar nichts; sie sind Küstenfahrer, die immer ein bekanntes Land oder Vorgebirge nach dem andern mit den Augen aufsuchen, um nicht in die Irre zu gerathen. Selbst der erste türkische Admiral, der Kapitän Pascha, versteht aufs höchste das Steuerruder und die Segel zu regieren; aber nichts davon, durch Observation der Sonne oder eines Gestirns die Breite zu finden, durch Hülfe des Logs die wahrscheinliche Länge zu bestimmen; aber nichts davon, daß man durch den Strom von dem gesteuerten Lauf verjert werde; nichts von der Declination der Magnetnadel. Dieser letzten Ursache wegen sind auch alle Kompassse, deren die Türken sich bedienen, rektifizirt, das ist für unsre Seefahrer unbrauchbar gemacht. Die Steuerleute auf den türkischen Kriegsschiffen, wenige geborne Türken von Kandia ausgenommen, sind sämtlich Griechen, deren ganze Seewissenschaft ebenfalls bloß in Kenntniß der Landspitzen und einiger Untiefen und Klippen unter dem Wasser bestehet. Bei so großer Unkunde in der Schifffarth würde es Verwegenheit sein, sich weit vom Lande zu entfernen, oder gar Nachts unter Segel zu bleiben. Dies letzte thut denn auch eine türkische Flotte niemals, sondern geht jeden Abend vor Anker; den einzigen Fall ausgenommen, wenn sie zu Einforderung des Tributs nach Aegypten zu gehen genöthiget ist: da sie zu Rodis den erforderlichen Wind abwartet, um von dort mit vollen Segeln nach Alexandria überstechen zu können. Ich

Ich komme ikt zu dem Russischen Geschwader zurück, welches (s. oben S. 42, f.) unter Kontreadmiral Elphinston *) von Morea, einen Tag vor dem Unfalle bei Modon, nemlich am 22sten Mai wieder unter Segel gegangen war, um die feindliche Flotte aufzusuchen. Elphinston entdeckte diese den 27sten Mai am Eingange des Meerbusens von Napoli di Romania, und kam gegen 6 Uhr Abends ihr so nahe, daß seine beiden Kriegsschiffe Metronmena und Saratow, und die Fregatte Nadeschda (Hoffnung) die 2 letzten Schiffe der feindlichen Flotte mit ihren Kanonen erreichen konnten. Den 28sten trieb der Admiral die feindliche Flotte völlig in den Hafen der genannten Stadt hinein, und legte sich vor demselben vor Anker: in Hoffnung, daß in der Nacht oder am folgenden Morgen die verlangte Verstärkung von der Spiridowschen Eskader zu ihm stoßen würde. Dies kühne Betragen des Admirals, bloß mit 3 Schiffen und 2 Fregatten sich an eine Flotte von 14 Linien Schiffen (so stark waren die Türken) zu wagen, stößte diesen den ersten Respekt gegen die Russische Marine ein. Allein die gehofte Verstärkung blieb aus; und da zugleich in der Nacht ein starker Nordwestwind sich erhob, mit welchem die feindliche Flotte aus ihrer kritischen Lage sich wieder heraus helfen konnte, wozu sie auch, wie man auf den Elphinstonschen Schiffen deutlich

*) Er war, s. im Dezember, ein geborner Engländer.

lich hörte, Anstalt machte: so kappte der Admiral seine Anker, und ging unter Segel, in der Absicht, die feindliche Flotte am Ausgange des Meerbusens zu erwarten. Man ward solche des Morgens nicht sobald gewahr, als sogleich das Signal zum Schlagen gegeben ward. Der Kapitän des Kriegsschiffs Saratow hielt indeß die Partie zu ungleich, und ließ den Admiral durch einen abgeschickten Offizier wissen: daß er dem gegebenen Signal keine Folge leisten könne, indem die russischen Seegesetze ihm solches untersagten. Admiral Elphinston verließ also die feindliche Flotte, und ging seiner erwarteten Verstärkung entgegen, die er in dem Meerbusen von Kolochina antraf. Hier hatte indeß Vizeadmiral Spiridow die von Elphinston debarckirten 400 Mann Landtruppen wieder an Bord genommen. Diese Truppen hatten von dem Tage an, da sie waren an Land gesetzt worden, (d. 21. Mai) sich in der mißlichsten Lage befunden. Sie waren auf eine kleine Landspitze wie hingebannt, und von ihren Freunden ganz abgeschnitten. Auf dem Weg nach Navarino durften sie sich nicht begeben, nachdem die Türken seit einigen Tagen in ganz Morea wieder den Meister spielten; auch waren sie der Wege dahin ganz unkundig. Zu Wasser dahin zu gelangen, dazu fehlten ihnen Fahrzeuge. Bei so äußerst unangenehmen Umständen verschanzten sie sich daher an Ort und Stelle, so gut sie konnten, und warteten geduldig das Ende ihres Schicksals ab;

ab; welches gewiß sehr traurig für sie hätte ausfallen müssen, wenn nicht Spiridow zu ihrer Errettung erschienen wäre. Denn man hatte ihnen, wie sie an Land gesetzt wurden, nur auf 4 Tage Brot von den Schiffen mitgegeben; womit sie schon in den achten Tag sich hatten behelfen müssen.

Sobald beide Geschwader in dem Meerbusen von Kolochina zusammen stießen, verfügte sich Kontreadmiral Elphingston an Bord des Viceadmirals, mit ihm das Nöthige zu Verfolgung der feindlichen Flotte zu verabreden. Spiridow erklärte am Ende dieser Unterredung: weil er weniger Erfahrung zur See und vom Seekriege selbst, als der Kontreadmiral habe, so überlasse er demselben das Kommando beider Eskadern; er wolle bloß dessen Signale für die Schiffe seiner Eskader wiederholen, und mit seinem Flaggenschiffe selbst diejenigen befolgen, die demselben würden gegeben werden. Nach dieser Verabredung gingen beide Eskader gleich unter Segel. Einige Signale, die der Kontreadmiral für die Schiffe der Spiridowschen Eskader geben ließ, wurden von dem Viceadmiralschiffe nicht wiederholt. Elphingston, darüber von seiner natürlichen Lebhaftigkeit hingerissen, ließ nun für das Flaggenschiff des Viceadmirals selbst ein Signal geben, das so wenig repetirt als befolgt ward. Nach Seegebrauch ließ er solches also wieder vom Mast herunter nehmen; und da er nun eben dasselbe Signal gleich darauf noch einmal wiederholte, begleitete er solches

solches mit einer kugelförmigen Kugel, die nahe vor
des Viceadmirals Schiff vorbei strich. Dem Signale
ward nun augenblicklich nachgelebt; dies machte
dem Kontreadmiral so viel Freude, daß er im Aus-
bruch derselben ausrief: I see, it will do (Ich merke,
so wirds gehen). Ob der Kontreadmiral daran recht
that, mit Ernst darauf zu bestehen, daß nach der
einmal getroffenen Uebereinkunft man nunmehr
seine Signale auch in'spektire, lasse ich unentschie-
den; aber Flug war sein Verfahren gewiß nicht,
da er nöthwendig voraussehen mußte, daß solches
den Viceadmiral gegen ihn aufbringen würde.

(Die Fortsetzung künftige.)

Ueber den Katholizismus der Fürstin von Dessau.

Ich lese in der Berlinischen Monatschrift vom
Oktober 1787 (S. 374) folgende öffentliche Erklärung
„über das ungeheime Märchen von dem Ueber-
tritt der Fürstin von Dessau zur katholischen Re-
ligion ist, wie man sich gewiß sagt, sogar ohne
Wissen und Willen der verehrungswürdigen Für-
stin in den Zeitungen bekannt gemacht worden.“

Was hierüber zu wissen ist, kann niemand be-
stimmten, als ich. Denn ich bin Verfasser dieses
Zeitungsartikels. Ich hatte von dieser verehrungs-

W. Monatschr. XI. B. 1. St. & war:

„dummeres als diese nun in ganz Deutschland
 „wiederholte Lüge wisse; denn, wäre sie schwach
 „genug gewesen, eine andere Religion anzunehmen,
 „als diejenige, in der sie geboren und erzogen ist:
 „so dächte sie doch nicht so niedrig und falsch, um
 „eine Larve vorzuhalten und damit einem Gottes-
 „dienst beizumohnen, der nicht der Gottesdienst ih-
 „res Herzens wäre.“

Daß übrigens die Fürstin von Dessau rein und
 frei von allem Aberglauben und jeder Schwärme-
 rei ist, daß sie mit dem hohen und durchdringenden
 Geiste des Brandenburgischen Hauses, die größte
 Achtung für Menschheit mit der herablassendsten
 Güte und Menschenliebe verbindet; daß sie in der
 Stille die größten Tugenden ausübt, aber freilich
 aus der ganzen Welt nicht mehr macht als sie werth
 ist, und daß eine solche erhabene Seele, eben wegen
 der Höhe, auf der sie steht, von den meisten Men-
 schen mißkannt und mißverstanden wird: das weiß
 ich, theils wie es auch Andere wissen können, theils
 aus dem persönlichen Umgange mit dieser Fürstin
 in Wörlitz, Dessau und Hannover, und aus allen
 ihren Briefen.

Lange stand jene Erklärung schon in allen Zei-
 tungen, als man mir noch in Hannover in einem
 fort, nach den Nachrichten, die man aus Berlin
 zu haben vorgab, mit felsenfestem Starrsinn jene
 dumme Währe behauptete, die Fürstin von Dessau
 sei katholisch!

Uebrigens bin ich weit davon entfernt, entweder die beiden mir sehr verehrungswerthen und mir beide persönlich bekannten Herrn Herausgeber der Berlinischen Monatschrift, noch meinen Freund Herrn Nicolai für die Berlinischen Zionswächter zu halten! Die Mähre von dem Katholizismus der Fürstin von Dessau ward mir aus dem Munde einer sehr vornehmen und sehr schönen Berlinischen Dame von Berlin geschrieben, und dort und allenthalben wiederholt. Aber, daß sich sehr vornehme und zumal sehr schöne Damen in Berlin — mit Zionswächtereie abgeben: das war mir damals eine große Neuigkeit.

Hannover, den 23. November 1787.

Zimmermann,
Ritter, Königl. Leibarzt und Hofrath.

Nachschrift der Herausgeber.

Die vorstehende Erklärung des berühmten Mannes, wodurch über eine Sache, die vor einiger Zeit viel Gerede veranlaßte, Licht verbreitet wird, ist in mehr als einer Rücksicht merkwürdig. Der Edelmuthe des Herrn Verfassers, welcher Jhu ohne äußere Veranlassung zu dieser Erklärung bewog, verdient unsern wärmsten Dank, und gewiß die Hochachtung des ganzen Publikums. Jener erwähnte Zeitungsartikel verursachte große Sensation; und viele unserer Gegner erlaubten sich — wie sie denn seit einiger Zeit manches, was sonst

ehr:



Nicolai gemeint habe. Er selbst erklärt dieses öffentlich; und die Sache ist also hiermit völlig entschieden.

Wie aber bestehen nun hierbei unsre Gegner, und namentlich Herr Oberhofprediger Stark? — Dieser Theologe hat in seinem wüthigen Buche, das an giftiger keuchender Wuth und an verächtlichen Hänken einer aufs äußerste getriebenen Rachsucht schwerlich seines gleichen hat, in beiden Theilen an mehreren Stellen — wie er denn überhaupt sehr glücklich in Wiederholungen ist — uns die erste Schuld jenes Gerüchtes geradezu beigemessen, sie uns von der erhabenen Fürstin Selbst beimesen lassen, ja schon als wahrer Kriminalrichter die Strafe unserer Schuld diktiert. Schon bei dem Königl. Kammergerichte glaubte er gegen uns anzeigen zu müssen *): „Die in den öffentlichen Zeitungen auf Befehl der Fürstinn von Dessau eingerückte Erklärung enthalte namentlich, daß dies Bruit durch die Berliner Schriftsteller, die von den Fortschritten der Katholiken unter den Protestanten träumen, veranlassen worden.“ Namentlich? Etwa geradezu die Namen Gedike und Viester? Dies ist doch nicht wahr. Berliner Schriftsteller? Es ist nicht wahr, wie man aus Obigem sieht, daß von Schriftstellern in jener Erklärung die Rede gewesen. Hernach spricht er in seinem Buche bis zum Ekel oft von der Sache. Am ausführlichsten Th. I, S. 236, f. Hier entblödet er sich nicht, zu sagen: „Die Monatschrift habe Lavater als einen „Kryptokatholiken“ und Handlanger der Jesuiten geschildert.“ Dieses ist wiederum nicht wahr. Wie ist (denn wir müssen ja wohl gegen eine wie-

E. 4. der:

*) Man sehe unsern Abdruck des Processes, S. 147.

ten redet. Wo haben wir nachtheilige Gerüchte ausgestreut *)? Wo namentlich jenes thörichte, von uns nie geglaubte, und oft bei dessen Erwähnung von uns bestrittene, Gerücht von der verheerungswürdigen Fürstin auch nur auf die entfernteste Art verbreitet? — Am Ende der angeführten Stelle seines Buchs verstößt nun dieser unglückliche Mann so sehr gegen alle Achtung die er dem Publikum schuldig ist, gegen gute Sitten und Anstand, ja gegen die gesunde Vernunft, daß er uns daselbst im Texte die Strafe des „Zuchthauses oder Marzrens“

E 5

ren:

*) Endlich hat der Herr Oberhofprediger einen Brief erhascht, den er Th. II, S. 12 der Beilagen drucken läßt. Es ist ein Brief, den Hr. Obristlieutenant Kessler von Sprengelsen am Ende des J. 1786, an, ich kann nicht wissen, welchen Freund geschrieben; diesem meldet er, ich habe ihn gefragt: ob Hr. D. Stark sich noch in Darmstadt befinde? Unmöglich kann ich ihn noch wissen, unter welchen Umständen ich diese, wie mich dünkt, ganz unverfängliche Frage mag geschrieben haben; und bewundere zugleich Hrn. Starks Wahrheitsliebe und Echarfsinn, wenn er hieraus meine Kabale, mein Bestreben, ihm Feinde aufzumiegeln, beweisen will. Zugleich verspreche ich, wenn ihm dies Ruhe geben kann, mich nie wieder um den Ort seiner Existenz zu bekümmern. — Indesß ist der arme Mann freilich zu bedauern. Er wollte gern wichtigere Briefe über uns dem Publikum vorlegen. Aber seine ganz unstatthafte Eidesdelation über unsre Korrespondenz nach Darmstadt und dortigen Gegenden, ward als unstatthast verworfen. So auch sein unstatthafteß Gesuch um die Angabe unsrer Einsender, Mitarbeiter, u. s. w. (S. Prozeß, S. 86, 200, 286.) Dadurch kam er denn um unsre Korrespondenz und um seine gehofften Beilagen. Der arme Mann! B.

„renhauses“, und in der Note die Strafe „des
 „Staupbessens, des Brandmarkes, des Zucht-
 „und Arbeitshauses“ zuerkennt. Das thut ein
 Gelehrter! ein Geistlicher!! ein Oberhofprediger!!!
 Das thut er in einer Schrift, die er als Kläger un-
 fern Richtern wie eine weitere Ausführung seiner
 Rechtsgründe vorlegen wollte!!!! Das ist die
 Sprache der gekränkten Unschuld!!!!

Ueberhaupt scheint er zu glauben, er würde am
 kürzesten mit uns fertig, wenn er den Arm der Ras-
 che und Strafe regierender Herren gegen uns auf-
 rief. Er schämt sich nicht, Th. I, S. 239, f. in der
 Note, bei Gelegenheit seines Streites mit uns,
 drei falsche Nachrichten von Fürsten, denen unter
 öffentlicher Autorität in den Zeitungen widerspro-
 chen worden, anzuführen, und dabei zu sagen: „daß
 „die Berl. Monatschrift die erste gewisse Veran-
 „lassung zu diesen schändlichen Märchen gegeben,
 „daran mag wohl kein Mensch mehr zweifeln kön-
 „nen.“ Und eine dieser falschen Nachrichten betraf
 sogar das hohe Königliche Haus, dessen beglückte
 und auch für uns gnädige Regierung wir mit je-
 dem Patrioten verehren! Auch dies lekte führte
 der Herr Oberhofprediger schon vor unserem Richter
 an*). Wäre dies edel gehandelt; gesetzt auch, un-
 sre veranlassende Schuld sei wahr? Wie ist es
 aber jetzt zu nennen, da unsre ganze Schuld bloß die
 Folge seines Unrechtes, bloß die Erdichtung seines
 rachsüchtigen Gemüths, kurz, bloß eine Lüge ist?
 Er glaubte indeß, uns mit dieser Autorität ganz
 verstummen zu machen, und hat die Niederträch-
 tigkeit, im Triumphtone hinzuzusehen: „Ob sie
 „denn nun auch wohl noch mit Gellerts Widerspre-
 „cherin

*) S. Prozeß, S. 245.

„deshin ausrufen werden: blau war der Hecht!“
 Wir aber können Gottlob, sicher unter dem Schutze
 der Gesehe und der Gerechtigkeit, welche unser
 weise und gnädige König ehret und ausübt, —
 oder denkt der Herr Oberhofprediger beleidigend
 genug von Ihm, um dies zu bezweifeln? — wir
 können, zwar nicht wie ein zänkisches Weib, aber
 ruhig und unbefangen als Männer, alles was wir
 bis ikt in diesem Streit behauptet haben, wieder-
 holen, zumal wenn es nicht anders als durch gehä-
 ssige Lügen widerlegt wird. Wir werden uns nie
 mit Herrn Stark zur Beredsamkeit des Fischmarkts
 erniedrigen; die Stelle aus dem Gellert wird uns,
 wenn wir von ihm reden, nicht einfallen, wohl aber
 wird uns, so oft wir sein ihn entehrendes Buch, die-
 ses schändliche Gewebe, dessen Aufzug boshafte Nach-
 sucht und dessen Einschlag Lügen und Verdrehungen
 sind, in die Hände nehmen, die Horazische Stelle
 einfallen: *Hic niger est, hunc tu — caveto*,
 oder auch sein Zuruf: *Foenum habet in cornu*;
 lange fuge! Doch nein, wir wollen nicht fliehen!
 Mag er denn, wenn er will, seine stumpfen Hör-
 ner gegen den Fels der Wahrheit vollends ablaufen!

Der Herr Oberhofprediger sagt fast an der
 nehmlichen Stelle seines Buchs (Th. 1, S. 241):
 „Die Gesellschaft der Fürsten sei zu vornehm für
 ihn,“; wie kommt er denn dazu, immerfort Für-
 sten mit in seinen Streit zu ziehen? Er nennt
 uns, in seiner Art Wiß, „Generalpolizeileutnante
 „des Glaubens“)“; man mögte ihn dagegen eben
 so

*) Ein guter Mann — *quiescat in pace!* — nannte
 uns einst in seinem schwachen Borne: Polizeileut-
 nante (s. Januar 1786, S. 53 unten). Hr. Stark,
 der gerne Wiß vorgt, hat diesen noch verbessern
 und erhöhen wollen.

so unwisig : wisig den Generalanwald aller europäischen Souveräne nennen. Denn nicht genug, daß er uns im Allgemeinen „Fürstenschänder“ schimpft; er geht auch mehr ins Detail, und fordert verschiedene Regierungen, die wir sollen beleidigt haben, gegen uns auf. Z. B. gleich auf den ersten Blättern: die Regierung von Schlesien, den Herzog von Mecklenburg-Schwerin; ferner mehrmals den König von Preußen*), den römischen Kaiser, u. s. w. u. s. w. und Th. II. S. 391. sogar den Kanton Zürich. — Ja, auch gegen Fürsten, die wir nicht nennen, sollen wir Hochverrath begangen haben. Es wird im April 1785 S. 381, fragend und mit Bitte um weitere Nachricht und Belehrung (wie der Herr Oberhofprediger selbst eingesteht), angeführt, was von zwei deutschen Prinzen in den Hamburger und Altonaer Zeitungen gestanden hat. Es werden die Zeitungen genannt, und die Artikel daraus wörtlich abgedruckt. Sie enthalten Widerrufe einer vorhergegangenen Erzählung. Es ist nichts davon bekannt, auch gar nicht wahrscheinlich, daß die durchlauchtigen Prinzen gegen jene Zeitungschreiber eine Klage angebracht hätten; warum soll denn

der

*) Diesem Herrn Oberhofprediger kann man es schwerlich Recht machen, Ich rede im August 1786 der Monatsschrift von dem bisher in Rom verweigerten Preussischen Königstitel; und muß dabei auch den König von Preußen, und den Staatsminister Herrn Grafen von Herzberg, der uns Selbst darüber einen Aufsatz geschenkt hatte, anführen. Hierbei muß ich nun wohl keine „Fürstenschändung“ und „Ehrenraub“, wie es sonst bei ihm immer heißt, begangen haben. Dagegen wirft er mir nun aber (Th. I. S. 304) „meine vielen Reverenzen gegen den Minister und den König“ vor. B.



heißt dies alles hier, Vorspiegelung. In dem genannten Aufsatz (August 1787, S. 165) wird am Ende gesagt: „den Gerüchten von der Religionsveränderung einer großen Person in Schweden ist öffentlich zur Freude aller Protestanten widersprochen worden; und nur die Zukunft kam uns über den Ursprung derselben belehren.“ Dieser letzte unschuldige, aber nicht nützige, Zusatz — denn ist es nicht wichtig zu wissen: welche Partei es wagen konnte, zuerst solche Gerüchte ins Publikum auszustreuen? und in welcher Absicht sie es that? — dieser Zusatz wird in dem elenden Archive der Schwärmerie verdreht. Er wird fälschlich so angeführt: „die Zukunft werde uns über dies Gerücht“ (nicht, wie es doch im Aufsatz heißt, über dessen Ursprung) „belehren können“, und nun wird dies gar auf die Wahrheit des Gerüchtes gedrucket. Man hätte freilich in der Monatschrift, heißt es, nicht wagen können, öffentlich die Sache selbst zu behaupten; man hätte daher gesucht, die Wahrscheinlichkeit zu zeigen, u. s. w. — Pfuy der Schande!

Der Herr Oberhofprediger Stark hat nunmehr bekanntlich zwei dicke Bände gegen uns geschrieben. Der erste Band ist, ohne die Vorrede, 608 Seiten in Großoktav stark; und enthält dennoch von der eigentlichen Sache, die man wissen wollte, — gar Nichts. Dagegen ist er aber so voll von rabulistischer Verdrehung, leidenschaftlicher Hefigkeit, von plumphen Schimpfworten, groben Injurien, und hämischen Chikanen, daß alle Leute von Verstand, von Gefühl der Ehre, ihren Ekel und Abscheu dagegen bezeugt haben. Aber noch viel mehr werden sie dies über den jetzt erschienenen zweiten Theil — äußerlich und innerlich

lich ein Ungeheuer! — thun müssen. Er enthält, ohne die Vorrede, 404 und 152 und 384 und 54 Seiten, zusammen 994; und liefert wiederum von der eigentlichen Hauptsache — fast gar Nichts. Auch scheint der Herr Oberhofprediger dies selbst zu erkennen. Denn, ungeachtet dieser, mit Vorreden u. s. w. zusammen betragenden siebenzehnten halbhundert Seiten, wo wohl Raum genug zu seiner Vertheidigung gewesen wäre, kündigt er jetzt noch einen Nachtrag an, der denn wohl das Beste enthalten wird. Wahrlich, es fällt einem das bekannte Geschichtchen von dem ungeschickten Zahnarzt hierbei ein, der mit vieler Weitläufigkeit und unter vielen Schmerzen des Kranken endlich — einen gefunden Zahn, der nah an dem beschädigten stand, herausriß. Er setzte noch einmal an, und unter langer und martervoller Operation kam — der zweite Nachbar des gesuchten Zahnes, wiederum ein ganz gesunder, heraus. Sind Sie endlich fertig? schrie der geplagte Kranke mit einer sehr verzeihlichen Ungeduld. „Noch nicht“, erwiderte gravitatisch der Scharlatan, ohne sich irren zu lassen, „ich habe mir nur erst Platz geschafft.“ Ach, der Weinleidende Patient konnte unter den zweimal unglücklichen Operationen kaum soviel ausstehen, als der geduldigste Leser unter der schweren Hand des Herrn Oberhofpredigers bei diesen 1642 Seiten leidet, auf die nun noch ein Nachtrag, wahrscheinlich wieder ein mäßiges Bändchen zwischen 600 und 1000 Seiten, folgen soll.

Jeder muß eingestehen, daß Herr Stark nicht mit der Ruhe und Kälte eines Mannes geschrieben hat, der, mit völligem Bewußtsein, nicht nur davon, daß er wirklich unschuldig ist, sondern auch, daß er keinen Anlaß zum Verdacht gegeben hat,
 Andre

Andre von seiner Unschuld überzeugen will. Kunst und List hat er freilich genug angewandt. Vornehmlich soll es ihm zur Rechtfertigung helfen, daß er seine Gegner großer Verbrechen gegen Gott und den Staat beschuldigt. Nur schade, daß er sich hierbei zu Unwahrheiten und gehässigen Verläumdungen hat erniedrigen müssen. Wir haben oben einige Exempel davon angeführt, wozu uns der vorstehende Aufsatz des Herrn Hofraths Dammernann Gelegenheit gab. Denn sonst verachteten wir dergleichen zu sehr, als daß wir es einer Widerlegung würdigten. Ruhig glauben wir, bei solchen grundlosen Anklagen uns auf die Empfindungen aller Leser unserer Monatschrift verlassen zu können. — Vorzüglich auffallend ist es, daß der Herr Oberhofprediger, besonders im zweiten Theile, die Schimpfwörter: Injuriant, Calumniant, Pasquillant, so ohne Maß und Ziel gebraucht; da er uns doch bekanntlich als Injurianten verklagt, aber seinen Prozeß mit allen Kosten verloren hat. Auffallend ist es, daß er diese gehässigen Beschuldigungen so vorzustellen sucht, als könne kein Mensch von Einsicht und Unparteilichkeit an deren Wahrheit zweifeln; und einer der Ersten Gerichtshöfe in Europa hat, nach Erwägung der Starischen Klagschriften und *Dietaminum ad Protocollum*, und nach sorgfältiger Untersuchung der Sache, doch die Unstatthaftigkeit aller dieser Unschuldigungen positiv erklärt. — Ein andrer Kunstgriff ist, so viel fremde Dinge hineinzuwickeln, und diese mit großer Weltläufigkeit zu behandeln, daß sie den Leser verwirren, und dieser nicht auf die Dringlichkeit der Behandlung der eigentlichen Streitfrage merken soll.

Wegen

Wegen aller dieser Ursachen ist es für jeden unparteiischen Leser äußerst ermüdend, sich durch diese beiden dicken Bände durchzuarbeiten. Es ist kein angenehmes Feld der Lektüre, sondern ein wahrer Sumpf voll garstiger Pfützen und schmutziger Stellen; und oft bekommt man Lust, sich von dem, welcher diesen Pfuhl selbst absichtlich angelegt hat, unwillig loszureißen und ihn seinem Moraste zu überlassen. — Indes, uns kommt es zu sehr auf die einmal durch die Monatschrift zur Sprache gebrachten Sachen und deren Wahrheit an, als daß wir nicht, mit jeder Mühe und Unverdrossenheit, dieselben erörtern sollten! Bei dieser Gelegenheit, wo wir von dem Herrn Oberhofprediger reden mußten, versprechen wir also zugleich unsern Lesern: künftig, sobald es Zeit und Umstände erlauben, aus seinem ungeheuren Geschreibe alles das, was die von uns über den Verfasser geäußerten Punkte betrifft, unparteiisch zu liefern, um dem einzigen wahren Richter unter uns, das Publikum, in Stand zu setzen, über diese wichtige Materie zu urtheilen. Wir selbst werden nicht entscheiden; aber wir werden, wie jeder nur etwas billige Freund des Herrn Oberhofpredigers eingestehen soll, nichts Wichtiges, und, wohl zu merken, nichts zur Sache Gehöriges auslassen. — Daß Herr Stark selbst mehr als einen zur Sache gehörigen Umstand ausgelassen, wird jeder aufmerksame und mit der ganzen Streitsache im Zusammenhang bekannte Leser von selbst bemerken, und wenn er dies und überhaupt die seltsamen Wendungen und Seitensprünge des Herrn Oberhofpredigers gewahr wird, wohl schwerclich mit Herrn Oberkonsistorialrath Büsching sympathisiren, dessen anfängliche „Unruhe und Bangigkeit“ ist durch diesen zweiten Theil der Starkischen Schrift, wie er versichert (Wöchentliche Nachr. St. 52, vom 24. Dec. 1787) völlig gehoben

B. Monatschr. XI. B. I. St. 5 ben

ben und weggeschafft ist.“ Wünschen aber wird er zugleich, daß Herr O. K. K. Büsching den bedenklichen Weg, von dem er, wie er sagt, ehe- dem den Herrn Oberhofprediger glücklich abgehalten, etwas näher bestimmt hätte. Es scheint doch, daß Herr Stark schon sehr früh bedenkliche Wege geliebt habe. Berlin, den 28sten Decbr. 1787.
Die Herausgeber.

f.

Zur Geschichte des Bremischen Magnetismus.

Beurtheilung des Wienholtschen Beitrages zu den Erfahrungen über den thierischen Magnetismus.

Lange ist keine Schrift von allen, die auf das Magnetisiren in Bremen ihre Aufmerksamkeit richteten, mit größrer Begierde erwartet worden, als die, womit Herr Doktor Wienholt endlich das lesende Publikum beschenkt hat. Denn er hatte eine treue Darstellung der von ihm bei drei desorganisirten Personen gemachten Beobachtungen versprochen. Selbst in Meinen ward die Erwartung dieser Schrift von einem Parteigänger des Magnetismus, der Land und Leute für die neue Wunderkur eitzunehmen, und jedermann gegen die Bestreiter derselben aufzubringen gesucht hatte, besungen, obgleich nur der geheime Zirkel der Gläubigen damit erbauet wurde. Auch die, welche den Grund dieser neuen Kur für nicht sehr sicher hielten, mußten sich viele Aufschlüsse versprechen. Also war die Er-
wartung

Wartung auf allen Seiten gespannt, bis es nun seit dem Anfange voriger Woche hier einem jeden durch die öffentliche Bekanntmachung des Beitrags vergönnt ist, sein Urtheil nach seiner Einsicht darzüber zu fällen. Versichert bin ich, daß die Meinungen über den Werth dieses Produkts nicht sehr getheilt sind, und daß es dadurch auch abermal bestätigt wird, daß das Ansehn von neuen Wunderkuren von dem, der sie ausüben zu können vorgiebt, am sichersten untergraben werde, sobald er sein Unternehmen schriftlich zu rechtfertigen wagt. Doch lasse ich es einem jeden frei, aus diesen Erfahrungen über den thierischen Magnetismus das heraus zu nehmen, worin er am meisten Widersprüche zu finden, oder am meisten Zusammenhang anzutreffen glaubt. Ich begnüge mich, nur das heraus zu heben, was mir in der Schrift besonders wichtig sein mußte, nemlich die Art, wie Hr. Dr. W. seine anonymische Gegner in Bremen behandelt.

Diesen, und besonders dem Verfasser des Schreibens an Hrn. Dr. Wienholt, welches den Briefen von und über Lavater angehängt war, werden Verläumdung und Lasterung der Unschuld, Injurien, bittere Persönlichkeit, Unanständigkeit, die thörichteste Eigenliebe und der dummste Stolz, ein unedles, niedriges, unredliches Betragen, unaussprechliche Lieblosigkeit, Mangel an Delikatesse, hämische Seitenblicke, unwürdige Anspielungen, eine Versündigung wider das erste Gesetz der Natur und noch mehr wider die Moral des Christenthums, ein Inquisitionsgesicht, unverschämte hämische Fragen, und eine Menge anderer Untugenden Laster und Sünden vorgeworfen. Dabei wird an ein höheres Gericht appellirt, das Gericht einer bessern Nachwelt, des edlern Theils der Zeitgenossen, an das Gewissen und den höhern Richter, der den ehrlichen Mann einst nicht nach den oft nur zu schler

S a

fen

Nur wenn der Antwortschreiber glaubt, daß ihm mit Grunde nicht vorgeworfen werden kann, irgend etwas Wichtiges ausgelassen zu haben, so muß ich, wenn ich auch die Entschuldigung annehme, daß ihn die ersten Seiten nicht angehen, dennoch erinnern, daß folgende Punkte, die manchem wichtig dünken, nicht berührt sind. Die mit Lavatern vor seiner Anwesenheit in Bremen über die Krankheit der ersten Patientin geführte Korrespondenz; die Magnetisirung des Wassers und das Verlangen nach demselben während des Schlags; die Beraubung des Gesichts bei der Verfeinerung der unedleren Sinne; die Nothwendigkeit der Untersuchung der Rechtmäßigkeit und Anständigkeit eines Mittels, ehe man es gebraucht; die Möglichkeit, daß das durch die Desorganisation erweckte Delirium in eine fortwährende Verrücktheit übergehe; und, was unsre Stadt besonders betrifft, die große Zerrüttung und Verwirrung, die in Bremen durch den Magnetismus erregt ward. Gern will ich glauben, daß diese Punkte auf die Art, wie es mit den übrigen Stücken des Briefes geschehen, leicht zu beantworten sind; indessen verdiente es doch bemerkt zu werden, daß man die Antwort gänzlich vermißt.

Ich erkläre mich also hiemit für den Verfasser jenes Briefes, damit ich, zwar nicht den Brief selbst, der bei den Wenigsten einer Rechtfertigung bedarf, aber doch den Verfasser desselben desto besser vertheidigen kann. Ihm wird vorgeworfen: warum er nicht, die Sache genauer untersuchen, und, statt die Data aus unklaren Quellen zu schöpfen, und auf Dicerterien und Stadtgeschwätz zu bauen, sich nicht lieber an Herrn Doktor Olbers oder an Herrn Dr. Wienholt selbst habe wenden wollen. Was wird man aber nun sagen, wenn dies wirklich geschehen ist? Herr Doktor Olbers

wird sich erinnern, wem Er Donnerstags den 7. Dec. vorigen Jahrs des Nachmittags von 3 bis 4 Uhr eine Stunde in seinem Hause schenkte, und was Er damals mit ihm gesprochen, nachdem Er ihn den Montag vorher im Museum in einem ziemlich hohen Tone gewarnt hatte, nicht voreilig über die Sache zu urtheilen. Alle meine Aufmerksamkeit war auf seinen sehr zusammenhängenden Vortrag gerichtet, so daß mir kein Wort leicht entgehen konnte. Auch brachte ich, sobald ich nur Zeit fand, das Gehörte zu Papier, woraus denn, sobald meine Amtsgeschäfte es nur zuließen, das Schreiben an Herrn Dr. Wienholt entstand, das jedoch nicht die Absicht ihn zu belehren haben sollte: denn das schien mir bei Voraussetzung seiner Ueberzeugung unmöglich, und er selbst nennt sich S. 51 seiner Beantwortung, damals schon zu sehr verstrickt, und so verstoßt, daß Gründe, wie die meinigen, auf ihn nichts wirken konnten. Der Zweck, warum ich meine Gründe gegen den Magnetismus in einen Brief an ihn einkleidete, war, wenn ja das noch einer Erläuterung bedarf, nur der, die Sache desto einleuchtender zu machen, wenn ich mir getraute, meine Gegenvorstellungen selbst dem ersten Ausüben dieser Kunst vorzulegen. Für die Wahrheit der angeführten Thatsachen muß also Herr Dr. Olbers haften; die einzige Geschichte mit den 16 Pulvern ausgenommen, welche mir Herr Dr. Bicker mittheilte. Aus Herrn Doktor Olbers Munde sind die Worte: Delirium, welches er mir noch dazu ausführlicher beschrieb, Entzückung, Ekstase, Divination, die er freilich nicht außer dem Wirkungskreise der Patientinnen setzte, und andere genommen. Von ihm erfuhr ich, daß bei der ersten Kranken, da der magnetische Schlaf nicht hatte eintreten wollen, die Einbildungskraft derselben, wie er sich ausdrückte, auf alle mögliche Weise

von

von den Aerzten erregt sei; daß er den Versuch bei der zweiten Patientin selbst vorgeschlagen, welches zur Berichtigung der von ihr aufgestellten Krankengeschichte S. 66. dienen kann; und daß auch diese durch Schriften zu ihrem divinatorischen Zustande vorbereitet sei, welches doch Herr Dr. W. S. 68 zu verneinen scheint, wenn er anzeigt, daß die Kranke die Deslonische Schrift zu lesen nicht im Stande war. Für die Wahrheit dieser und aller übrigen angezeigten Begebenheiten muß der Hr. Dr. Olbers bürgen, bloß das Râsonnement darüber ist mein. So sehr ich dies als mein Eigenthum ansehen und dafür haften muß, so auffallend war es mir, daß Herr Doktor Olbers von demselben abging, da wir über den Markardschen Brief und über die Thorheit der Meßmerschen Erfindung bisher so einstimmig gedacht hatten. Daß aber dennoch damals kein völliger Glaube an den Magnetismus sich bei Herrn Doktor Olbers gefunden haben müsse, beweist der S. 105 der Krankheitsgeschichte angeführte Versuch, der den 10 Januar dieses Jahrs noch nicht hatte gelingen wollen; wenn man ein Spielwerk von gesetzt sein sollenden Männern noch einen Versuch nennen will.

Dem Verfasser jenes Briefes an Herrn Dr. W. wird ferner ein persönlicher Haß gegen ihn und die Familie der ersten Patientin vorgeworfen. Sagte Herr Dr. W. nicht, daß er seine schriftstellerische Laufbahn mit seinem Beitrage beschloßen hätte, so würde ich ihn auffodern, mir schriftlich darzuthun, was wir denn jemals mit einander gehabt, ob je ein Wortwechsel unter uns vorgefallen sei, ob er mir oder ich ihm je unhöflich begegnet, oder ob irgend eine Art von Beleidigung den vermeinten Haß könne hervorgebracht haben? Nun aber, da ich von ihm keine Antwort erhalten kann, will ich mit dem edlen Stolze, den mir ein gutes

Gewissen giebt, für mich gestehen: daß ich keinen einzigen auf dem ganzen Erdboden kenne, den ich hasse, wenn ich gleich Fehler anderer mißbillige, und dem Schaden, den sie anrichten können, so viel an mir ist, vorzubauen suche. Kann man denn nicht Wahrheit bloß darum, weil sie Wahrheit ist, bekannt machen, und Irrthum darum, weil er Irrthum ist, bestreiten? Ich habe die medicinischen und physikalischen Kenntnisse des Herrn Dr. W. gerühmt, ich habe sein menschenfreundliches Herz gelobt. Mein Lob mag ihm angenehm sein oder nicht, so nehm ich doch von dem, was ich gutes von ihm gesagt habe, bis diese Stunde keinen Tittel zurück. Denn die Proben davon zeigen sich in seinen täglichen Handlungen und in den glüklichen Kuren, die er außer dem Magnetismus verrichtet. Aber der Mann von dem besten Herzen, und von schönen Kenntnissen in seinem Fache kann doch irren, besonders wenn er sich außer demselben herauswagt, wie dies der Fall ist, wenn ein Arzt Wunders thun will. Er kann dabei die edle Absicht haben, Menschennoth zu lindern; und die ist ihm von keinem, der aus Bremen etwas darüber geschrieben hat, abgesprochen worden. Aber er muß doch bedenken, wie bestürzt und verwirrt alles über die neue Kur war, und welche der Religion nachtheilige Urtheile durch die Idee erweckt wurden, daß Christus und seine Apostel sich bei ihren Wundern auch des Magnetismus bedient hätten; auch wie bei der Ausbreitung dieses vermeinten Hülfsmittels hier eben so leicht, als in Paris und in dem südlichen Frankreich die Ausübung desselben, zum größten Verderb der Sitten, Wollüstlingen in die Hände fallen könnte. Wenn ich dergleichen Mißbrauch zu verhindern gesucht habe, und diese Absicht muß man mir zutrauen, bis man eine andre beweisen kann, warum sollte mein Vorsatz der ge-
wer

ken der Auszug eines Briefes von ihm an Herrn Hofrath Feder angeführt ist. Selbst wenn es entstellte wäre, und dem Herrn Dr. Behauptungen, an die er nie gedacht, beigelegt würden; so müßte er diese Blößen seiner Gegner aufgedeckt haben, damit das Publikum darüber belehrt würde. So gütig ist das leider! immer mehr ungläubig werdende Publikum nicht, bloßen Versicherungen zu trauen, wo es auf so leicht zu führende Beweise ankommt.

Doch Herr Dr. Wienholt findet in jenen Aufsätzen vorzüglich die Absicht, die magnetisirten Personen zu verschreien; und erlaubt sich dabei eine Benennung, deren kein Gegner des Magnetismus, so viel mir bekannt worden ist, sich jemals bedient hat. Wahrlich weit Bescheidener und diskreter als die Verfechter dieser Kurart handeln die Bestreiter derselben auch in diesem Stücke. Aber wenn das auch nicht wäre, so wäre es doch wohl Pflicht der Vertheidiger dieser Kurart, die angeklagte Unschuld zu retten, nicht aber um der Anklage willen sie zu verlassen. Eben so wenig kann es Absicht gewesen sein, den Herrn Dr. bei der Familie seiner Patientin anzuschwärzen. Denn läßt das bei den Kranken angewandte Mittel sich retten, so wird ja jedermann es um desto mehr loben, und die Verlegenheit wegen der zudrängenden Besuche nicht scheuen, oder sie auf die schicklichste Art abstellen. Wird aber das Mittel nicht bewährt gefunden, so ist es um der Ungelegenheit willen, die sein Gebrauch mit sich führt, desto eher zu verwerfen.

Nun noch zuletzt die Klage die so stark erhoben und so oft wiederholt wird: die Klage über die Anonymität der Gegner. Der Herr Doktor giebt sich das Ansehen, daß er die Personen ziemlich genau kenne, ja daß ihm die Ursachen sogar bekannt sind, warum der eine Ungenannte eine persönliche Wit-

terkeit zeige. Wenn er nun so glücklich oder unglücklich ist, etwas zu entdecken, wovon der Ungenannte nichts geträumt hat, so ist ja seine Neugierde befriedigt. Doch er unterscheidet den Verfasser des Aufsatzes im Aug. der B. M. von dem in den frühern Monaten dieses Jahrs; und daran mag er nicht Unrecht haben, was es auch sei, woran er sie unterscheidet, ob am Stil oder an andern Kennzeichen. Doch ist es eine gefährliche Sache mit der Beurtheilung des Stils. Kenner wollen einen merklichen Unterschied in der Schrift des Herrn Dr. W. in Ansehung des Vorberichts und des Antwortschreibens bemerkt haben. Die Forderung, in einem gelehrten Streit durchaus seinen Gegner namentlich kennen zu wollen, verräth wenig Vertrauen auf die Güte seiner Sache. Der richtigste Grundsatz zur Beurtheilung der so häufigen Klagen über Anonymität des Gegners, ist ohne Zweifel der: daß für Thatsachen ein jeder mit seinem Namen bürgen muß, besonders wie hier bei der so öffentlich getriebenen Magnetisation, daß aber das Urtheil über die Thatsachen, solange die bürgerlichen Rechte dadurch nicht gekränkt werden, frei ist, und keines Namens bedarf, da derselbe nur das Vorurtheil des Ansehens erweckt und das freie Urtheil darüber hindert. Doch um auch denen, die diesen Grundsatz nicht fassen können, einen Beweis meiner Unbefangenheit und redlichen Absichten zu geben, setze ich — in ruhiger Erwartung, was für Wendungen, Behelfe und Ausflüchte die Freunde des Magnetismus ihrer Unzufriedenheit mit den Bestreibern desselben nun aufs neue erlauben werden, — meinen Namen hieher.

Bremen,

den 15. Novemb. 1787.

Joh. Dav. Nicolai.

Noch eine thätige Beihülfe für Ruppin

Im November vorigen Jahres schrieb mir Herr Pflüger Lavater in Zürich einen Vorschlag, den er zum Besten der zwei abgebrannten Städte: Salzingen (in der Grafschaft Henneberg) und Ruppin entworfen hatte. Er bestimmt dazu ein Werkchen, das zwar schon gedruckt, aber nur zum Besten einiger Landesarmen und Brandbeschädigten im Württembergischen, unter wenige Pränumeranten vertheilt, und so gut als vergriffen ist; und von dessen hiesigem Abdrucke der Gewinn zu Einem Viertel an Salzingen und Dreiviertel an Ruppin soll vertheilt werden. Die Schrift heißt: „Unphysiognomische Regeln (1000 an der Zahl) zur Selbst- und Menschenkenntniß; ist, wie der Herr Verfasser schreibt, weder theologisch noch asketisch, sondern bloß psychologisch, moralisch, ungefähr im Rochefoucault's Geschmak; und beträgt in Sechseckformat sauber auf gutem Papiere gedruckt etwa 15 oder 16 Bogen. Ein solches Taschenbuch, in zwei broschirten Bändchen, darf, des guten Endweßes wegen, den Pränumeranten wohl um Einen Reichsthaler angeboten werden.

Keiner Geschäfte wegen mußte ich die von Hrn. Lavater mir angebotene Besorgung der Ausführung dieses menschenfreundlichen Vorschlages ablehnen; ich schrieb aber darum an Hrn. Nath Campe in Braunschweig, der selbst eine Buchhandlung besitzt, und den Hr. L. auch in seinem Schreiben an mich auf diesen Fall genannt hatte. Er ist auch willig, die Besorgung des ganzen Geschäfts: die Ausnahme der Pränumerationsgelder, den Druck der Schrift, die Versendung der Exemplare, die Berechnung der Gelder, u. s. w. zu übernehmen; und die Liebhaber der Lavaterschen Schrift werden gebeten, sich darum an die Campesche Buchhandlung zu wenden. Mit Dank gegen beide Männer wünsche ich der guten Stadt Ruppin auch durch diesen Weg eine reichliche Unterstützung.

Berlin,

den 1. Jänner 1788.

Wiesten.

Die weitere Berechnung der milden Beiträge für Ruppin folgt aus Mangel des Raums erst im nächsten Stuck.

Berlinische Monatschrift:

1788.

Zweites Stük. Februar.

1.
Sinngedichte aus dem Martial.

I.
Einladung zur Abendmahlzeit.

An den Turanius.

(Neun und siebenzigstes Sinngedicht des fünften Buches.)

Wenn du, Freund, am zu Hause speisen frage
liegt,

O! so bitt' ich dich, komm zu meiner Gaste *).

Fehlen

*) Die Gaste, in der einfachen Zahl, wird von Logau
gebrauchet:

Denn auf einen starken Rausch nützet eine
strenge Gaste.

Im Oberdeutschen ist dieser Singular noch
bräuchlich.

B. Monatschr. XI. B. 2. St.

II.
An den Severus,
bey Uebersendung seines Buches,
 (Ein und achtzigstes Sinngedicht des fünften Buches.)

In eben demselben Sylbenmaß.
 Hast du Muße, so schenke mir ein halbes
 Stündchen, wenn du mir gleich beim Lesen meiner
 Poesien vorrückst: Es ist doch hart, die Stunden
 Der Erholung uns so zu rauben! — Frage
 Mein Sever, den Verlust mit Langmuth, bitte ich. —
 Liesest du sie nun gar (ich Unverschämter
 Godre viel) in Gesellschaft des Secundus,
 So verdanken dir diese Blätter mehr noch,
 Als dem eigenen Herrn. Ein Werk ist sicher
 Nie des höllischen ewig regen Marmor
 Des tief ächzenden Sisyphus zu sehen *),

Wo

*) Nie unterzugehen, oder, wie die Poeten reden, nie
 den Höllenfluß zu sehen. Martial drückt diese Res-
 densart ein wenig schwülstig aus. Vielleicht paros-
 dirte er damit einen Poeten, der damals überall
 bekannt war. Zeilen meine beiden Freunde an mei-
 nem Gedicht, will er zu verstehen geben, so wird
 es durch keinen dergleichen Schwulst der ewigen Ver-
 gessenheit würdig seyn. — Hieraus sieht man, daß
 unser Dichter den Ehrgeiz besessen hat immer voll-
 kommener zu werden. Mittelmäßige Poeten, die
 den Umfang ihrer Kunst nicht kennen, sind mehrer-
 theils zu kurzichtig, Verbesserungen einzusehen,
 und zu eitel, sie anzunehmen.

Wo nebst meinem Sever die Richterselle
Der gelehrte Secundus angesehen hat.

VI

III.

An die Galla.

(Fünf und achtzigstes Sinngedicht des fünften Buches.)

In eben demselben Sylbenmaß.

Schon verläßt mit betrübtem Blick der Jüngling,
Vom Schullehrer gerufen, seine Waffe *)
Schon, vom klappernden Becher schlimm verrathen,
Steht der Spieler, gezogen aus der Beche,
Vor dem Richter, und fleht ihn um Verzeihung **);
Kurz, die Feste Saturns sind ausgespiert.

Und du sandtest mir (wie du sonst doch pflegtest,
Galla!) weder Geschenke noch Geschenkchen.

Gut! es mag mein December so dahin gehn:

Aber, Galla, die Märzkalenden, Eute

Satur

*) Die Römische Jugend, die nicht viel Geld zu
verspielen hatte, und auch die sparsamen Alten, spiel-
ten am liebsten um Nüsse.

**) Es gehörte zum Voligenant des Medus, diejeni-
gen zu bestrafen, die nach dem Saturnsfeste noch
fortfahren mit Würfeln zu spielen, welches in eini-
gen Trinkgelagen heimlich geschah.

„Ehebündniß mit mir“) schweifte der Bildfang
— — — — — oft aus.

„Seit er mein ist, kränzt er durch seine Buhlschaft mich
weiter,

„Juno wünschte sich wohl Jupitern eben so fromm.“

Sprachs, und schlug mit dem mächtigen Zaubergürtel
die Brust ihm,

Dieser Schlag half; doch nun, Göttinn, den zweyten
Schlag**) ihr Land!

V.

Un Philumene.

(Vier und dreyßigstes Eingedicht des sechsten Buches.)

Dichte Küsse gieb mir, o Philumene! — „Wie viele?“ —

Bin ich des Oceans Wellen zu zählen geschickt?

Und am Aegäischen Meer die ausgeworfenen Muscheln?

Und den Bienenschwarm um den Cekropischen Berg***)?

Und die lauten Stimmen und Hände bey vollem Theater,

G 4

Wenn

*) Venus giebt ihrem Umgange mit dem Mars den ehrenvollen Namen eines Ehebündnisses, eben so wie Dido ihrem Liebeshandel mit dem Aeneas. Aeneide, IV. 172.

**) Nach diesem Schlage liebte Stella die Janthis aufs zärtlichste; aber nun muß die Göttinn auch ihr einen Schlag geben, damit sie ihn eben so stark wieder liebe. — Den wunderbaren Gürtel der Venus beschreibt Homer im vierzehnten Buch der Iliade.

***) Der Berg Hymettus bey Athen heißt, nach dem ältesten Namen der Stadt, der Cekropische Berg.

„ Bekanntschaft mit fremden Sitten, Gebräuchen,
 „ Verfassungen, Denkungsarten die nirgends mehr
 „ existiren, und nirgends mehr angewendet werden
 „ können, beschäftigen den Jüngling, statt der
 „ Kenntniß seiner Mitbürger, der Verfassung und
 „ Geschichte seines eignen Volkes. So wird er zu
 „ Hause als ein Fremdling erzogen, bis er selbst in
 „ die Reihe der Bürger eintritt, und mit einem für
 „ ganz andre Zeiten und Lagen gebildeten Kopfe an-
 „ fängt, ganz schief zu handeln. Er entdeckt, daß
 „ er anderer Kenntnisse und ganz anderer Bildung
 „ bedarf, wenn es schon zu spät ist, sie zu erwerben.
 „ Selbst das Beispiel der Nationen, die man uns
 „ als Muster vorstellt, zeigt uns, daß wir sie nie
 „ erreichen werden, so lange wir das Studium einer
 „ fremden Litteratur der Nationalbildung zum
 „ Grunde legen. Der große Haufe braucht nur
 „ das zu wissen, was er unmittelbar anwenden
 „ kann; und mit fremden Schätzen sollten sich also
 „ nur diejenigen beschäftigen, die vermöge ihres
 „ Berufs dafür zu sorgen haben, die Menge der
 „ Kenntnisse zu vermehren, die jener große Haufe
 „ anwendet. Und da vollends die meiste und wich-
 „ tigste Vermehrung dieser Kenntnisse bei dem gro-
 „ ßen Fortgange der Wissenschaften, nicht sowohl
 „ aus den frühern und unvollkommenen Quellen,
 „ als vielmehr aus eignem Fleiße und Nachdenken
 „ derjenigen zu erwarten steht, die mit den Kennt-
 „ nissen des jetzigen Zeitalters bekannt sind; so ist

es hinlänglich, wenn nur ein geringer Theil jener eigentlichen Gelehrten sich mit der alten Litteratur beschäftigt, damit diejenigen Kenntnisse, die etwa darauf beruhen, nie ganz aus dem Umlaufe kommen.

Ein sehr scheinbares Räsonnement! gegen welches aber bei genauerer Prüfung dessen, was weggeworfen, und dessen was dafür wieder aufgenommen werden soll, sehr wichtige Zweifel entstehen.

Zuerst wird zu bestimmen sein, von welchem Stande geredet wird: welcher Klasse von Menschen hier ihr Unterricht bestimmt werden soll.

Der größte Haufen von Menschen ist zunächst dazu bestimmt, seinen eignen und andrer Unterhalt durch solche Beschäftigungen zu erwerben, die immer mechanisch bleiben, sie mögen auch noch so sehr verfeinert werden. Er muß also dieser Bestimmung, oder der Vorbereitung dazu, so frühe übergeben werden, als es die körperliche Ausbildung gestattet. Auch dieser Stand macht rechtmäßigen Anspruch auf eignen Genuß seines Daseins, und also auch auf freie Anwendung seiner Kräfte und Einsichten: und die Mittel ihm die Bildung des Bürgers zu geben, ist einer der vorzüglichsten Gegenstände einer edlern Staatskunst, welche sich höhere Zwecke vorsetzt, als die Produkte und die Menschen zu vermehren, nur um die Zahl der Maschinen zu vergrößern, die den Willen des Herrschers ausführen. Aber diese Menschen sind durch ihre Bedürfnisse zu

In beiden Rücksichten ist das Studium der alten Literatur als Grundlage zu der Bildung der höhern Stände eingeführt. Und in der That ist, der erste Endzweck? die Bildung zu gründlicher wissenschaftlicher Einsicht, nach den jetzigen Umständen der Welt ohne sie gar nicht, — der zweite aber: die Bildung der Sittlichkeit, nicht besser als durch sie zu erreichen.

Wir können der Bekanntschaft mit der Geschichte, mit der Verfassung, mit den Kenntnissen der alten Völker, mit allem was man unter dem Namen ihrer Literatur begreift, nicht aus ihr lernen kann, zum Behuf gründlicher wissenschaftlicher Kenntnisse gar nicht entbehren. Es ist eine ganz falsche Vorstellung, als ob wir nur durch einige wenige besonders dazu bestimmte Gelehrte von dem was die alte Literatur nützlich enthält, belehrt zu werden brauchen; so wie manche lebende Sprache nur von einigen einzelnen gelernt und das für uns Brauchbare, was darin erscheint, mitgetheilt wird. Denn es sind alle unsere Kenntnisse nicht nur in ihrem ersten Grunde aus der alten Literatur entsprungen, sondern es beruht auch noch jetzt der größte Theil unsrer wissenschaftlichen Kenntnisse auf jenem Grunde.

Unsre Religion ist in einem alten und fremden Volke zuerst gelehrt worden, und durch andre Völker, welche schon eigne und wissenschaftliche Bildung hatten, gegangen, ehe sie zu uns gekommen.

Ohne

sind, wird sich diese nur durch Dogmatik halten können; und je mehr eigne freie Untersuchung und Gelehrsamkeit eingeschränkt wird, desto nöthiger wird der Gehorsam im Glauben werden.

Unsre Rechte sind ganz auf Römisches Recht gegründet. Es ist nicht mehr die Frage: ob die alten Nationalrechte mit dem Römischen hätten vertauscht werden sollen. Dieses ist einmal da, und kann nicht eher verlassen werden, bis seine Stelle durch eine neue vollständige Gesetzgebung eingenommen wird: welche unendliche Schwierigkeiten zu überwinden hat. Schmeichler mögen wohl einen Despoten versichern, daß sein Machtspruch, der alle alten Verfassungen und Rechte aufhebt, und für die Entscheidung aller im Vertrauen auf diese getroffenen Anstalten und Verabredungen, neue Gesetze giebt, hinlänglich sei, neue und bessere Ordnung zu schaffen: der unparteiische Zuschauer wird nur schreckliche Verwüstung und Ungerechtigkeit sehen. Die neue Gesetzgebung soll mit einem male alles umfassen, was in so langer Zeit, nach und nach entstanden, abgerundet, und vollständig gemacht ist. Sie wird also mit der größten Behutsamkeit und unter großen Einschränkungen zuerst eingeführt werden müssen *). Selbst alsdann, wenn das neue Gesetz

*) Wie vielen Schwierigkeiten eine ganz neue Nationalgesetzgebung unterworfen sei, die doch manchem so leicht scheint, daß er darüber allen Regenten einen Vorwurf macht, die dergleichen nicht
eins

und Arzt ist vielleicht die Bekanntschaft mit der alten Litteratur weniger unentbehrlich als dem Theologen und Juristen. Und dennoch wird man sich hier erinnern, daß selbst die ganze Terminologie griechisch ist.

Und überhaupt sind griechische und römische Begriffe so sehr in alle unsre Gelehrsamkeit und noch ganz vorzüglich in alle unsre Werke der schönen Wissenschaften und Künste verwebt, daß man einige Kenntnisse derselben gar nicht entbehren kann, wenn man nur einiger maßen das verstehen will, womit sich der Theil des menschlichen Geschlechts beschäftigt oder vergnügt, der mehr in der Bildung des Geistes als in körperlicher Beschäftigung seine Bestimmung sucht.

Aber das giebt man allenfalls zu: für die Erlernung gründlicher wissenschaftlicher Kenntnisse mag das Studium der alten Litteratur von dem größten Nutzen, ja unentbehrlich sein. Es scheint aber, als qualifice es sich eben dadurch nur zum Gegenstande des Unterrichts der eigentlichen Gelehrten, welche die Masse der Nationalkenntnisse vermehren und unterhalten sollen. Dahingegen ist bei weitem der größte Theil derer, welchen man nicht eine gelehrte Erziehung giebt, bestimmt jene Kenntnisse nur praktisch anzuwenden. Diesem größern Haufen ist nicht alles das nöthig, ja nicht einmal nützlich, was es für jene ist. In den gemeinen Unterricht aber sollte nur Belehrung über Gegenstände

aufge-

aufgenommen werden, welche allgemein dem aufgeklärten Menschen interessant sind, und nicht bloß den Gelehrten. Man sollte also die sogenannten **Realkenntnisse** zu dem ersten und hauptsächlichsten Gegenstände des allgemeinen Unterrichts der höhern Stände machen, und den großen Haufen derer, die zu praktischen Geschäftsmännern bestimmt sind, von dem beschwerlichen Studium der alten Literatur losprechen.

So viel ist ganz unleugbar: unendlich vieles in jeder Wissenschaft interessiert nur denjenigen, der sich ihr ganz allein widmen kann, hat vielleicht einen nahen oder entfernten, vielleicht auch für jetzt noch gar keinen in die Augen fallenden Einfluß auf das, was zur Ausübung nothwendig ist. Es würde demungeachtet sehr nachtheilig sein, die Grenzen dessen, was für den Gelehrten der Untersuchung werth ist, durch das anjehet Brauchbare, und überall auf irgend eine Art einschränken zu wollen. Denn das Brauchbare ist eben durch die freie Untersuchung alles dessen, was an sich selbst ohne weitere Beziehung ein Gegenstand des Nachdenkens sein konnte, so sehr erweitert worden, — aber das gehört nicht hieher. Hier ist die Frage: ob wirklich die praktischen Arbeiter von den eigentlichen Gelehrten ihrer Bestimmung nach so verschieden sind, daß man sie in Ansehung des Unterrichts und der Kenntnisse ganz von einander absondern müsse?

finden kann; daß die Rechtsgelehrsamkeit eben so, allgemeine Gesetze lehrt, die nur in seltenen Fällen eine so genau zutreffende Anwendung leiden, daß also zu der richtigen Behandlung der Sache tiefe Kenntniß des ganzen Zusammenhanges der Grundsätze des Rechts und der Grundgesetze der Art zu verfahren, erfordert wird, um zu einer sichern Entscheidung zu gelangen.

Wenn aber dieses in allen Wissenschaften also ist, so bedarf auch der praktische Gelehrte eben so wohl einer gründlichen theoretischen Einsicht, als der historischen Kenntniß, welche ihn Gelehrsamkeit oder eigne Erfahrung lehrt, und welche letztere ohne theoretische Einsicht nicht einmal ihren Namen verdient, und zu gar nichts zu gebrauchen ist. Zu der Bildung eines tüchtigen praktischen Kopfes gehört also gründliche wissenschaftliche Bildung. Ich weiß es wohl, es giebt einzelne Köpfe, deren allesdurchdringendes Genie sie über alle Regeln erhebt, die dem großen Haufen vorgeschrieben werden müssen: die fähig sind alles selbst zu entdecken, was diejenigen Lehrer entdeckten, von denen jener große Haufe der Schüler eine bewährte Theorie lernt: die mit durchdringendem Blicke das allgemeine Gesetz im einzelnen sogleich bemerken, und mit sicherem Urtheil bestimmen was geschehen muß: die sich allenthalben zu helfen wissen, nie ordentlich und zusammenhängend lernten, und doch so denken, weil sie selbst alles zu finden wissen, was sie vom Systeme brauchen, es

aushe-

ausheben so wie sie es bedürfen, wo es ihnen fehlt, andrer Bemühungen mühen, ohne sich von ihnen führen zu lassen. Aber das ist seltne Ausnahme, die man dem großen Haufen nicht zum Muster vorstellen darf, dem er aus Bequemlichkeit gern folgen, das er aber nicht erreichen würde. Auch weiß ich wohl, daß nur wenige unter dem großen Haufen praktischer Gelehrten, denen der Staat in unsern äußerst verwickelten Verfassungen bedarf, das erreichen, was ich von einem praktischen Kopfe verlangt habe. Aber je weniger vom Menschen gefodert wird, desto weniger leistet er selbst von dem wenigen, was noch von ihm verlangt wird. Und wer sollte die wenigen guten Köpfe aussuchen, die fähig sind, und die deswegen dazu bestimmt werden sollen, das höhere Ziel zu erreichen, das einem großen Haufen vorgestekt werden muß, damit nur wenige darunter es erreichen? Wie mancher gute Kopf bildet sich aus, den man nicht dafür gehalten hätte, der aber ankmt, da der Unterricht allgemein auf gründliche Gelehrsamkeit angelegt wird, die Gelegenheit findet sich auszubilden, die ihm benommen wäre, wenn man ihn in die Klasse der praktischen Arbeiter herabgesetzt hätte, von denen man keine Einsicht verlangt, und denen man keine Einsichten zutrauet. Es ist überhaupt ein ganz falscher Grundsatz neuerer Erziehungsphilosophen, auf dem sie ein äußerst verderbliches und ganz irriges System gründen: daß

Menschen bestimmen können und sollen, was aus dem Charakter und dem Kopfe eines jungen Menschen werden kann. Das vom Erzieher unabhängige Schicksal versetzt jenen in mannichfaltige Umstände, in denen sich seine natürliche Anlagen entwickeln. Dem Zufall muß man also das freieste Spiel lassen, die Gelegenheiten zur vollkommensten Ausbildung so vielen als nur immer möglich ist, verstaten, den allgemeinen Unterricht auf möglichste Vervollkommenung gründlicher Einsichten anlegen, es dem Schicksale überlassen, wie viel davon jeder nützt, und lieber auch von dem großen Haufen, den der Staat erzieht, um ihm durch Ausübung wissenschaftlicher Kenntnisse zu dienen, mehr fordern, als die meisten fähig sind zu leisten, damit nur von denjenigen die dazu fähig sind, und deren immer nur wenige bleiben, keiner verloren gehe. Und alles dieses nicht sowohl, weil der Staat so viele wissenschaftlich gebildete Menschen braucht, als vielmehr weil er schuldig ist, für die möglich größte und mannichfaltigste Ausbildung so vieler Köpfe zu sorgen, als immer möglich.

Nach den Grundsätzen einer sehr unphilosophischen Modopolitik unsers Zeitalters dürfte es vielleicht gar problematisch sein: ob es auch solchen, von denen es der Staat nicht ausdrücklich zu seinem Dienste verlangt, erlaubt sei, solche Kräfte und Zeit der Bildung des Geistes zu widmen, welche für die Vermehrung des Nationalreichthums verwandt werden

wäre, sich verständlich zu machen. Aber Worte und Sprachkenntniß sind weit mehr.

Nur durch Worte denkt der Mensch. Wir schöpfen nicht allein die meiste Bereicherung unsrer Vorstellungen, aus dem Umgange durch Mittheilung andrer Menschen; es ist auch sogar beinahe unmöglich selbst zu denken, ohne durch Sprache. Selbst das Gedächtniß bedarf ihrer, um einzelne sinnliche Vorstellungen aufzubewahren. Alle abstrakte Vorstellungen aber, durch deren Hülfe der Mensch allein denkt, ist es unmöglich festzuhalten, ohne daß sie durch Worte bezeichnet werden. Und wenn man die Entstehung der Sprache betrachtet, in welcher nur so wenige Vorstellungen durch eigne Worte angedeutet, und fast alles, vorzüglich aber die höhern Abstraktionen, deren wir uns, durch die beständige Uebung selbst unbewußt, unaufhörlich in dem alltäglichsten Gespräche bedienen, nur durch uneigentliche und unbestimmte Ausdrücke, mehr angedeutet, als eigentlich genau angegeben werden; so erscheint die Kenntniß der Sprache in einem ganz andern Lichte, und man wird das Urtheil nicht mehr übertrieben finden, daß eine Sprache recht gründlich lernen, beinahe so viel heißt als denken lernen. Durch die Untersuchung über die wahre Bedeutung und die Entstehung der Ausdrücke wird die Auflösung der mehresten philosophischen Fragen wenigstens so sehr vorbereitet, daß mehrere der vorzüglichsten philosophischen Schriftsteller sich

B. Monatschr. XI. B. 2. St. J daher

daher so gern mit genauer Bestimmung der Bedeutung einzelner Ausdrücke beschäftigen, welche zugleich Bestimmung der Begriffe ist, und ohne welche diese letztere gar nicht statt findet. Die Untersuchungen der Etymologie sind in dieser Rücksicht äußerst interessant. Der Sprachgebrauch in der Zusammensetzung der Worte gründet sich auf die nothwendige Verbindung der Begriffe. — Aus allen diesen Ursachen haben von jeher alle Nationen, die zu einem gewissen Grade der Ausbildung gekommen, einen großen Werth auf die Kenntniß ihrer eignen Sprache gelegt. Es ist bekannt, daß sich die größten Männer in Rom gern damit beschäftigten. Außerdem ist die Erklärung eines Schriftstellers die beste Uebung für einen jungen Kopf, dem es noch an eignem Vorrathe von Begriffen fehlt. Der Unterricht aus Büchern wird also nicht durch einen andern zu ersetzen sein, der die Sachen selbst, anstatt der Zeichen, kennen zu lehren verspricht. Denn, wenn er auch alles leistete was er verspricht; so würde er dennoch nicht befriedigend sein: weil es mehr darauf ankommt, die Gedanken der Menschen verstehen zu lernen, und gute Gedanken sich zu eignen zu machen, als Gegenstände kennen zu lernen. Der Lehrer wird also selbst alles dasjenige besitzen müssen, was aus den Werken großer Schriftsteller zu lernen ist, wird sich eben so vortreflich auszudrücken wissen müssen, als jene, um eben den Eindruck zu machen; und wie soll er das gelernt haben, als

durch

durch eine solche Bildung, die bald ganz verschwinden würde, wenn man sie einschränkte.

Wenn nun die alten Sprachen in Rücksicht des gründlichen wissenschaftlichen Unterrichts unentbehrlich sind, so ist aus allen diesen Gründen die Erlernung derselben eine der Jugend sehr angemessene Beschäftigung.

(Der Beschluß folgt im nächsten Stük.)

Hannover.

Kehberg.

3.
Königliche Wohlthat gegen einen
vaterländischen Dichter.

Mit patriotischer Freude erzählt die Berlinische Monatsschrift einen neuen Zug der gnädigen und gefühlvollen Gesinnung unsers geliebten Monarchen, welche sich neulich gegen einen lebenswürdigen Zögling der vaterländischen Muse geäußert hat. Blum, als Idyllen- und als Epistelndichter, und überhaupt als moralischer und geschmackvoller Schriftsteller, mit Recht unter unsern Landesleuten geschätzt; — unser vieljähriger Freund, von dem wir auch öfter unsern Lesern angenehme Beiträge geliefert haben *); — dieser achtungswürdige

J 2

dige

*) Schon im Jahre 1783, im Jänner, März, Mai, September; 1785 Jänner, u. s. w.

dige Mann lebt in seiner kleinen Vaterstadt, **Ka-**
tenau an der Havel, unter ganz ungleichartigen
 Geschäften, und bei einer nun schon seit lange an-
 haltenden Kränklichkeit des Körpers.

Im Frühling des Jahres 1787 ward er durch
 mehrere Gründe, und vorzüglich durch die Hof-
 nung, daß der Aufenthalt auf dem Lande seine Ge-
 sundheit, wenn nicht wiederherstellen, doch auf dem
 Punkt, wo sie sich nun schon befindet, erhalten
 werde, bewogen, ein kleines Etablissement auf
 dem Lande zu kaufen. Es hatte sich ihm durch guten
 Boden und durch angenehme Lage empfohlen. Allein
 es war von dem vormaligen Besitzer ganz vernach-
 lässigt worden, und sonderlich waren die Gebäude
 von elender Beschaffenheit. Ein beträchtlicher Theil
 von dem nur mittelmäßigen Vermögen des Dich-
 ters war auf den Ankauf des Gütchens gegangen;
 er durfte also sobald nicht hoffen, den noch ziem-
 lich im Naturstande sich befindenden Grund ver-
 bessert, und die Gebäude wieder hergestellt zu sehen,
 wenn er nicht anders woher unterstützt würde. Er
 beschloß also, sich an Den zu wenden, von dem
 allein er glauben konnte, Er werde diese Unter-
 stützung geben wollen und können. Er that es in
 folgender poetischen Epistel, die er den 23. April
 auf geradem Wege an den König absandte.

Mein

*
*
*
Mein König!

Höre Deines Dichters Bitte
Mit Huld und liebevoller Nachsicht an!

Sieh! einen Wiesengrund und eine Strohdachshütte
Erkauft' ich mir, in dem mir o! so süßen Wahn:
Ich würde dort in Blumengründen,
Was ich verlor —
Gesundheit, wiederfinden,
Und was nicht ohne sie gedeiht — Humor.

Allein der Grund ist roh, den Händen der Natur
Enteilt, ein Chaos noch die Flur,
Und Wind und Wetter drohn der armen Strohdachshütte!

Gewiß, Du ahndest schon des Dichters Bitte!

Die Musen lieben Thal und Wald;
Allein nicht in der rauhen Urgestalt
Unausgebildeter Natur. —
Und dieser Aufenthalt,
Roh wie er ist, taugt dem Gesunden nur,
Der Pflug und Egge treibt; nützt kranken Dichtern wenig.

O, Deines Volkes Vater, mehr als Herr, als König;
Gieb Deinem Dichter, (er begehrt,
Geügsam, wie er ist, nur wenig;)
Gieb ihm: daß er, nach seiner Fantasei,
Sein Häuschen sich von banger Sorge frei,

Zum Temye seine kleine Flur,
 Und seinen Erlenbusch am schilsumkränzten Bache
 Zum Götterhaine mache !

Der König hörte auf die Bitte des guten Dichters. Schon am 29sten desselben Monats erging ein Kabinetsbefehl an des Herrn Staatsministers von Mauschwitz Excellenz: „Die Beschaffenheit der Sache näher untersuchen zu lassen, und nach Befinden derselben für Blum etwas auf den Re- tablislementsplane in Ansatz zu bringen, auch demselben davon vorläufig Nachricht zu geben.“ Dieser Befehl war mit sehr gnädigen und für den Dichter sehr ehrenvollen Aeußerungen begleitet. Der Minister veranlaßte die ihm aufgegebenen Untersuchung; und der gütige Monarch bewilligte nun, ihr zu folge, die runde Summe von 2000 in Terminen zahlbaren Reichsthalern. Dieses beträchtlichen Geschenkes wegen dankte Herr Blum dem Könige, so wie er Ihn gebeten hatte, wiederum in einem poetischen Schreiben. Hier ist es.

Mein König!

Giebst Du gleich nicht Eine Deiner Gaben,
 Um vom Empfänger Dank dafür zu haben;
 Giebst, wie Dein Muster, wie die Gottheit giebt:
 So will mein Herz, das seinen Edlen Geber liebt,

Mein

Mein Herz für Dich von kindlicher Verehrung voll,
 Doch nicht die kleinste Deiner Gaben,
 Wenn es sie Dir nicht danken soll;
 Schweige denn die größern haben.

Durch Deine königliche Mildigkeit
 Steigt bald, auf Deines Dichters Bitte,
 Ein ländlich Haus empor, das fromme Dankbarkeit,
 So lang das Leben mir der Gottheit Huld verleiht,
 Zum Heiligthume Dir, der Fürsten Bester! weiht.

Du schaffst es, daß nun bald mein Erlenwäldchen sich
 Mit schönern Laube schmückt;
 Schaffst, daß im Blumenkleide,
 Von Rosenhecken rings umkränzt,
 Die neugeborne Aue glänzt;
 Schaffst, daß von weitem schon die fleebedeckten Tristen
 Den reinsten Wohlgeruch der Heerd' entgegenlästen,
 Die, meiner Lebensdauer hold,
 In Strömen süßer Milch
 Gesundheit mir und kühlend Labfal sollt.

O, daß Dein Auge nicht des Dankes Thräne sieht,
 Die mir, im Rausch der Freude,
 Die Wang' herunterglüht;
 Dein Ohr des Herzens Schläge, Dir bestimmt,
 Das Lallen inniger Empfindung, nicht vernimmt!

Groß ist fortan mein Glück auf meiner Wiesenflur,
 Groß im Genuß der Freiheit und Natur!
 Willst Du an noch vor allem Volke mich,
 (Wenn anders meine Muse Beifall sich
 Von Dir erstrebte) Deinen Dichter nennen;
 Werd' ich, was Habsucht sich mit banger Sorg' ergeizt,
 Den Titelprunk der kleine Seelen reizt,
 Und wofür sonst die schwachen Sterblichen entbrennen,
 Verachten, oder doch entbehren können.

Ein gewöhnlicher Wohlthäter hätte nun die
 Sache als beendigt angesehen. Nicht so der König!
 Er wollte nicht bloß gegeben haben. Des Dicht-
 ters Schreiben war vom 10. Dezember; und noch
 unter dem 15. erhielt er folgende Antwort des Mo-
 narchen, die Seinem Geschenke erst den wahrhaf-
 tig königlichen Werth giebt.

„Hochgelahrter, Lieber, Getreuer! Bestimmun-
 „gen und Ausdrücke Eures Danks, für die Euch an-
 „gewiesene Beihülfe zum Bau Eures ländlichen Hau-
 „ses, machen Eurem gefühlvollen Herzen Ehre, und
 „gereichen Mir zu gnädigstem Wohlgefallen. Ich
 „wünsche aber dabei zugleich, daß Ihr alle die Euch
 „von diesem ruhigen Landsitz versprechenden An-
 „nehm-

„nehmlichsten, bei vollkommener Gesundheit, bis
„in das späteste Alter genießen möget; und versich-
„here Euch dabei der unveränderlichen Huld Eures
„gnädigen Königs

Friedrich Wilhelm.“

„Berlin den 15ten

„Dec. 1787.

„An den Dichter Blum in Ratzenau.

4.

Ueber die Anonymität der Schriftsteller.

Es ist bekannt, welche neumodische seltsame Methoden jetzt verschiedene deutsche Schriftsteller eingeführt haben, um ihre Behauptungen zu begründen und ihre Gegner zu widerlegen. Wenn Schlettwein ein Projekt von politischer Oekonomie träumt, so bietet er seinen Kopf zum Unterpfande an. Wenn Ziehen eine lächerliche Prophezeiung bekannt macht, so leistet er einen Eid für die Wahrheit derselben. Wenn ein Rezensent Lavaters abenteuerlichen Pontius Pilatus ganz unerwartet für den Verfasser tadelt; so will dieser nun jedem dem das Buch mißfällt sein Geld wiedergeben, und ihm so das natürliche Recht, seine Meinung, und also auch seinen Tadel, über das Buch zu sagen, ab-

S s

kaufen.

kaufen. Wenn der Oberhofprediger Stark die gedruckten öffentlichen Beweise seiner bedenklichen Verbindungen nicht abläugnen kann, so fängt er einen gerichtlichen Prozeß mit denen an, welche Auszüge aus jener öffentlichen Schrift machen. Wenn gezweifelt wird, ob Professor Barth in Wien so glücklich und geschickt injiciren kann als Lieberkühn; so fordert er den Zweifler zu einer gegenseitigen Wette von 1000 Rthlr. auf *). Wenn des Baron von Hirschens Luftsaltzwasser (dessen sich nur noch das elende Altonaer Archiv der Schwärmerei annimmt) für keine Universalarznei gehalten wird, so verlangt er von den Ungläubigen entweder auf die eine oder auf die andre Art Genugthuung, entweder durch die Einrückung seiner langen Bertheidigung in die Monatsschrift, oder beim Kammergerichte, oder gar im freien Felde **). Wenn man von Doktor Wienholt, aus dem Berichte seines eignen Freundes, glaubt, daß er sich großer Unvorsichtigkeit bei der magnetischen Manipulation eines Frauenzimmers schuldig gemacht; so erklärt er dagegen, daß er die sonst schon von ihm zum Druck bestimmte und mit Recht erwartete Krankheitsgeschichte nun, seiner Gegner wegen, nicht wolle drucken lassen. — Man sieht, wie gründlich durch alles dieses die Gegner widerlegt werden. — — Der elenden Witzeleien, des ekelhaften Selbst:

*) Man s. dessen Aufforderung in dem Intelligenzblatt der Allg. Litteraturzeitung, 1787, Nr. 47, S. 196.

**) Berl. Monatsschr. 1787, Jul. S. 87, 91.

Selbstlobes *), der groben Verdrehungen, der plum-
pen Schimpfwörter, der Beschuldigung des Maje-
stättsverbrechens, des Atheismus und der Irreligion
will ich nicht gedenken, welche ikt von unsern elegante-
sten, wichtigsten, wahrheitsliebendsten Schriftstellern,
Theologen und Philosophen, so häufig gebraucht
werden, um ihren ungläubigen Gegnern glücklich den
Mund zu stopfen.

Noch eines Vorwurfes bedient man sich ikt,
da man nur durch Vorwürfe zu widerlegen pflegt,
oft:

- *) Eine ganz neue Art des plumpestn Selbstlobes in aus-
süchtelnder Behaglichkeit will ich doch anführen.
Wenn der Prediger Stolz in Bremen, ein Jünger Las-
vaters, mit seinem phantastischen spielend: witzeln:
den Geschreibe verspottet wird, so versichert er dage-
gen, in wahrhaftig undenkbarer Eitelkeit, seine Erwar-
tung: „daß einst bei der richterlichen Hauptsentenz,
„die über uns alle gesprochen werden wird, Christus,
„unter dem Heere von Herrlichen die Ihm zu Seite
„stehen, in lieblich gemildertem Glanze, aber mit
„dem deutenden Finger Seiner Weltbeherrschenden
„Rechte“, ihm, dem Prediger Stolz in Bremen,
die Titel seiner von uns verlachten Bücher nennen,
ihn an die kleinen Umstände bei deren Verfertigung,
daß nemlich das eine im Winter geschrieben wor-
den u. s. w. erinnern, und endlich „die Gnade ha-
„ben wird,“ über diese Bücher, ja über alles sein
Geschreibe, sogar über seine „Geldauslagen, einen su-
„blimen und unendlich prächtigen Ausdruck zu thun,
„in dessen unergründlicher Herrlichkeit er, der Pre-
„diger Stolz in Bremen, sich Ewigkeiten hindurch an-
„betend und bewundernd verlieren kann.“ Man s.
den Joseph von Johann Jakob Stolz (Zürch, 1786,
8.) die Einleitung. — Ein gelobter Autor beim
Weltgericht!!

oft: nemlich daß der Zweifelner oder Bestreiter sich nicht genannt habe. Es ist schwer einzusehen, wie erstlich das Sichnichtnennen zu einem Schimpf gereichen könne, und zweitens, woher diese Anonymität allen Gründen ihre Kraft bechnern soll. Eine Menge der vortreflichsten Schriften sind von je her ohne Namen, der Verfasser herausgekommen; und bekanntlich ist dies selbst der Fall mit mehreren kanonischen Büchern der Bibel. Sollte wirklich auch ein Argument dadurch besser oder schlechter werden, je nachdem ein Schriftsteller sich genannt hat oder nicht? — Man hat Exempel, daß anonyme Verfasser sich hernach genannt haben *); dadurch fällt denn jener läppische Vorwurf ganz über den Haufen, und man muß nun mit noch größerem Rechte eine ernstliche und vernünftige Widerlegung erwarten.

Herr Dr. Wienholt, dessen eine besondere Widerlegungsart schon angeführet worden, gebraucht auch oft **) gegen seine Gegner den Vorwurf, daß sie sich nicht genannt hätten: mit einer Mine, als wenn er alles was sich verächtliches von ihnen denken und sagen ließe, in diesen einen Vorwurf zusammengedrückt hätte. Auch mehrere Schriftsteller,
z. B.

*) Wie neulich Herr Domprediger Nicolai in Bremen gegen Hrn. D. Wienholt dajelbst. S. Berl. Monatsschr. Januar 1788, S. 95.

**) In seinem „Beitrag zu den Erfahrungen über den „thierischen Magnetismus. Hamburg, 1787, 8.“

„gewissermaßen die Nothwendigkeit erforderte,
 „einer gewissen gewaltthätigen Verdammungs-
 „sucht, die der Wahrheit und der Liebe gleich
 „nachtheilig ist, Einhalt zu thun, und wenn man
 „nicht dabei Gelegenheit hätte, den Leser auf
 „Betrachtungen zu führen, die zu unniern Zei-
 „ten in mehr als einer Absicht nützlich werden
 „können *). — Ferner S. 4. Alles, was man sich
 „von den Lesern ausbittet, ist die strengste Unpar-
 „teilichkeit. Einem Gemüthe, dem es nur um
 „die Wahrheit zu thun ist, wird es gleich viel sein,
 „auf welcher Seite sie sei **). Es würde meinem Be-
 „dünken nach keine gute Anzeige sein, wenn man sich
 „nur bei Liebensachen, als etwa bei der Ver-
 „schweigung des Namens des Verfassers,
 „u. dergl. aufhalten, und nachtheilige Folgen
 „darans ziehen wollte ***). Es kommt auf das
 „an, was gesagt wird, und nicht, wer es
 „sagt ****). Und ich darf mich auf das billige Ur-
 „theil aller Leser berufen, ob nicht bei den red-
 „lichsten Absichten tausend gewissenhafte
 „Gründe möglich sind, die die Geheimhaltung
 des

*) Ähnliche Ideen finden sich öfter in der Monatschrift.

**) Ähnliche Erklärungen hat die Monatschrift öfter mit Wahrheit gethan.

***) Freilich kann dies keine gute Sache anzeigen.

****) Vortreflich!

„des Namens anrathen *).“ Aus der Schrift nun selbst, S. 9. „Ich glaube nicht, daß ich zu lieblos urtheile, wenn ich Ihnen ohne alle Zweideutigkeit sage, daß Sie diese Verdröhung geradezu wider Ihre Ueberzeugung hingeschrieben, aus gewissen Absichten **), über die Sie Ihr eigenes Gewissen besser als ich strafen kann: oder daß Sie seine Schriften niemals gelesen haben ***). In beiden Fällen machen Sie Ihren Einsichten und Ihrem Herzen große Schande. Und mir wird es immer das unauflöslichste Räthsel bleiben, wie ein Mann von gesundem Verstande, der ehrlich und rechtschaffen ist, seinem Nächsten, und besonders einem Buche, das so viel genützt hat ****), dergleichen handgreifliche Verläumdungen mit einer schamlosen Zuversichtigkeit aufbürden könne. Ich

*) Wie einleuchtend wahr für jeden, der nur etwas mit den Verhältnissen des menschlichen Lebens bekannt ist! Aber auch diese billige Bemerkung hat man der Monatschrift nicht zu statten kommen lassen wollen.

**) Ich mildere hier und im folgenden einige Worte. Freilich ist das Verfahren solcher Gegner so schlecht, daß es wohl zu etwas zu heftigen Ausdrücken hinreizen kann.

***) Bekanntlich hat Herr Lavater äußerst heftig gegen die B. Monatschrift geschrieben, ohne sie je gelesen zu haben. April 1787, S. 404, die Note.

****) Wenigstens darf die B. Monatschrift von sich sagen: daß sie immer viel zu nützen gestrebt hat, und wohl nicht immer ohne Erfolg.

„men, oder in Zukunft kommen werden. Denn
 „wer das Licht klar siehet, muß unbekümmert um
 „seinen Ursprung sein. §. 5. Er verspricht, keine
 „der verschiedenen Maurerlehren zu verfolgen,
 „und alle Brüder der verschiedenen Systeme als
 „seine Brüder zu lieben zu ehren und ihnen gutes
 „zu thun.“ Alle, so verschieden sie auch sind?
 Das zeigt den großen Zweck der Einheit deut-
 lich genug an. Nicht einmal die verschiedenen
 Lehren, die sich doch selbst unter einander ver-
 fäkern, sollen verfolgt oder angegriffen werden?
 „Er erklärt weiters, daß er den hochwürdigen
 „und weisen Orden der M. und Br. Eingeweiht-
 „ten aus Asien nach allen möglichen Kräften schüt-
 „zen, dessen Ausbreitung in gleichem Verstande
 „so rechtschaffen als wirksam betreiben, seine
 „Glieder unterstützen, u. s. w. wolle. — — §. 6.
 „Er verspricht weiters, den hohen Orden, das
 „hochw. und weise kleine fürwährende Synedrion,
 „das Generalkapitel des Ordens, das Kapitel
 „seiner Provinz, seine Obermeister- und Meister-
 „schaft“ (das heißt kurz, alle seine Obern und
 Vorgesetzten) „von allen Geheimnissen, die gera-
 „dezu einen Verband mit, für, oder wider den
 „Orden haben könnten, wahr, rechtschaffen, und
 „ohne

der Geheimnisse in dem Orden, der zum großen
 Zweck der Einheit bestimmt ist (s. oben S. 159),
 freilich ganz sicher.

Monatschr. XI. B. 2. St. 2

„ohne Verweilung zu benachrichtigen.“ Das ist ein merkwürdiger Punkt! Also giebt es noch Geheimnisse, von denen die hohen Obern, welche doch (s. oben S. 159.) die ächten Geheimnisse besitzen, nichts wissen, und die ihnen jeder Bruder, der etwas davon erfährt, berichten muß? Auf diese bequeme Art können sie vielleicht ihren fast übermenschlichen Titel als Allerhöchstweifeste Vorsteher behaupten. Denn sie werden nun wohl so ziemlich alles, was einem Bruder zu Ohren kommt, erfahren. Welcher guter Bruder, der gewissenhaft ist, wird nicht lieber zu viel als zu wenig thun wollen? Er hat ja versprechen müssen, alles was einen Verband mit dem Orden haben könnte, zu melden. Wer kann aber, bei der unendlichen Verkettung aller Dinge, einsehen, ob irgend etwas nur einigermaßen Merkwürdiges nicht auf ein anderes merkwürdiges und hochheiliges Ding sollte wirken können? Dazu muß die Meldung ohne Verweilen geschehen; und da man nicht erst lange Zeit zum Ueberlegen und Nachdenken hat, wählt man lieber das Sicherste, und meldet den weisen Besitzern aller ächten Geheimnisse alles was damit auch nur von weitem zusammenzuhängen scheinen kann. — O des Gaukelspiels!

Gegen die angeführte erste Schrift, welche, wie man sieht, sehr merkwürdige Aktenstücke, und dabei eine merkwürdige Vorrede enthält, ist

das

das zweite Büchlein mit großer Hefigkeit geschrieben. Die Authentizität der Aktenstücke wird nicht geleugnet; nur wird über die, doch so nützliche, Publizität gespöttelt; und S. 14. „nach „Vermuthungen“ ein Abriß des Systemes der Eingeweihten gegeben; welches freilich, wie dieser Verfasser sagt, das System mehr beliebt als verhaßt machen muß. — Eigentlich enthält diese Schrift nur zwei merkwürdige Punkte. 1) Daß allerdings auch Juden zu Freimaurern können aufgenommen werden (welches jener Ungenannte in einer Anmerkung zu der angeführten Stelle von den Melchisedekslogen geleugnet hatte). Zum Beweise wird hier angeführt; daß der jüdische Kaufmann zu Hamburg, David Moses Herz von der Caledonian Lodge zu London aufgenommen sei; worüber ein Zeugniß der großen englischen Loge vom 26 Jul. 1787. abgedruckt wird. Auch fordere, wie er sagt, nur der erste Artikel des alten Konstitutionsbuches (auf Befehl des Bruders Herzog Montague verfaßt von Bruder Jakob Anderson; und 1722 zu London gedruckt); daß ein Freimaurer die drei großen Artikel des Moa anerkenne, wobei ausdrücklich bestimmt werde; daß die Annahme der christlichen Religion nicht nöthig sei. Noch sagt dieser Verfasser, daß nicht bloß die von England aus konstituirten Logen gesetzmäßig seien. — 2) Jener Ungenannte hatte unter den Papieren, die den Orden der Eingeweihten

weiheten aus Asien betreffen, auch die Adresse des Herrn Baron Ecker von Eckhof zu Schleswig gefunden. Sein Gegner versichert, den Herrn Baron und seinen Bruder wohl zu kennen, läugnet dessen Verbindung mit dem Orden der Eingeweiheten nicht ab, sondern giebt nur, mit warmen Lobsprüchen der beiden Herren Brüder, einige nähere Nachrichten von ihnen: welche, wie alle litterarisch, historische Berichtigungen, in der That Dank verdienen. Der ältere dieser Herren heißt: Hans Heinrich Freiherr Ecker von Eckhofen, ist fürstl. Hohenlohe, Waldenburgischer wirklicher Geheimer Rath, lebte viele Jahre in Wien, seit kurzem aber in Schleswig. Der jüngere: Hans Karl Freiherr E. von E., ist von demselben fürstl. Hofe Geheimer Legationsrath und Chargé d'Affaires, und lebt seit 10 Jahren in Hamburg. Weitläufig vertheidigt sie der Verf. gegen gewisse Sagen, die im maurerischen Publikum wider die beiden Herren, vorzüglich wider den Aeltern, herumgegangen sein sollen, und wozu gewisse Verbindungen, worin sie sich eingelassen, die Ursache scheinen gegeben zu haben. Merkwürdig scheint mir in dieser Rechtfertigung die Stelle S. 64: „Nie galt es dem Maurer für Verbrechen, wenn er nach Wahrheit suchte, wo er immer sie zu finden glaubte; und wenn er die erkannte Wahrheit wirken ließ, wo er konnte.“

Beide.

Beide Herren Brüder sind Großkreuzherren (der jüngste, auch Kanzler) des weltlichen Stifts = Ritterordens zur Ehre der höchsten (oder göttlichen) Vorsehung. Da von diesem Orden seit kurzem manches in Schriften vorgekommen ist, auch Herr Oberhofprediger Stark in seinem dicken Buche *) davon weitläufig, aber ohne das geringste aufzuklären, seiner Gewohnheit nach, geredet hat; so will ich bei dieser Gelegenheit nur ein paar Punkte darüber anführen. Erstlich: dieser Ritterorden nennt sich jetzt seit einigen Jahren (wenigstens seit 1786) der Orden des heil. Joachims. Ferner ist vielleicht nur

L 3

wenig

*) Mit gebührender Ehrfurcht bezeichne ich gern den dicken Umfang dieses erstaunlichen Werkes des Herrn Oberhofpredigers, da er sich den körperlichen Kubikraum seiner Schrift selbst zur Ehre rechnet. In der Vorrede zum zweiten Bande triumphirt er: „Das hatten meine Gegner wohl nicht erwartet, daß ich ihnen ein Werk von zwei Oktavbänden“ (zumal so ungeheuren) „entgegen setzen würde.“ (Ja, wer hätte das auch vermuthen können! eine so totale Niederlage!) „Sie, die nur mit Broschüren fechten, und nur einer kleinen Rechtsfertigung von mir entgegen sahen!“ (Wie der Herr Oberhofprediger doch alles so richtig weiß!) „Allein, dies hielt ich unter meiner Würde.“ — Freilich erkennt die Berl. Monatsschrift in Demuth den Unterschied zwischen der Unbedeutendheit eines broschürten Heftes von 6 Bogen und der Würde zweier großer Bände von 1642 Seiten, wie die dicke dickberührte Schrift des Herrn Oberhofpredigers zum Erstaunen der lesenden Welt enthält.

wenigen Lesern bekannt, daß eine Nachricht von diesem Orden, nebst Auszügen aus den Ordenspapieren, gedruckt steht in der „eklektischen Monatschrift (Lübeck, gr. 8),“ Heft 2, 1785, S. 1. folg. Dieser Nachricht zufolge ist der Orden zuerst 1756 zu Leutmeritz in Böhmen gestiftet worden. Merkwürdig ist S. 9. die Beschreibung des feierlichen Aufnahmeceremoniels. Der Zug geht nach der Ordenskapelle; der Kandidat bleibt in der Sakristei, die Ritter treten in die Kapelle, wo der Geistliche eine Rede hält. Sodann wird der Kandidat hereingeführt, befragt: ob es noch sein ernstlicher und freier Wille sei, in den Orden zu treten; nach der Bejahung zu nochmaliger reifer Ueberlegung ermahnt, zurückgeführt, wieder hereingeholt, wiederum befragt, und dann aufgenommen. Er schwört, und bekommt die Ritterskleidung; am Ende singt man das Te Deum. Hierbei heißt es S. 10: „Protestantische Ordensgenossen müssen, bis zur Anstimmung des Te Deum, aus der Kapelle heraus.“ Dürfen sie also, wie es nach diesen Worten scheinen sollte, bei den Ermahnungen des Großmeisters an den Kandidaten, bei dessen Versicherungen, bei der eigentlichen Aufnahme, und bei der Beschwörung der einzugehenden Verpflichtungen, nicht gegenwärtig sein? Dieser Unterschied ist doch auffallend, in einem Orden, der aus Mitgliedern von beiden Religionsparteien besteht.

II. Ein ungenannter Orden, bei dessen Ceremonien der Aufnahme auch die Harmonika scheint gebraucht zu werden. Die Sache kommt mir merkwürdig genug vor, und die Beschreibung ist in der That so interessant, daß die Leser sie gewiß hier gern aus einer kleinen fliegenden Schrift eingerückt lesen werden. Herr Köllig *) hat ihn selbst „über die Harmonika, ein Fragment“ Berlin, 1787, 4 Bogen in 4 drucken lassen. Hierin sind auch einige ältere von ihm vor mehreren Jahren geschriebene Briefe befindlich, wovon die beiden ersten in Wien geschrieben zu sein scheinen. Ich lasse hier den merkwürdigen zweiten Brief von S. 10. folgen.

„Sie verschafften mir durch Ihre Adresse an Herrn M — z — eine sehr interessante Bekanntschaft. Er schien, entweder durch Sie oder einen andern meiner Freunde, schon von meiner Ankunft benachrichtigt gewesen zu sein. Die Harmonika erhielt seinen ganzen Beifall; auch sprach er von verschiedenen besondern Versuchen, die ich aber nicht ganz faßte. Nur erst seit gestern ist mir vieles erklärlich; und ich ahnde die Ursache, warum ich ihm so sehr willkommen sein mußte.

„Gestern gegen Abend fuhren wir nach seinem Landgute, dessen Einrichtung, besonders aber die

L 4

„des

*) Man s. eine vorläufige Beschreibung seiner Harmonika, B. Monatschr. 1787, Februar, S. 175.

„ des Gartens, außerordentlich schön getroffen ist.
 „ Verschiedene Tempel, Grotten, Wasserfälle, la-
 „ byrinthische Gänge, und unterirdische Gewölbe,
 „ u. s. w. verschaffen dem Auge so viele Mannigfal-
 „ tigkeit und Abwechslung, daß man davon ganz
 „ bezaubert wird. Nur will mir die hohe alles
 „ dies umschließende Mauer nicht gefallen; denn
 „ sie beraubt dem Auge die herrlichste Aussicht. —
 „ Ich hatte die Harmonika mit hinaus nehmen, und
 „ Herrn M — z — versprechen müssen, auf seinen
 „ Wink, an einem bestimmten Orte, nur wenige
 „ Augenblicke zu spielen. Um diesen zu erwarten,
 „ führte er mich, da ich alles gesehen, in ein Zim-
 „ mer im Vordertheil des Hauses; und verließ mich,
 „ wie er sagte, der Anordnung eines Balls und einer
 „ Illumination wegen, die beide seine Gegenwart
 „ nothwendig erforderten. Es war schon spät, und
 „ der Schlaf schien mich zu überraschen; als mich
 „ die Ankunft einiger Kutschen störte. Ich öffnete
 „ das Fenster, erkannte aber nichts Deutliches, noch
 „ weniger verstand ich das leise und geheimnißvolle
 „ Geflüster der Angekommenen. — Kurz nachher
 „ bemeisterte sich meiner der Schlaf von neuem;
 „ und ich schlief wirklich ein. Etwa eine Stunde
 „ mochte ich geschlafen haben, als ich geweckt, und
 „ von einem Diener, der sich zugleich mein Instru-
 „ ment zu tragen erbot, ersucht ward, ihm zu fol-
 „ gen. Da er sehr eilte, ich ihm aber nur langsam
 „ folgte; so entstand daraus die Gelegenheit, daß
 „ ich,

„Man wies mir meinen Platz hinter einer Laube,
 „deren Inwendiges himmlisch geschmückt war;
 „wohinein man kurz hierauf Jemanden ohnmäch-
 „tig *) brachte. Sogleich erhielt ich das Zeichen
 „zum Spiele. Da ich ikt genöthigt war mehr
 „auf mich, als auf andere Acht zu geben, so ging
 „allerdings vieles für mich verloren. So viel
 „aber nahm ich deutlich wahr, daß sich der Ohn-
 „mächtige, kaum nach einer Minute des Spie-
 „lens, erholte, und mit äußerster Verwunderung
 „fragte: Wo bin ich? Wessen Stimme höre
 „ich? — Frohlockender Jubel mit Trompeten
 „und Pauken war die Antwort. Alles grif zu-
 „gleich nach den Degen, und eilte tiefer in den
 „Garten, wo das fernere für mich wie ver-
 „schwunden war.

„Ich schreibe Ihnen dieses nach einem kurzen
 „und unruhigen Schlafe. Gewiß, hätte ich nicht
 „noch gestern, ehe ich mich zu Bette legte, diese
 „Scene in meine Schreibtafel aufgezeichnet; ich
 „wäre sehr geneigt, dies alles für einen Traum
 „zu halten. Leben Sie wohl.“

Wo ist der unerschütterliche gesetzte Mann,
 der, nach langen Vorbereitungen, nach gespann-

ter

*) „Vermuthlich den, dem man in der Todtengruft
 „die Ader gedfnet hatte. Doch gewiß weiß ich es
 „nicht; weil die Gewänder aller Handelnden ikt
 „prächtigt und reizend von Form und Farbe, und
 „mir dadurch wieder ganz neu waren.“

piere öffentlich bekannt machen. Ist sind sie, sicherlich nicht von hier aus, gedruckt *): zu jedermanns Ansicht, und zu jedermanns freier Beurtheilung. — Ich führe nur noch die hieher gehörigen Worten des Herrn Köllig aus seiner genannten Schrift an. S. 17: „Was die Harmonika in den Händen des Aberglaubens oder Betruges werden kann, bedarf meines Fingerzeiges nicht. Ob man schon angefangen hat, von ihr Gebrauch zu machen? Deutschland weiß es. Jener Kupferstich, voll Mystik, Charakteren, Zahlen, Barbarismen, u. s. w. hatte, dem Namen eines phantastischen Hirngespinnstes gegenüber, die Harmonika. Verlangt man mehr, so frage man die neueste Geschichte; sie spricht laut genug von Dingen, die ich für mich rathsam finde mit Stillschweigen zu übergehn.“

Die Sache ist folgende. Graf J. von Th. in W. — den jeder, der ihn kennt, als einen liebenswürdigen Herrn, von dem besten edelsten Herzen, nur mit zu vielem Hange zu geheimnißvollen magischen Dingen, beschreibt — war, wegen seines Standes, seiner Denkungsart, und seiner Verbindungen, gewissen thätigen Leuten wichtig genug, um sich an ihn zu drängen, und seine schwache Seite, jenen erwähnten Hang zu nutzen

*) „Lavaters Protokoll über den Spiritus Familiaris Gablidone. Mit Beilagen und einem Kupfer. Frankf. und Leipzig, 1787.“ 6 Bog. in gr. 8.

beteten, stimmten beim Betglockengeläute den Bußpsalm 51 an, die Beschwörung geschah: und nun hörten sie hinter dem Schirm ein Geräusch, glaubten den Schatten einer kleinen Hand zu sehn, und als alles still war, gingen sie hin und fanden ein fertiges beschmutztes (vielleicht gar altes, nur hinpraktizirtes) Bildniß, fast wie eines katholischen Geistlichen *). — Noch größerer Zubereitungen bedurfte es zur Aufnahme als Magus; und wenn etwas versäumt war, mußte alles wieder von neuem angefangen werden. „Man könne nicht glauben, wie einem während der Operationszeit mit magischer Kraft das Gedächtniß geraubt und geschwächt“ (man sollte eher hoffen: gestärkt) „werde.“ Sündenbekenntnisse, Sündenverzeichnisse, jede auf ein besonderes Papier geschrieben, Psalmgebete, u. s. w. mußten voran gehn. Am Ende erschien eine beinerne hohle Kugel, worin inwendig die Ordenszeichen lagen, welche sie an rothem Bande auf der bloßen Brust tragen mußten. Nun hatten sie eine höhere Stufe der Magie, waren nicht mehr Fremdlinge und Zeugen, sondern Bürger; der Rechner mußte dem Grafen seinen zinnernen Talisman abtreten. Aber ach! alles war doch noch nicht geschehn; — wie denn gewöhnlich bei solchen Dingen

*) Im schwarzen Rock, mit weißem liegendem Kragen bis ans Ende der Achsel; ein Sehergesicht, mit einem kleinen runden schwärzlichen Köppchen auf der Scheitel.

sondern läßt lehrbegierig sich alles von Gablione und Masson erzählen, faßt den Unsinn in ein weitläufiges Protokoll zusammen, und sendet dieses, als enthielte es wichtige Lehren und Nachrichten, an seine Anhänger herum *), ohne ein Wort der Warnung beizufügen: wie überhaupt seine zahlreichen Schriften keine Warnung gegen magischen Aberglauben enthalten. Ja er betrachtet und beschreibt das zu ihm nach Zürich gebrachte Bildniß, welches angeblich der Geist selbst soll gemalt haben; und sagt darüber — sollte man es glauben? — (Protokoll, S. 51): „es ist ganz anders gezeichnet, als es ein gemeiner menschlicher Maler zeichnen würde.“

Ich muß, um ganz den Unsinn zu zeigen, der in dieser Magie gelehret wird, ein paar Stellen aus den von dem Geist dictirten Pavieren abdrucken lassen; damit jeder urtheilen könne, ob hier der gemeine östreichische Taschenspieler selbst geredet hat, oder ein höherer Geist durch dessen Mund.

S. 66. Im zweiten Grad, sind die Menschen, welche ihren Schöpfer niemals beleidigen, weder in seiner Majestät, weder in seiner Gottheit. Damit du aber von diesen zweien Hauptwörtern informirt bist, so wisse: Die Majestät ist, wenn die drei Ermagischen von der Ewigkeit hergekommen und zu Ewigkeit dauernden Quellen in einem Fluß sind, und einen Leib der sichtbaren und unsichtbaren Wesenheit ausmachen. Sündigt nun der Mensch, daß er mit seinem Vorsatz den Vater, mit seinem Willen den Sohn, mit seiner Vollbringung den Geist beleidiget; so handelt er wider die gesammte Majestät. Er ist verloren, weil kein Theil unverletzt bleibt. Ihr nennet dergleichen Uebertretung eine Todssünde; gemein zu reden, geht es hin: wer aber weiß, was eine Todssünde sagen will, der sagt,

*) Wenn Pfenninger es vielleicht kopirt und herumgesandt hat, so sieht man wohl, daß beides auf Eins herausläuft. Lavater schrieb es 1781.

einmal als ein tiefer Brunn der Weisheit erscheinen soll, so muß man seine Schriften wohl anders nehmen. Es kommt nur alles auf die Hypothese an; und man muß daher wünschen zu wissen, ob etwa auch in diesen plumpen Gablidonischen Orakelsprüchen, nach Hrn. Schlossers und Lavaters selbstbeliebiger Bestimmung, ein Schatz von großen Wahrheiten enthalten sein soll.

Noch ist mir aufgefallen: 1) daß Gablidone — wie Swedenborg — eine physische und religiöse Revolution verkündigt: S. 57, „im J. 1800 wird eine merkliche Revolution in unserm Erdball vorgehen, und statt aller Religionen die „alte Patriarchalische“ (etwa des Noa? s. oben S. 163) „allgemein werden.“ Daß 2) er S. 64 von einer tetragrammatischen Majestät redet, in deren Anschauen der zur ersten Staffel Erhabene seine Seligkeit findet; — wie Eagliostro Hagion Melion Tetragrammaton für heilige arabische Wörter ausgab. Und endlich 3): daß die Erscheinung des Herrn auf der vierten Staffel so beschrieben wird, S. 74: „Mitten um seinen Leib ist ein „Dreieck, sein Glanz ist unbeschreiblich schön; „der Angel behält seine Röthe. Sein Spruch ist „kurz; er heißt: Venite ad Patres Osphal!“ Also wiederum Väter, zu denen der Herr einladet? ... Aber wer sind denn diese Väter O S P H A L?

Genug für dieses mal!

G. Anek

mit dem kühnsten Schwunge der phantasiereichen Paradoxie sich zu dem glaubenvollen Skeptizismus erhebt, an Eagliostros Beschuldigungen zu zweifeln und an seine edlen Absichten zu glauben. Die nähere Beleuchtung dieser unerwarteten Schlosserschen Hypothese kann, aus Mangel an Raum, erst im künftigen Stücke erscheinen.

100

2. The Government has not intervened.

[illegible][illegible]

Change Order bei Taktplan nicht möglich.

[illegible]

Therapy: Psychotherapy, Supportive and Psychoeducational

[illegible]

Refapitulation.

1. In Gold	-	-	632 Thl. 12 Gr.	-
2. Agio (zu 8 Gr. auf den Rthd.)	42	—	4	—
3. Courant	-	-	1021	— 3 — 1 Pf.
<hr/>				
1695 Thl. 19 Gr. 1 Pf.				

Von obiger Summe sandte ich sogleich am 4ten Tage nach dem Brande einen Theil nach Ruppin, zur Vertheilung an besonders Nothleidende. Den größern Theil aber übersandte ich erst zu Anfange dieses Jahres an den Magistrat, nachdem sich die Versendung durch häufigen Briefwechsel und mündliche Konferenzen über die Verwendung der Gelder bis dahin verzögert hatte.

Hier sind die beiden Quittungen des Magistrats:

A) 612 Thl. 12 Gr. in Golde und 1021 Thl. 3 Gr. 1 Pf. in Cour. für die verunglückte Stadt Neuruppin durch den Hr. Oberkonsistorial- und Oberschulrath Gedike gesammelte Kollektengelder sind uns richtig übersandt, welches wir unter bester Danksagung quittirend bescheinigen.

Neuruppin den 20. Jan. 1788.

Der Magistrat allhier.

Möldichen. Tobold. Lehmann Beiersdorf.

B) Zwanzig Thl. in Golde u. s. w. sind uns richtig zugesellt, so mittelst dieser Quittung bescheinigt wird.

Neuruppin den 21. Jan. 1788. Der Magistrat allhier.

Was die Verwendung dieser Gelder betrifft, so habe ich mich theils nach den von einigen Gebern ausdrücklich hinzugefügten Bestimmungen gerichtet, indem manche ihre Beiträge für die Geislichkeit, die Schule, für die Lehrer, für die Schüler, für die unglückliche Schinkelsche Familie (s. Nov. 1787 S. 434) namentlich bestimmt hatten, theils habe ich in Ansehung des größern Antheils, wovon die Bestimmung mir selbst überlassen war, besonders auf diejenigen Personen Rücksicht genommen, für die ich als Mitglied des Oberkonsistoriums und Oberschulkollegiums besondrer Rücksicht nehmen zu müssen glaubte, und die mir nach den vom Magistrat über den Verlust eines jeden aufgenommenen Protokollen, die ich mir zur Ansicht erbes-

ten,

ten, einer Unterstützung besonders zu bedürfen schienen. Auch war mein dem Magistrat übersandter und abgegebener Plan zur Vertheilung das Resultat einer mündlichen Konferenz mit dem nunmehrigen geistlichen Inspektor Herrn Seger. Er ist jedoch von dem Magistrat völlig approbirt und bereits vollzogen worden. Ich liefere hier daraus folgenden Extrakt.

	Ebl.	gr.	pf.
1) Gleich nach dem Brande wurden an besonders Nothleidende vertheilt 100 Eblr. in Gelde, also in Cour.	106	16	—
2) Für mehrere öffentliche Civilbeamte (die von den bisherigen Kollekten noch gar nicht participirt haben)	400	—	—
3) Für Witwe und Kinder des gänzlich abgebrannten sel. Inspektor Schinkel (s. Nov. 1787. S. 484)	140	—	—
4) Für die Schule zur Bibliothek u. s. w.	60	—	—
5) Für arme Schüler zu Schulbüchern	50	—	—
6) An die Schullehrer	220	—	—
7) Dem zweiten Prediger	20	—	—
8) Kantor R.	20	—	—
9) Organist S.	20	—	—
10) Sprachmeister R.	30	—	—
11) Dem reformirten Rektor	20	—	—
12) Dem lutherischen Ober- und Unterfuhrer, jedem 40 Eblr.	80	—	—
13) Dem reformirten Küster	40	—	—
14) Zwei Kandidaten	50	—	—
Latus	1236	16	—

15) Der

*) Es waren für diese Familie namentlich einige beträchtliche Beiträge bestimmt worden, und da sie durch den Tod ihres Versorgers, der eine Folge des unglücklichen Brandes war, alles verloren, so verdiente sie besondere Rücksicht, und es freut mich, daß meine Aufforderung in der Monatschrift (Nov. 1787. S. 484) die Folge hatte, daß von mehreren, auch ungenannten, Menschenfreunden unmittelbar an diese Familie Beiträge zu ihrer Unterstützung eingesandt wurden.

Berlinische Monatschrift.

I 7 8 8.

Drittes Stük. März.

1.

Sinngedichte aus dem Martial.

I.

Auf den Wihling Milichus.

(Vier und vierzigstes Sinngedicht des sechsten Buches.)

Trefflich dünkest du dich zu scherzen, o Milichus!
dünkest

Dich allein voll Salz, dünkest allein dich voll
Wiz *);

Siehst

*) Man hat angemerkt, daß viele Spaßvögel über gar keinen wirklich sinnreichen Scherz eines Andern, sondern ganz allein über ihre eigenen gut oder schlecht gerathenen Einfälle lachen.

Aber sag' ich einmahl ein Wort, was nicht witzig,
doch wahr ist:

Witziger Milichus! dann trinket kein Tischherr
dir zu *).

II.

An den geizigen Luperus.

(Ein und funfzigstes Sinngedicht des sechsten Buchs.)

Dich am ärgsten zu kränken, Luperus, weil du so
selten

Mich zum Schmause lädst, hab' ich ein Mittel
erbracht.

Ha! wie wirst du nun schicken! mich rufen! mich bit-
ten! Ich aber

Bürne. — „Was willst du denn thun?“ — Kommen,
Luperus; mehr nicht.

N 2

III. Auf

*) Ich darf nur sagen, daß du einen höchst unrei-
nen Mund hast, so läßt dich der Wirth nie aus
seinem Becher trinken.

Martial, der jede Art des Wikes in seiner Ge-
walt hatte, fand gleichwohl an dem so genannten
Schrauben bey der Tafel kein Vergnügen. Auch
der scherzhafte Fabeldichter Lafontaine konnte die
unverschämten und böshaftern Lustigmacher nicht
ausstehen:

On cherche les Rieurs, et moi je les évite.

Dieu ne créa que pour les sots.

Les méchans diseurs de bons mots.

III.

Auf den Korax.

(Fünf und funfzigstes Sinngedicht des sechsten Buches.)

— v — vv — v — v — v

Weil du herrlich nach Kasia, nach Zimmtöhl,
Nach dem Neste des wunderschönen Vogels *),
Und nach Niceros **) Büchsen riechest; lachst du
Meiner, der ich nach gar nichts rieche. — Korax,
Lieber will ich nach nichts, als herrlich riechen. ***)

IV.

Auf den Baccara.

(Neun und funfzigstes Sinngedicht des sechsten Buches.)

Baccara, welcher sechshundert Ueberröcke verwahret,
Ist bekümmert und seufzt, daß es an Kälte gebricht;
Wünschet trüben Himmel und Schnee und stürmisches
Wetter;

Jeder gelinde Tag ist ihm im Winter verhaßt.

Sage

*) Des Phönix, der sich ein Nest aus Zweigen der Weihrauchstaude, aus Kasia und andern Spezereien bauen soll. Plinius X, 2.

**) Niceros, ein berühmter Salbenkränzer.

***) Weil dergleichen fremde Gerüche Verdacht erwecken, daß man von Natur übel rieche.

Sage, du Harter, was Leides dir unsre Mäntelchen
thaten,

Die der leiseste Wind uns von der Schulter entführt?
Weit natürlicher, weit barmherziger wär' es, du hingest
Mitten im Monat August deine Gewänder dir um *).

V.

Ueber die Schriften des Pompillus.

An den Faustin.

(Sechzigstes Sinngedicht des sechsten Buchs.)

„Nun ist Pompillus geborgen, Faustin! nun kann man
ihn lesen,

„Und sein Name durchfliegt alle drey Theile der
Welt **)!“

N 3

Möchten

*) Natürlicher, weil du sie doch nur zeigen willst;
barmherziger, damit du nicht im Winter, deinem
Ueberröcken zu Liebe, schärfern Frost wünschen
darfst, woben wir dünn bekleideten zu viel leiden
müßten.

**) Das lesende Publicum, welches auf die gesamm-
ten Schriften des Pompillus, den es nur aus we-
nigen Blättern kannte, sehnlich gewartet hatte,
erhält sie jetzt, und der Leser gute Meinung von
diesem Verfasser wird hier ironisch wiederholt,
um hernach widerlegt zu werden. Faustin wird
vorgestellt, als habe er sich von der allgemeinen
Hochachtung gegen diesen Schriftsteller mit hin-
reißen lassen.

Möchten doch so die gelbhaarigen, falschen Usipier,
möchten

So des Ausonischen Reichs Neider und Feinde
bestehn *)!

„Aber es hält doch ein jeder Pompillus Schriften für
geistreich.“

Zum Nachruhm, mein Freund, reicht dieß wahr-
lich nicht hin **).

Viele Redner dienen den Schaben und Motten zur
Speise;

Manches gelehrte Gedicht eignen die Röche sich
zu.

Nun

*) Ein Umstand der Zeit. Die Usipier, welche zwischen dem Rhein und der Lippe, in der Gegend der Stadt Wesel wohnten, hatten den Bund mit den Römern verlassen.

**) Es ist kein Zeichen der Vortrefflichkeit, wenn der große Haufe die Schriften eines Mannes begierig verschlingt. Ohne Zweifel gab es in Italien Modeschriften, welche stellenweise allerdings schön, im Ganzen aber von verdorbenem Geschmack waren, und dennoch allgemeinen Beyfall erhielten, nachher aber, als sich die einsichtsvollsten Kunstrichter darüber einverstanden hatten, von ihrer Würde herabgesetzt wurden und in Vergessenheit geriethen. Eben so, meint Martial, würde es den Schriften des Pompillus ergehen.

„Nun! so weiß ich nicht mehr, was ein Buch vom
Sterben errettet.“

„Einen Genius hat jedes unsterbliche Buch *).

*) Ist vom Martial mit Fleiß zweideutig ausgedrückt worden, die vielen Anhänger des Pompius (unter dessen Namen ein berühmter Schriftsteller verborgen lag) nicht offenbar vor den Kopf zu stoßen. Es kann nemlich heißen: Wenn ein Buch leben soll, muß ein eigener Genius darüber wachen; es kann auch heißen: Es muß mit vorzüglichem Genius (Genie) gemacht seyn. Hagedorn übersetzt es nach der ersten Erklärung:

Ein Buch, das leben soll, muß seinen Schutzgeist haben;

und führt dabei die Worte des Erasmus an, der den Vives, dessen Buch niemand gekauft hatte, mit diesen Worten tröstet: *Vides etiam in Musarum rebus regnare fortunam.*

K a m l e r.

Ueber die allgemeine Toleranz.

Zweiter Brief aus Virginien an Hrn. Geh.
Justizrath Möser.

Nachdem der Schluß wider die Atheisten, wovon ich Ihnen in meinem Vorigen *) Nachricht gegeben habe, gefaßt war, fing man endlich an, die Glaubensbekenntnisse derjenigen, welche einen Gott glaubten, zu untersuchen; setzte aber doch, zu Verhütung aller Mißdeutungen, (wiewohl meiner Meinung nach, sehr überflüssig) fest: daß man sich bloß, wegen einer in dieser Kolonie allein ehrenfähig machenden Religion, vereinigen, und übrigens dem lieben Gotte auch nicht einmal das Recht streitig machen wolle, einen frommen Atheisten, dessen Verstand nicht so weit reichte, um ein höchstes Wesen zu erkennen, selig zu machen. Wie denn auch keiner von diesen aus der Versammlung ging, dem nicht einer oder der Andre die Hand drückte, und ihm seine Kasse anbot, wenn er sie nöthig hätte. Das individuelle Zutrauen blieb also nach wie vor; aber man konnte und wollte es nicht zur General-Zwangs-Regel machen.

In

*) S. Berl. Monatssch. 1787, Junius S. 505.

In den Glaubensbekenntnissen von Gott fand sich jedoch eine solche Verschiedenheit, daß es eine lange Zeit unmöglich schien, alle zu vereinigen. Einige hielten es für höchst verwegen, und für unmöglich: daß ein endliches Wesen sich einen Begriff vom unendlichen machen wollte; Andre glaubten, man brauche davon nicht mehr zu wissen, als man mit seinen fünf Sinnen und mit dem von Gott erhaltenen Verstande begreifen könnte; und noch Andre hatten auch besondere Offenbarungen angenommen, woraus sie das unendliche Wesen erkennen wollten. Der großen Verschiedenheit nicht zu gedenken, die aus den Begriffen, welche sich jeder entweder aus der Natur, oder aus den Offenbarungen, von einem höchsten Wesen machte, hervorging. Endlich kam man doch darin überein: „daß ein jeder, der „in dieser Kolonie ehrenfähig sein wollte, „ein allweises, allmächtiges, und allgütiges „Wesen, welches diese Welt erschaffen habe, „und regiere, bekennen, jedoch dabei die „Freiheit haben sollte, von diesen drei großen „Eigenschaften des allerhöchsten oder aller- „ersten Wesens so viel zu hoffen und zu fürch- „ten, als er könnte, und brauchte.

Nun glaubte jeder die Kolonie auf das herrlichste gegründet, und von Menschen, welche jenes höchste Wesen annahmen, nicht allein nichts zu fürchten zu haben, sondern auch alles erwarten zu

können,

können, was zu seinem Frieden diene. Allein der Erfolg zeigte bald, wie sehr man sich geirret hatte. Nicht die Hälfte der Kolonisten hielt etwas auf besondere Gottesverehrungen, auf besondere Versammlungshäuser oder Tempel, oder auf besondere Lehrer. Ihrer Meinung nach: fühlten besondere Lehrer immer einen Geist des Standes, der überall unendliche Verwirrungen anrichtete, und sie zögen die Menschen nur von der Thätigkeit zur Spekulation; Versammlungshäuser wären nichts gegen den unvermeßlichen Tempel des Allmächtigen, worin der freie Mensch unter einem freien Himmel anbete; der Sonntag sei nicht besser als jeder andre Tag, und Ein Augenblick der Zeit dem Höchsten eben so angenehm als jeder andre. Es wäre, sagten sie, lächerlich, Gott mit gewissen Ceremonien zu verehren, oder auch nur zu glauben, daß das höchste Wesen von schwachen Menschen geehret werden könne; sie hielten es so gar für gotteslästerlich, ein Gebet an dasselbe zu richten, oder, welches einerlei sei, zu fordern, daß der Allweise auf das thörichte Bitten der Menschen, den Lauf der Welt abändern solle; und das Dankgebet zeugte nur, wie sie sich ausdrückten, von dem Stolge des Menschen, der sich vorstellt, dem Allmächtigen ein freiwilliges Dankopfer bringen zu können,

Sie hatten also auch nichts von äußerlichen Ceremonien; und jeder Hausvater, jedes Glied der Familie, hatte seine eigenen Gedanken von dem allmächtigen

allmächtigen, allweisen, und allgütigen Wesen: ohne daß sie einige bestimmte Schlüsse, zum Besten der Kolonie, daraus machten, und sich zu denselben gemeinschaftlich bekenneten.

Indessen konnte man sie desfalls von den Ehrenstellen nicht ausschließen; und weder Christen, noch Juden, welche nach ihrer Weise sich vereinigt hatten, und ihre Kinder nach festgesetzten Schlüssen erziehen ließen, machten ihnen diese Glaubensfreiheit streitig. — Auf einmal aber erfuhren diese, daß unter jenen ein Vater seine Tochter, eine Mutter ihren Sohn, ein Bruder seine Schwester geheirathet hatte; man erfuhr, daß Verschiedene derselben sich mehrere Weiber zulegten, und solche nach Gefallen wieder zurück schickten; man erfuhr, daß einer seinen Erstgeborenen zum Opfer geschlachtet, und die Frau eines Andern sich auf dem Grabe ihres Mannes den Tod gegeben hätte; man erfuhr, daß Verschiedene von ihnen gar kein Eigenthum erkennen, und alles was Gott erschaffen hat, in Gemeinschaft haben wollten; man erfuhr, daß Einige gar nicht zur Landesvertheidigung folgen und fechten wollten, und der Obrigkeit die Macht zu strafen streitig machten. — Mit einem Worte, man erfuhr so viel, daß es unmöglich schien, solche Leute für ehrenhaft zu erkennen, und mit ihnen Glück und Unglück zu bestehen.

Man hielt es also für Pflicht, und für die allgemeine Ordnung nöthig, denselben eine ernstliche Vor:

Vorstellung zu thun. Aber, wie groß war das Erstaunen, als man die Antwort hören mußte: „Wie? das allgütige Wesen sollte es dem Vater versagt haben, bei seiner Tochter zu schlafen, die ihm zugehört? sollte es der Mutter wehren, für alle ihre Mühe, die sie mit Erzeugung und Erziehung ihres Sohns gehabt, seine Erstlinge zu fördern? sollte die Heirath zwischen Schwester und Bruder jetzt mehr mißbilligen, als es sie im Anfang der Welt gemißbilliget hat? sollte dem Menschen, den es zum Genuß aller Freuden erschuf, nicht mehrere Weiber vergönnen; oder ihn wohl gar zwingen, sich mit einer einzigen, die sein ganzes Leben verbittert, zu begnügen? sollte das Opfer des Erstgeborenen, das theureste was ein Mann ihm bringen kann, nicht gerne annehmen? oder auch einem Vater verwehren, allenfalls seine neugeborenen Kinder, welche er nicht ernähren kann, ins Wasser zu werfen?“ — Mit einem Worte, jeder wußte das allweiseste, allmächtigste und allgütigste Wesen besser in seinen Kram zu ziehen, als die weiland natürliche Madame Warrens die Philosophie, oder ein Betrunkener Gottes Barmherzigkeit. — — Wie es aber hart gewesen sein würde, jemand zu zwingen, wider seine Ueberzeugung zu handeln; also konnte man auch nicht fordern, daß sie anders handeln sollten, als sie wirklich handelten: so groß auch der Greuel war, welchen die übrigen Kolonisten an diesen, ihrer

ihrer Meinung nach, von Gott verworfenen Menschen hatten.

Indessen konnte das Ding doch so nicht bestehen; besonders da eine Menge verstoßener Weiber sich aufs Betteln legten; und da viele, welche glaubten, die Früchte der Erde gehörten allen Menschen zu, und keiner dürfe sich derselben ausschließlich anmaßen, den Andern in die Krautgärten gingen, und was sie bedurften daraus nahmen. Die sämtlichen Christen, und verschiedene andre Sekten traten demnach zusammen, und beschloßen: jene Andersgesinnte ganz aus ihren Gränzen zu verbannen, und allenfalls auch, wenn es ihre Sicherheit durchaus erforderte, als Raubthiere vom Erdboden zu vertilgen. Jedoch wollte man es erst noch versuchen, ob sie nicht in Güte auf andre Gedanken zu bringen sein möchten.

Sechs der weisesten Männer übernahmen dieses Geschäft; und, wie sie das Glück hatten, an den Abgeordneten der Andern sehr billige und vernünftige Männer zu finden, so kamen sie gar bald darin überein: daß diese sich alles, was zum Besten der Kolonie von der Mehrheit gewillführet werden würde, als menschliche Polizeigesetze gefallen lassen, dieselben aber nur nicht als göttliche Befehle verehren wollten. Jedoch auch diesen Unterschied der Meinungen, welcher Anfangs Anlaß gab, daß der eine Theil sich Gottesknecht, und der andre Menschenknecht

knecht hieß, mußten die Weisen bald zu heben, indem sie sich dahin verglichen: daß Gott der einzige Beherrscher der Kolonie; das versammelte Volk Gottes Stimme; die Obrigkeit Gottes Diener; und ihre Gesetze Gottes Gesetze sein sollten; weil es anstößig und schimpflich wäre, daß ein Mensch den andern beherrschen sollte.

Zwar machte einer der Weisen noch den Einwurf: daß es eben so anstößig und unschicklich sein würde, wenn man hiernach sagen müsse, Gott zürne und räche; oder er werde beleidiget, und versöhnet. Allein sie wurden bald über den Begriff eines Gottherrschers einig, und hielten es für einen edlen Zug der Urmwelt, welcher den lautesten Beifall verdiene, daß die ersten Menschen keine Hintersassen eines Königs oder Fürsten, sondern unmittelbare Gottesassen hätten sein wollen.

Solchemnach ward eine Gottes-Polizei (ebert wie ehemals in Deutschland ein Gottesfrieden) in die Kolonie eingeführt; und durch dieselbe wurden nicht allein gewisse Grundsätze in Ansehung des Eigenthums, der Ehen u. s. w. als Gottesgesetze festgesetzt, sondern auch unter andern, als auf Gottes Befehl, gewisse Tage geheiligt, Versammlungshäuser angeordnet, dabei eigene Lehrer angestellt und Schulen angelegt: alles in der Absicht, um so wohl den jungen als alten Kolonisten jenen bestimmten Willen Gottes in Ansehung die-
fer

ser Kolonie, recht tief und fest einzuprägen, und ihre vormaligen freien Handlungen zum allgemeinen Besten einzuschränken.

Indessen waren doch bei weitem nicht alle mit dieser Einrichtung der Weisen zufrieden. Einige sagten: man verwechsle hier offenbar den theokratischen Gott mit dem allweisen, allmächtigen und allgütigen Wesen; es sei eine bloße Vergötterung seines eigenen Begriffs, daß man einen Theokraten aufstelle, und diesen gebieten oder verbieten lasse, was man selbst wolle. Eine solche Täuschung erniedrige den Menschen; und sie hätten eben die Freiheit, welche andre hätten, sich einen Gott zu bilden, welcher ihnen verstatte, so weit zu gehen, als die ihnen von ihm nicht umsonst verliehenen Kräfte reichten. — Hier aber zog auf einmal, gleich als ob sie von einem Sturm ergriffen worden wäre, die Menge ihr Schwert; und jeder rief: es komme nur der Mehrheit und dem Stärkern zu, sich einen Gott zu wählen, und alle diejenigen, in dieser Kolonie, welche sich unterstehen würden, andre Götter zu haben, neben dem ihrigen, sollten ausgerottet werden in ihren Gränzen. Dies machte einen sichtbaren Eindruck; obgleich die andern heimlich murrten: eine solche Intoleranz, wodurch ihnen nun sogar die jedem Menschen zustehende Denkfreyheit abgeschnitten werden wollte, wäre unerhört; und sie wollten doch glauben was sie wollten, wenn sie sich gleich in
ihren

Ihren Handlungen nach jenen so genannten göttlichen Gesetzen richten mußten. Die Zeit käme vielleicht noch wohl, worin sie die Stärksten sein würden. . . .

Dies wäre ihnen aber bald übel bekommen. Denn, da die andern hörten, daß diese sich nur äußerlich nach den Gesetzen halten, und es aufs Lauren legen wollten; so vermutheten sie von ihnen: sie würden sich denselben heimlich so oft sie könnten entziehen, unter sich den Gott der Kolonisten lästern, in Kammern bei ihrem vorigen Wesen beharren, und endlich, wenn sie stark genug geworden wären, alle Gesetze wieder über den Haufen werfen. Man hielt es also für nöthig, auch dergleichen Kolonisten, die nur den geringsten Zweifel an jener Satzung der Weisen zu Tage gelegt hatten, von aller Ehrenfähigkeit auszuschließen, um ihnen nicht zu viel Macht in die Hände kommen zu lassen; und um ihre Vermehrung zu hindern, nahmen sich alle Sekten, welche sich an festgesetzte Schlüsse aus dem großen Grundsatz vom allweisen allmächtigen und allgütigen Wesen, oder mit andern Worten, an eine besondere Offenbarung hielten, sogleich vor, sich mit ihnen nie durch Heirathen zu verbinden. Dieses Volk, sagten sie, ist unrein; der Vater schläft gewiß heimlich bei der Tochter, da er es öffentlich nicht thun darf; und wenn wir gleich in unsern Polizeigesetzen eine Probe festgesetzt haben, woran die

die

die unbesleckte Keuschheit einer Braut erkannt werden kann, um dergleichen heimlichen Greueln Einhalt zu thun: so ist doch diesem Volke, das sich bloß äußerlich den Gesetzen unterwerfen, und innerlich die vollkommenste Glaubensfreiheit behalten will, keinesweges zu trauen.

Dies gab der allgemeinen Duldung abermals einen Stoß; so, daß endlich die Weisen wieder zusammen treten mußten, um auf Mittel zu denken, wie der innerliche Mensch mit dem äußerlichen zu vereinigen, oder jede gesetzmäßige Handlung desselben auch aus seinem Glauben herzuleiten sei. — Jedoch ich muß hier abbrechen. Also von dem weitem Erfolg nächstens.

3.

An Elisa,

als sie mir die Russische Uebersetzung ihres Buchs
über Cagliostro zuschickte.

* * *

Daß Cagliostro für jeden, dem nicht kindische Rechthaberei oder Selbstdünkel den Verstand verblenden, ist völlig entlarvt ist; daß dies lehrreiche Beispiel viele leichtgläubige gutmüthige Menschen vorsichtiger und bedächtiger macht; daß durch diese freimüthige Aufdeckung überhaupt die so gefährliche und der gesunden Vernunft nachtheilige Sache der Schwärmerei und des Aberglaubens einen mächtigen Stoß erlitten hat: alles

B. Monatschr. XI. B. 3. St.

D

dies

welche auch, ihrer Natur nach, eigentlich nur ein Gegenstand der komischen Muse und der Schaubühne sein sollten. Das erste dieser Schauspiele zeigt einen „Betrüger,“ Namens Kalifaischerston: mit wahr- scheinlicher Anspielung auf den Namen Bagliostro, dessen Charakter wenigstens dieser „Betrüger“ deutlich genug zeigt. Das letzte Schauspiel stellt einen unwissenden, plumpen, großsprecherischen „Schaman aus Sibirien“ vor, der eben so gläubig verehrt wird, als wenn er, mit plumpen Schamanischen Sitten, aus den ägyptischen Pyramiden oder von den arabischen heiligen Städten herzukommen vorgäbe. Da indeß bei gewissen Gemüthern die Folgen dieser Thorheiten oft traurig ja schrecklich genug sind; so ist auch oft eine ernstlichere Widerlegung nöthig, dergleichen die Russische Uebersetzung von Elisens Schrift liefert. Die Verfasserin hatte aus Bescheidenheit ihr Buch nicht selbst der Kaiserin zugesandt.

Dieses hielten wir, zum Verständniß der nachfolgenden Epistel, vorauszuschicken für nöthig.

Die Herausgeber.

* * *

Die Larve, die Du von dem Angesicht
Des Cha maturgen jüngst so kühn herabgerissen,
Warum, Elisa, legtest du sie nicht
Ex voto zu der Großen Göttinn Füßen,
Die, hoch vom goldnen Thron, die kalte Nacht
Des alten Scythiens durch Ihres Geistes Schimmer
Zum hellen Frühlingstage macht;

O 2

Sum

Dem Tage, der die schwarze Brut, die immer,
(Ein Schimpf des Säkulum!) noch auf der Erde schleicht,
Zurück in ihre Höhlen scheucht?

Erinnre Dich! Du lagst noch mit dem Netz umspinnen,
Das Ragliostro sonst um Vieler Seelen spann;
Noch glaubtest Du dem großen Wundermann;
Und alles, was sein fiebernd Hirn ersonnen,
Das stauntest Du noch stets — nur leise zweifelnd — an.
Des Geistersehers Talisman
War immer feste noch Dir um die Stirn gebunden. —
Da kam die schwärzste seiner Stunden
Ihm auf dem Strom der Zeit verderbend zugeschwebt:
Dem Mystagogen, der en Camerade
Mit seinen Geistern stets gelebt,
Dem flüsterte, zum Tort der ganzen Masquerade,
Ein schwarzer Unglücksgeist
(Den Namen kann ich Laie zwar nicht wissen:
Ob er Sanachiel, ob Kophra heißt?)
Kurz, ein recht schwarzer Geist,
Dem unsers Magus Rauch zu scharf ins Aug gebissen,
Der flüstert ihm den bösen Anschlag ein:
Mit seinem Geisterchor und seinem Stein der Weisen
Zur hohen Kaiserstadt Rutheniens zu reisen! — —
Urpöblich ward sein großer Namen — klein.
Dem Scharfblick einer Katharine
War alsobald sein Zauberschild zu schwach;

Der

Der blihet durch ihn hin. Und ach!
Durch keinen Streich getäuscht, durch keine goldne
Mine,
Durch keine Lebensarzenei,
Beim ersten Blick der Großen Katharine,
War des Adepten Kunst — Betrügerei.
Nun, auf Geheiß der Großen und der Weisen,
Mußt' er aus Ihren Welten reisen.
Tief überzeugt: die Christusweisheit sei
Uns Sterblichen genug den Pfad zum Glück zu weisen;
Auch, daß im trüben Dunst der Geisterseherei
Bei Tetragrammaton Mystik und Zauberkreisen
Und andrer solcher Gaukelei,
Vernunft! dein Leitstern minder glänze;
Bracht ihn Ihr Wink sogleich zu Ihres Landes Gränze
Durch Geisterchen — der Polizei. — —
Wie schnell flog er uns da vorbei!
Da war's, Lisa, daß vom aufgeklärten Auge,
Den Schuppen gleich, zuerst der graue Staar Dir
sank *).

Wenn nun gebührt der ersten Freiheit Dank,
Mit der Dein Geist den Pöbeln sich entschwang,
Als Ihr, die jüngst noch mit der Lauge
Des Spotts den Wahrheitsinn zum Leben aufgereizt,

^{*)} Man s. die Schrift der Frau v. der Recke, S. 154.

Und, von der Bühne her, durch geisterfülltes Scherzen
In manchem angestekten Herzen
Den Keim der Thorheit weggebeizt? —
Sprich denn! Warum entzogst Du Ihrem Tempel
Dies Opfer? warum trugst Du, kühne Siegerin,
Nach altem römischen Exempel
Die Rüstung nicht zum Kapitole hin,
Die Du mit bravem Muth dem Feinde ausgezogen?
Sprich, warum reichtest Du der großen Kaiserin
Nicht gleich, Elisa, Deine Bogen? — —

Du schweigst! Doch laut sagt mir dies Schweigen:
Welch ein Gefühl den Schritt der Muse band,
Die Stufen eines Throns mit Dir hinaufsteigen,
Von dem ein Großer Geist, an Willen und Verstand,
Den halben Erdenball regierend übersiehet.
Ein edles Selbstgefühl, am innigsten verwandt
Mit Demuth, die so schön auf jeder Wange glühet.
Ja, ja! Die Brust, die dies Gefühl empfand,
Bleibt gerne lieber unbekannt;
Und zittert, sich erkannt zu sehen. —
Doch ach! wie leicht wird sie erkannt!
Auch läßt sich dieser Schmerz noch immer überstehen,
Wenn, durch des Schicksals Spas, auf eines Thrones
Höhen
Ein winzig kleines Wesen sitzt,

Deß

Deß Tadel, sei es auch ein Kaiser oder König;
Das ächte Ehrgefühl so wenig
Beleidigt, als sein Beifall nützt!
Doch, wenn von dieser hohen Sphäre
Kathrinens großer Geist, wie der Orion, blüht;
Ich fühl' es! dann, Elisa, wäre
Des Opfers Mißverstehn, das reine Liebe bringt,
Ein Dolchstich für dein Herz und deines Herzens Ehre;
Das, freilich kalt genug der albernen Schimäre,
Die diesen Namen stiehlt, nach jener wahren Ehre,
Der Schätzung edler Seelen, ringt!

Und hier verzettl's der hocheufreuten Muse;
Wenn sie im Ton des Pöbels singt!
Sieh! Deine Fackel, die der scheußlichen Meduse
Des Aberglaubens hier so fürchterlich geblinzt;
Sieh! diese heile Fackel schwingt
Ein kluger Mann im tiefsten Norden,
Weil Katharina ihm gewinkt. —
Wie schön belohnt ist Deine Demuth worden!

Wohl Ihr, der Großen! die, nun in dem Orden
Der ächten Religion und Wahrheit eingeweiht,
Mit ungetrübter Geistesheiterkeit,
Tief aus dem drängenden Gewühle
Der Sorgen eines Throns, mit menschlichem Gefühle
Den Kränkelen unsrer Zeit

Ein Stündchen der Erholung leih't!
Die Ihr erhelltes Volk vor solcher Gaukelspiele
Verleitenden Gefahren schützt,
Selbst Heilungsmittel schafft, und die vorhandnen
nützt! —

Auch diesen Lorbeer wand Sie noch um Ihre Krone.
Wenn unsrer Nachwelt einst, wie in der mildern Zone,
Die Sonne der Vernunft im höhern Mittag glüht;
Wenn sie die Gasner und die Kalifalkscherstone,
Wenn sie Schamane von Sibirien!

Helvetien!! Germanien!!!

Einst lachend, nur noch auf der Bühne, sieht:
Wird sie es glauben, daß (recht in Europa's Mitte!!!)
Der Deutsche, Gallier, und Britte,
Getäuscht durch manchen schwachen Mann!
Viel später that, was Rußland früh gethan?
Viel später der Vernunft dies kleine Opfer brachte,
Und — wo zu lachen war, nur lachte!

Neu: Nuz in Rurland.

d. 26. Jänner 1788.

Bernhard Becker.

4.

Nachricht vom Russischen Seekriege wider die Türken.

In den J. 1769 — 1773.

(Fortsetzung S. Januar, S. 38.)

So war demnach, durch die Vereinigung der beiden Geschwader, welche die Halbinsel Morea gänzlich aufgegeben und verlassen hatten, die Russische Flotte in dem Moreischen Meerbusen von Bolochina beisammen. Der Wind war den Russen einige Tage ganz entgegen; endlich legten sie Kap Angelo vorbei, und bekamen den 4. Junius (1770) die feindliche Flotte wieder zu Gesicht; diese lag zwischen der Insel Idra und dem festen Lande vor Anker. Den 5. hatte man sich so weit aufgekruzt, daß die beiden Kriegsschiffe Saratow und Metronmena einige Kanonenschüsse, wiewohl noch in zu großem Abstände, auf die feindliche Flotte thun konnten; worauf der Kapudan Pascha für gut fand, die Anker aufzuheben, und gegen 6 Uhr Nachmittags mit der ganzen Flotte unter Segel zu gehen. Den folgenden Morgen war von ihr nichts mehr zu sehen; und von der fernern Verfolgung derselben war man, nach Verlauf einiger Tage, gänzlich abzustehen genöthiget, weil

es allen Schiffen so wohl an Wasser als an Brot gebracht.

Graf Orlov hatte unter den verschiedenen ihm in Vorschlag gebrachten Häfen, womit die meisten Cykladischen Inseln versehen sind, den von Aussa auf Paros *) gewählt, die Flotte zu sammeln und sie mit Wasser und Brot zu versehen. Er war dahin gerade von Navarino mit allen noch bei sich habenden großen und kleinen Fahrzeugen gegangen, und schickte der vereinten Spiridowschen und Elphinstonschen Eskader Befehl, hier zu ihm zu stoßen. Wie die ganze Flotte versammelt war, fand sich, daß kaum noch auf Einen Tag Schiffszwieback in Vorrath war; und da es mit Aufertigung der Backöfen und dem Kornmahlen nicht so geschwinde von Statten gehen konnte, als die Noth forderte: so war es gewiß ein sehr glücklicher Zufall, daß ein mit Zwieback beladenes Fahrzeug, das zur türkischen Flotte wollte, einer der Slavonischen Fregatten in die Hände fiel, und von dieser nach Aussa aufgebracht ward. — Während man hier mit Brotbacken und Einnehmen des benöthigten Wassers beschäftigt war, hatte man immer einige Fahrzeuge in See, um Nachrichten von der feindlichen Flotte einzuholen. Allein diese schien gänzlich verschwunden. Vermuthlich hatte sie ihren Lauf, nachdem man sie zuletzt

*) Der Verfasser hat ihn beschrieben B. Monatschr. 1783, Novemb. S. 408, f.

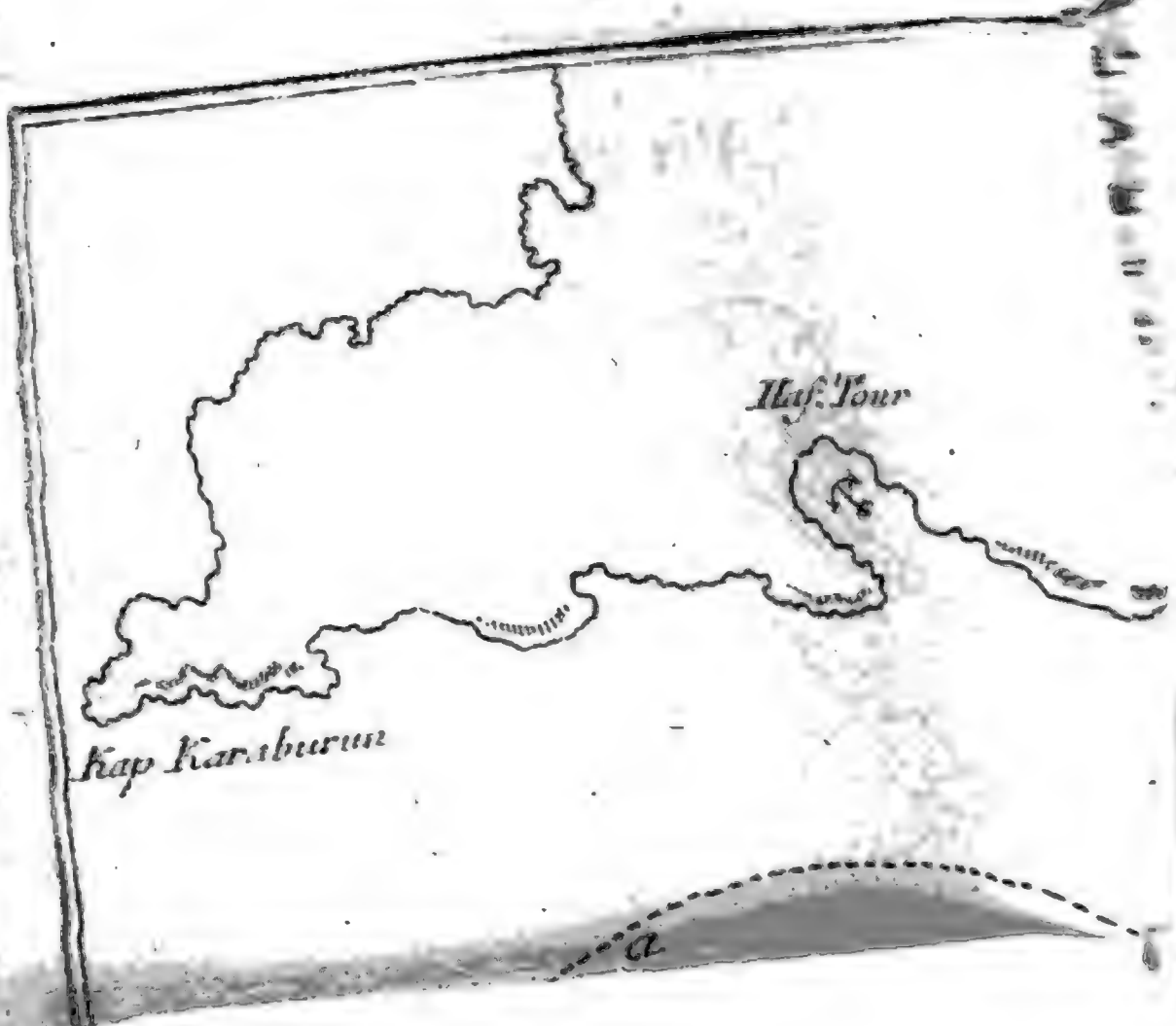
letzt bei Idra sah, nach Volo (in Janiah, Thessalien) gerichtet, diesem Hauptkornmagazin für Konstantinopel. In dieser Bucht (Sinus Pelasgicus) lag sie auch ziemlich sicher, und konnte allenfalls nur durch ein griechisches Fahrzeug entdeckt werden; allein die Griechen ließen sich ganz und gar nicht mehr in See sehen, vermuthlich weil sie glauben mochten, für die Russen, die sich auf Morea nicht hatten behaupten können, sei nunmehr alles verloren.

Sobald man zu Aussa mit allem Nöthigen fertig war, ging die ganze Flotte unter Segel, nahm den Lauf durch den Kanal von Scio (Chios), und kreuzte von hier aufwärts die Insel Scyros (Skyros) vorbei bis Aistrato: ohne von einer feindlichen Flotte das geringste gewahr zu werden. Nicht unwahrscheinlich lag diese damals im Kanal von Metelino (Lesbos), und erwartete hier noch zwei Kriegsschiffe, an deren Ausrüstung man schon seit einiger Zeit zu Konstantinopel gearbeitet hatte. Wie die Russische Flotte in der Gegend der Insel Ipsara (Psara) zurück kam, erfuhr sie endlich: die türkische Flotte sei in dem Kanal von Scio eingelaufen. Auf diese Nachricht gab man das Signal, sich zum Schlagen bereit zu halten; und der Kurs ward gerade auf den gedachten Kanal zu gerichtet.

Den 5 Julius 1770, Morgens zwischen 9 und 10 Uhr, lief die Russische Flotte nördlich den Spalimadorischen Inseln vorbei (man s. auf dem beigefügten

gefügten Plane a), in den Kanal von Scio einzutreten und zwar in folgender Schlachtordnung (b). Die Avantgarde führte Viceadmiral Spiridonow an; sie bestand aus den drei Kriegsschiffen von 64 Kanonen: Januarius, Tryphetitus, und Eustaf auf welchem letztern, als dem Flaggenschiffe, Graf Feodor Orlow sich befand. Das Korps de Detail befehligte Graf Alexei Orlow selbst; es bestand ebenfalls aus 3 Schiffen von 64 Kanonen: Europa, Bratislaw, und Tryphierarches. Der Führer der Arrieregarde war Konteradmiral Elphinston, der seine 3 Schiffe Sweteslaw von 80, und Saratow und Metronomena von 64 Kanonen unter sich hatte. Man hatte, sobald die Spalmadorischen Inseln vorbei gelegt waren, die ganze türkische Flotte im Gesicht: sie lag in einer Bucht an der Küste von Natolien, unweit des Hafens von Dschannie, vor Anker (auf dem Plane d). Der Kapudan Pascha, welcher vielleicht eben so lange von der Russischen Flotte nichts gehöret hatte, als diese von der Türkischen, mochte in dem Wahn stehen, die Russen hätten das griechische Meer gänzlich geräumt; oder glaubte wenigstens, sie würden nicht so kühn sein, seine Flotte in der genommenen Position anzugreifen. Genug, er selbst war an Land gegangen, und diesem Beispiele war ein großer Theil der Ekipage gefolget. Die an Bord zurückgebliebene Mannschaft führte indeß, so bald man die Russische Flotte gewahr ward, die Batterien vor. Dies

gez



chieht, indem man an das Ankertau noch ein
deres vom Hintertheile des Schifs befestiget,
d es dann so lange windet, bis das Schif queer
zu den Wind zu liegen kömmt; oder es wird
sch ein eigener Anker fast in gerader Linie mit dem
ersten Anker ausgeworfen, und das daran befe-
gte Tau um einen Pfosten am Hintertheile des
Schifs gelegt, und dann mit den Schifswinden so
lange angezogen, bis das Schif in der vorbeschrie-
nen Lage sich befindet.

Der Angriff der Russen war nun folgender
maßen angeordnet (auf dem Plane c): das Krie-
gesschif Januarius, welches ganz an der Spitze
war, sollte nahe an dem vor dem rechten Flügel
der feindlichen Flotte liegenden Felsen vorbei gehen,
sch dem ersten türkischen Schiffe bis auf einen
Flintenschuß nähern, und es dann mit der größ-
ten Lebhaftigkeit angreifen. Try: svetituli, das
auf Januarius folgte, sollte hiernächst so bald als
möglich, mit diesem in eine Linie zu kommen suchen;
und mit diesen beiden wieder nach und nach alle
übrigen Rangschiffe, so wie sie in der Schlacht-
ordnung auf einander folgten. Hinter dieser ersten
Linie sollten nachmals die Fregatten von 30 und
24 Kanonen, nebst den Bombardiergalloten, eine
Art von zweiter Linie formiren.

Andre, die vom Seekriege mehr Kenntnisse
besitzen, als man von mir fordern kann, mögen
die Fälle genau angeben, wann eine vor Anker
liegen:

liegende Kriegsflotte mit zu hoffendem guten Erfolge anzugreifen ist. Mein Urtheil soll und kann nicht als entscheidend gelten; doch will ich es hier anführen, in Hoffnung, über diesen Punkt, wenn ich irre, besser belehrt zu werden. — Die Nachtheile einer vor Anker liegenden Flotte gegen eine andre, die unter Segel ist, sind unstreitig groß. Schikt man Brander gegen sie, so kann sie diesen nur dadurch ausweichen, daß diejenigen Schiffe ihre Ankertaue kappen, welche die Brander gerade auf sich ankommen sehen. Dadurch wird aber nicht nur die Linie gebrochen, sondern die ohne Anker treibenden Schiffe können sehr leicht an andere gerathen, wodurch die Unordnung noch viel größer wird. Ferner steht es allezeit in der Macht einer Flotte, die unter Segel ist, eine vor Anker liegende anzugreifen, und von ihrem Angriffe wieder abzulassen, ohne fürchten zu dürfen, auf ihrem Rückzuge verfolgt zu werden. Denn da das letzte oder die beiden letzten Schiffe unterm Winde nur immer unter Segel gehen können, und so nach und nach alle übrigen, um nicht an einander zu gerathen; so gewinnt der zurückziehende Gegentheil dadurch einen so großen Vorsprung, daß er nicht leicht eingeholt werden kann. Und endlich, womit ich billig hätte anfangen sollen, kann eine vor Anker liegende Flotte keine Schwärmung machen, wenn sie auf ihren Flügeln, als den schwächsten Punkten, von einer andern angegriffen wird.

wird. — Hingegen hat sie auch wieder wesentliche Vortheile vor jener voraus. Z. B. daß sie selbst bei ziemlich starkem Winde immer alle ihre Batterien gebrauchen kann (eine unter Segel begriffene kann die unterste Lage nicht immer gebrauchen); daß alle Schiffe ein gleich lebhaftes Feuer unterhalten, und die Artilleristen auch genauer visiren können; daß durch diejenigen Schüsse, die Masten und Tauwerk treffen, kein vor Anker liegendes Schiff genöthiget wird, das Feuer auf einige Zeit zu vermindern oder aus der Linie zu gehen; und daß endlich, weil man mit Steuern und Regieren des Schiffs und der Segel nichts zu thun hat, man zu Bedienung der Artillerie so viel mehr Menschen anstellen kann. — — Nun war die russische Flotte mit keinen Brandern versehen; sie war an Stärke der feindlichen bei weitem nicht gleich, konnte folglich, da sie dieser sich parallel gegenüber legen mußte, wenn die Artillerie von beiden Seiten gleich gut bedient ward, das feindliche Feuer nie beantworten; sie war durch den Felsen, der vor der feindlichen Flotte rechtem Flügel lag, verhindert, diesen in Diagonallinie anzugreifen; und wollte sie dies auf dem linken feindlichen Flügel thun, so verlor sie dadurch den Vortheil des Windes: wie aus dem beigefügten Plan erhellet. Hiernach kann mein Urtheil nicht anders ausfallen, als: daß es unstreitig von dem Grafen Orlov etwas gewagtes war, unter solchen Umständen gleichwohl zum Treffen sich zu entschließen. Doch,

Doch, zu dem Treffen selbst. Das Kriegsschiff Januarius, welches, wie gesagt, an der Spitze der russischen Flotte voraus segelte, sollte nach der Disposition den ersten Angriff thun. Dieses Schiff befand sich noch in ziemlichem Abstände von dem vor dem rechten Flügel der türkischen Flotte belegenen Felsen, als es eine Viertelwendung machte, in doppelter Schußweite vor der ganzen feindlichen Flotte herunter segelte, seine gegen dieselbe gefehrten Batterien, aber natürlich ohne Wirkung, abfeuerte, und darauf weit weg, hinter den im Plan mit H. bemerkten, ganz südlich im Kanal von Scio liegenden 2 Steinklippen, sich vor Anker legte, und von hier ab dem Treffen zusah, ohne die geringste Bewegung zu machen, noch ferner einigen Antheil daran zu nehmen. — Das Kriegsschiff Try-swetitul, das jenem in der Ordnung folgte, segelte nahe an vorgedachtem Felsen hin, mußte aber, weil die auf dem Schiffe befindlichen griechischen Lootsen behaupteten, weiter vorwärts befänden sich unter dem Wasser Klippen, früher als der Befehlshaber des Schiffes, Brigadier Melmanow es wollte, sich an den Wind legen und die Batterien öffnen. Da 3 bis 4 Schiffe der feindlichen Flotte ihre Kanonen auf selbiges als es heran segelte gerichtet hatten, so litt es ungemein; überdem trieb Wind und Strom das Schiff den feindlichen stets näher, wodurch es Gefahr lief, unter dieselben zu gerathen. Mehr aus dieser als der erst angeführten Ursache, ließ

ließ der Brigadier daher die bereits gegen den Wind gestellten Segel umbrassen, und ließ, seinem Schiffe nur erst wieder Parth zu verschaffen, nahe vor der ganzen feindlichen Flotte herunter, die so lebhaft als sie konnte ihn begrüßte, wandte hierauf sein Schiff wieder gegen den Wind, kreuzte von neuem sich auf, und legte darauf mit den übrigen Schiffen sich in Linie. Kame es ihm ohne hin nicht schon zu, so hätte Brigadier Yelmanow, durch sein so entschlossenes als vorsichtiges Betragen, sich an diesem Tage doch gewiß das Lob als tüchtiger Seeoffizier erworben; warum sollte es hier also nicht auch stehen? — Nun merkten die Türken sehr wohl, daß der Hauptangriffspunkt der Russen ihr rechter Flügel sei; und ihre Aufmerksamkeit ward noch mehr dahin gerichtet, als auch das Flaggenschiff Eustasia, welches nunmehr in der Ordnung folgte, denselben Weg nahm, um in der Nähe des ersten feindlichen Schiffs die Stelle einzunehmen, zu welcher die zwei vorausgegangenen Schiffe aus ganz verschiedenen Ursachen nicht hatten gelangen können. Das Feuer, welches Eustasia auszustehen hatte, als es der feindlichen Flotte sich näherte, war außerordentlich; aber dieses Kugelregens ungeachtet erreichte es dennoch, freilich nicht ohne Verlust an Menschen, aber ohne selbst auch nur Einen Schuß zu thun, zur größten Bewunderung aller die es sahen, den in der Nähe des ersten feindlichen Schiffs ausgemerkten

Punkt. Während es auf der Färth nach diesem seinen Posten begriffen war, schickte Graf Alexei Orlov eine Schaluppe ab, seinen Bruder Graf Feodor abzuholen; die Schaluppe kam glücklich an, und brachte auch den Viceadmiral Spiridow mit zurück. Kapitän Plescheow, welcher *) dem Viceadmiral als Rath mit zugeordnet war, übernahm nunmehr allein das Kommando des Schiffs, da er älterer Kapitän von der Flotte war, als der eigentliche Schifskapitän Kruse. Als Plescheow sich in der Weite eines Pistolenschusses von dem ersten feindlichen Schiffe befand, öffnete er seine Batterien, und setzte mit diesen und zugleich mit dem kleinen Gewehre dem feindlichen Schiffe so heftig zu, daß auf demselben alles sichtbar in die größte Unordnung und Bestürzung gerieth. Allmählig waren nun auch alle übrige Schiffe der Russischen Flotte herangefommen, hatten sich in gehöriger Schußweite den feindlichen parallel gegenüber gelegt, und das Treffen ward gewissermaßen allgemein. Es war ein großes und feierliches Schauspiel: da zwei Linienschiffe in der Nähe eines Pistolenschusses ihre ganze Artillerie und kleines Gewehr ununterbrochen auf einander abbrannten, mit der entschlossensten Hartnäckigkeit von beiden Seiten um den Sieg kämpften, jedes streitende Schiff die Flotte seiner Nation zum Augenzeugen seines Muths und seiner Standhaftigkeit.

*) Man s. Dezember, 1787, S. 498.

tigkeit hatte, und diese beiden Flotten selbst auch im lebhaftesten Gefechte mit einander waren.

Dieses große Schauspiel ward noch durch einen neuen schaudervollen Auftritt verstärkt, der auf einmal zu beiden Seiten der Scene und im Hintergrunde sich zeigte; freilich an sich kleiner als jener, aber darum nicht minder ernsthaft, indem auch hier die verwegenste Kühnheit und seltene Beispiele von weit getriebener kriegerischer Wuth zu sehen waren. Die Kugeln nicht nur von dem Kriegsschiffe Eustafia, welches dem Feinde so nahe lag, sondern selbst von den übrigen Schiffen der russischen Flotte, reichten bis zu den kleinern Fahrzeugen, wovon eine türkische Flotte in großer Menge stets begleitet wird, und die hinter derselben vor Anker lagen. Diese vielen Schebeken, Galeeren, Polakern, Halbgaleeren, Raiken, und wie sie alle heißen, suchten daher zum Theil in dem Hafen von Dschesme, zum Theil in der Bucht hinter den Hongischen Inseln, sich vor den russischen Kugeln in Sicherheit zu setzen. Aber die russischen kleinen Fregatten und geringern armirten Fahrzeuge wurden nicht sobald diese Bewegung gewahr, als sie sämtlich auf einmal, wie auf ein verabredetes Zeichen, Jagd auf jene machten. Die slavonischen, ja selbst die kleinsten griechischen Fahrzeuge fielen die türkischen mit einer Wuth an, die über alle Beschreibung geht. In einigem Abstände auf einander zu kanoniren, oder nach verlorenen Masten oder erhaltenem Grundschuß, die

weiße Flagge aufzuziehen: an all dergleichen dachte man auf keiner von beiden Seiten; von jeder suchte man nur, so bald als möglich, seinen Feind zu entern, und die aufgesetzten Pistolen auf einander abzubrennen; ja die Schärfe des Säbels, und die zugeschliffene Spitze des Kinjals (eine Art Dolch) waren gleich die ersten Waffen womit man fochte. Nicht wenige Fahrzeuge auf beiden Seiten, wenn sie sich übermannnt sahen, zündeten ihren Pulvervorrath an, und sprengten sich selbst in die Luft, ehe sie dem Feind in die Hände fallen wollten: sie zogen den Tod einer grausamen Behandlung oder einer gewiß zu erwartenden ewigen Sklaverei vor.

Indeß mochten drei oder vier Lagen von dem Kriegsschiffe *Eustasia* gegeben sein, als das türkische Schiff in Brand gerieth. Dies unversehene Unglück brachte die Besatzung desselben außer Fassung: ein Theil sprang über Bord, um durch Schwimmen das Leben zu retten; der Rest verließ größtentheils die Kanonen, und stellte sich aufs Verdeck. Auf dem russischen Schiffe war in dem Augenblick, als es drehete, um dem feindlichen Schiffe die Seite zuzukehren, vergessen worden, das Besaans- und kleine Marsjegel gegen den Wind zu brassen; daher mußte es vom Winde dem brennenden feindlichen Schiffe bald nahe gebracht werden. Noch hätte man sich wahrscheinlich von demselben abhalten können, wenn man im Augenblick als das Feuer auf dem türkischen Schiffe ausbrach, den begangenen Fehler

Fehler bemerkt, und sogleich die Gegenstellung der Segel vorgenommen hätte; allein hieran dachte niemand: und man befand sich daher in kurzer Zeit dem feindlichen Schiffe so nahe, daß Feuer von demselben auf das Russische überfiel, und es ebenfalls in Brand setzte. Weil der Wind die Flammen von den brennenden Schiffen fast gerade auf die vor Anker liegende türkische Flotte trieb *); so war diese genöthiget, ihre Ankertaue zu kappen: sie that es, und faßte den unglücklichen Entschluß, sich nach dem Hafen von Dschesme zu retiriren. — Auf beiden in Brand gerathenen Schiffen mußte die Bestürzung nun natürlich gleich groß sein. Es geschah daher auch wahrscheinlich mehr aus der Absicht das Leben zu retten, als dabei an eine wirkliche Eroberung zu denken, daß, wie das russische Schiff dem feindlichen nahe genug war, ein starker Haufe Türken nach dem erstern übersprang. Größtentheils fanden diese auf den Bajonettspitzen den Tod; die Wenigen, die ihm entgingen, und nach ihrem unglücklichen Schiffe wieder zurück zu flüchten genöthiget waren, wurden nun hier von den darüber ganz in Wuth gerathenen Russen mit solcher Hitze verfolgt, daß alles was auf dem Verdeck des feindlichen Schiffes sich diesen entgegen setzen wollte, nieder gestossen, oder gezwungen ward, sich in die

P 3

Flam:

*) Ein unglücklicher Zufall ersetzte also das, was bei der Russischen Flotte fehlte: nemlich einen Brand.

Flammen oder in die See zu stürzen. Die Russen eroberten also das unglückliche feindliche Schif noch wirklich in dem Augenblick selbst, da entfernte Zuschauer vor Entsetzen die Augen davon abwandten. Wahrscheinlich verlor bei diesem Vorgange der in seinem Metier gewiß erfahrene, nur vielleicht zu kühne, Kapitän Pleschow das Leben. — Obgleich das türkische Schif früher in Brand gerieth als das Russische; so grif das Feuer hier doch schneller um sich, es fand bald den Weg zu dem Pulvermagazine, und sprengte dasselbe noch vor jenem in die Luft. Das türkische Schif hatte bald darauf dasselbe Schicksal. Und nun erst konnten die Schaluppen (die in dem Augenblick, als die feindliche Flotte ihre Zuflucht zu dem Hafen von Dishesme nahm, von den russischen Schiffen abgesandt wurden) einigen zu Hülfe kommen; indem, so lange noch eines der beiden Schiffe existirte, sie sich nicht nähern durften, da das immer mehr überhand nehmende Feuer die dadurch ganz erhitzten geladenen Kanonen nach einander abfeuerte.

Von den unglücklichen mit in die Luft gesprengten, und ohne merklichen Schaden wieder in die See gefallenen Menschen, hatten einige sich Stücke von den herumtreibenden Schifstrümmern erhaschet, und hielten sich daran so lange, bis man ihnen mit den Schaluppen zu Hülfe kommen konnte. Hier sah man Russen und Türken noch selbst im Wasser über eine Planke mit einander stritten, die jeder

Jeder zu Rettung seines Lebens für sich behalten wollte; hier sah man, wie von einem andern Brette, das zwei Personen über Wasser zu tragen nicht groß genug war, der Stärkere den Schwächeren herunter wieder in die See stürzte. Eine unter solchen Umständen, dem Anschein nach, noch fortwauernde Verbitterung zwischen zwei in Krieg verwickelten Nationen war für das Auge des Zuschauers schauervoll; obgleich die wirkende Ursache davon unstreitig wohl keine andre, als der Trieb der Selbsterhaltung, sein konnte. Einige Russen, die erst mit ihrem eignen Schiffe in die Luft geflogen waren, und an das türkische sich wieder herausgeholt hätten, mußten die eben zurückgelegte Reise nun zum zweitenmale antreten. Ein ganzes Buch würde es einnehmen, wenn man alle einzelnen Fälle erzählen wollte: wie ein Mensch vor dem Absterben in der größten Lebensgefahr auf wunderbare Weise erhalten ward, ohne doch dem ihm dem Anschein nach bestimmten Schicksale zu entgehen. Ein Beispiel dieser Art will ich hersehen, das statt vieler dienen mag. Ein russischer Matrose, der mit beiden Schiffen nach einander in die Luft geflogen war, und beidemal unbeschädigt in die See fiel, mußte gleichwohl noch im Wasser das eine Bein brechen, welches ihm durch den Mast eines kleinen Fahrzeuges, das in Brand gerieth und darauf in die Luft flog, in dem Augenblick noch abgeschlagen ward,

als eine Schaluppe herzu eilte und ihn vom Er-
saufen rettete. Ein anderes Beispiel diene zum
Beweise: wie kurz oft bei Menschen die Erinne-
rung einer ausgestandenen großen Gefahr dauert.
Der Leutnant Müller von der Artillerie, aus
Ulm in Schwaben gebürtig, hatte beide Lustreisen
gemacht, und erzählte auf Verlangen der Offi-
ziere des Schiffs, an dessen Bord man ihn ge-
bracht hatte, seine That; als er von ungefähr
hörte, es solle an Brandröhren und andern nicht
leicht zu löschenden Kunstfeuern mit möglichster
Eile auf allen Schiffen gearbeitet werden. Augen-
blicklich brach er seine kaum angefangne Geschichts-
erzählung ab, ging hinunter in die Atkelei, und
setzte sich hier freiwillig mit an die Arbeit. — Die
Anzahl der Geretteten vom russischen Schiffe be-
lief sich etwa auf 40 Personen, unter welchen
auch der Kapitän Kruse war; Türken wurden
keine oder höchstens nur ein paar wieder aus der
See gezogen. Von den russischen Kriegsschiffen
hatte das Schif Try-swetituli, das auch an Ma-
sten und Tauwerk stark beschädigt war, am meisten
verloren; keines der übrigen war ganz ohne Ver-
lust davon gekommen: das Kriegsschif Januarius
allein ausgenommen.

Raum war die türkische Flotte in den Hafen
von Dschesme eingelaufen, als die Russische sich
davor legte, ihr das Auslaufen zu verwehren.
Konteradmiral Elphinston verlangte zur Verstär-
kung

lung seiner Eskader nur noch ein paar Fregatten, womit er dann sogleich in den genannten Hafen einlaufen und die feindliche Flotte gänzlich zu Grunde richten wollte; allein Graf Alexei Orlov hielt dies Unternehmen zu gewagt, indem dabei leicht ein paar Schiffe mit verloren gehen könnten. Alle fernere Unternehmung gegen die eingesperrte feindliche Flotte wurde daher bis auf den folgenden Tag verschoben: man celebrierte heute nur mit einer lange anhaltenden Kanonade den erfochtenen Sieg; gab dem Kriegsschiffe Januarius Order, wieder zur Flotte zu stoßen; und arbeitete die Nacht und den folgenden Tag hindurch daran, vier kleine griechische Fahrzeuge zu Brändern einzurichten. — Ein Brander ist kein besonders zu diesem Gebrauch erbautes Fahrzeug; sondern jedes Schif, welches nur Segel führt, kann dazu dienen. Man richtet es zu solchem Gebrauch ein, indem man Masten und Tauwerk neu übertheeret, Brandröhre an solche befestiget, sowohl oben auf als unter dem Verdeck den größten Raum mit Theertonnen besetzt, dazwischen eiserne Handgranaten und Karkassen steckt, und zu allem diesem mit Zunder angefüllte Rinnen führet, welche in einen Punkt nahe am Steuerruder zusammenlaufen. Soll der Brander abgehen, so wird ein Geschirr mit Feuer nahe an die Stelle gesetzt, wo der Steuermann steht; dieser hat ein Tau um den Leib, welches an der Schaluppe die hinter

dem

dem Brander anschleppt festgemacht ist, oder vor einem Matrosen in dieser Schaluppe in der Hand gehalten wird. Glaubt der Führer oder Steuermann des Branders sich den feindlichen Schiffen nahe genug, und hat er den Brander in die möglichst geradeste Richtung gegen dieselben gebracht; so bindet er, damit das Schiff diese Linie nicht wieder verlassen kann, das Steuerruder fest, zündet die in einem Punkt nahe bei ihm vereinigten Lauf- feuer an, löset er das Geschütz mit Feuer auf solche umstürzt, und wirft sich dann hinterwärts vom Brander in die See. Auf dies Signal macht die Schaluppe sich vom Brander los, zieht den Steuermann zu sich, und rudert zurück. — Feindlicher Seits arbeitete man gleich, nachdem die Flotte in den Hafen von Dschesme eingelaufen war, an Errichtung einer Batterie bei F, und den folgenden Tag, als den 6ten, noch an einem solchen Auswurf bei G, um den Eingang des Hafens von beiden Seiten bestreichen zu können. Daneben hatte man noch einigen Schiffen in dem Hafen eine solche Stellung gegeben, daß ihre Batterien gerade gegen die Mündung desselben gefehrt waren. Russischer Seits war man dagegen mit Einrichtung der Brander beschäftigt, zu deren Führung eine starke Anzahl Offiziere sich freiwillig meldete: man wählte 4 darunter aus; und den 6ten Julius, um 9 Uhr des Abends, war alles zu einem neuen noch wichtigeren Auftritt als der des Tages zuvor, in Bereitschaft. Dem

Dem Konteradmiral Greigh wurden 5 Kriegsschiffe und 4 Fregatten gegeben, um die zur Verbrennung der feindlichen Flotte abzuschickenden Brander zu decken. Er legte sich mit seiner Eskader vor den Eingang des Hafens so nahe, daß er nicht nur die aufgeworfenen Batterien am Lande, sondern auch selbst, wiewohl nur im Vorgeschuß, die feindlichen Schiffe, mit seinen Kanonen erreichen konnte. Unter dem Feuer dieser Schiffe, die zu dem Ende ihre Stücken erhöht hatten, gingen die vier Brander nacheinander ab. Zwei kamen, weil man sie zu früh verlassen hatte, nur bis an die Mündung des Hafens, wohin sie seitwärts vom Strome versetzt wurden. Der dritte Brander ging in den Hafen, zündete aber nicht. Und von dem vierten, welchen Kapitän Dugdale führte, blieb es zweifelhaft: ob durch ihn, oder durch eine Brandkugel, oder gar durch Unachtsamkeit selbst auf einem der feindlichen Schiffe, das Feuer auf der türkischen Flotte aufkam. Genug, gleich nachdem der vierte Brander in den Hafen eingesegelt war, erblickte man Feuer auf einem der feindlichen Schiffe; und um das Löschen so viel möglich zu verhindern, verdoppelte man Russischer Seits das Artilleriefeuer.

Weil der Hafen fast ganz mit Fahrzeugen angefüllt war, auch ans Löschen vielleicht wenig gedacht ward, so mußte der Brand nothwendig desto schneller um sich greifen. Auch ward er bald

so stark, daß bei dieser Nachtzeit fast auf eine Meile im Umkreise alle Gegenstände davon erhellt wurden; und auf die See selbst fiel ein so starker Schein, daß sie mit dem Feuer ein Element geworden zu sein schien. Auch die zu beiden Seiten des Kastels von Dschesme belegenen Vorstädte geriethen in Brand, und wurden zu Aschenhaufen. Unter diesem fürchterlichen Brande, der beinahe die ganze Nacht hindurch fortbauerte, flogen zwischendurch immer 2, 3, und mehrere Fahrzeuge auf einmal in die Luft. Das Geschrei der Menschen, das Geprassel des Feuers selbst, das beständige Losbrennen der Kanonen, und die durch Entzündung der Pulverkammern auf den großen Schiffen entstehende dumpfige Erschütterung, machte den Anblick vielleicht zu einem der tragischsten, die je sind gesehen worden. Gegen Anbruch des Tages hörte der Brand gänzlich auf: man sah nur noch, wie es völlig Tag geworden, einen starken Rauch; und sowohl im Hafen selbst, als auf der ganzen benachbarten Küste, war alles still. Man schickte leichte Fahrzeuge gegen die Mündung des Hafens, die bald mit der Nachricht zurück kamen, daß weder im Hafen noch in der Nähe desselben etwas vom Feinde zu sehen sei. Graf Alexei Orlow bestieg hierauf die Schaluppe, und nahm, von allen übrigen Schaluppen der Flotte begleitet, den Hafen von Dschesme in Augenschein. Kaum war es möglich, durch die Menge

Menge Schiffstrümmer, die die Oberfläche des Wassers hier fast gänzlich bedekten, durch zu kommen. Alle 13 feindliche Kriegsschiffe, das Kriegsschiff Rhodus ausgenommen, und die gesamte große Anzahl kleiner Fahrzeuge bis auf ein paar Halbgaleeren nach, waren ein Raub der Flammen geworden. Außer Leichen war weder von Türken noch Griechen eine Spur zu finden: nicht nur das Lager, auch das Kastel hatte der Feind in der Nacht verlassen. Von der schrecklichen Wirkung des Pulvers zeugte die Küste noch mehr, als der Hafen selbst; denn auf dieser lagen allenthalben Trümmer von Schiffen, Masten, und selbst Kanonen vom größten Kaliber in einer unglaublichen Weite umher zerstreut. Im Kastel hatte der Feind alle Kanonen und einigen Vorrath an Korn und Zwieback zurückgelassen; man besetzte dasselbe sogleich durch ein Detaschement, um mit desto größerer Sicherheit gegen Anfälle im Hafen arbeiten zu können.

Die erste Arbeit, die man vornahm, bestand darin: das Kriegsschiff Rhodus, welches vermuthlich, weil man dessen Ankertau gekappt hatte, in einem abgelegenen Winkel des Hafens auf den Strand getrieben war, von demselben wieder abzubringen und flott zu machen. Mit dieser Arbeit und mit dem Aufwinden einiger nicht gar zu tief unter Wasser liegenden Kanonen, brachte man über volle 8 Tage zu, obgleich täglich fast alle
Mann

Mannschaft von den Schiffen dazu gebraucht ward. Indessen war es kein geringes Vergnügen sowohl für den Grafen Alexei Orlov, als für die Flotte selbst, endlich eine so schöne Tropäe, als das Kriegsschiff Rhodus, mit vollen Segeln aus dem Hafen von Dishesme herauskommen zu sehen; Kapitän Kruse erhielt, wie billig, das Kommando des Schiffs, mit welchem er sich im Kanal von Scio bei der Flotte vor Anker legte. Zugleich mit dem Schiffe kam das im Kastel gestandene Besatzungsdetachement zur Flotte zurück. — Die gänzliche Zerstörung der feindlichen Flotte zu feiern, dazu wurden nunmehr volle 3 Tage gegeben; und da gleich nach Verlauf derselben verschiedene Namenstage *), Festtage besonders merkwürdiger Heiligen, und Ordenstag, einfielen: so dauerte das Freudenschießen, wobei das Kriegsschiff Rhodus sich vorzüglich mit Hören ließ, fast ganzer 14 Tage ununterbrochen fort. Eine Art von prachtvoller Solennität bekamen diese der Freude und dem Jubel gewidmeten Wochen noch dadurch: daß täglich Abgeordnete von den Inseln sich einfanden, die den Ueberwindern Glück zu ihrem Siege wünschten, und sich zugleich unter ihren Schutz gaben. **) Diese Deputationen bestanden gemein-

*) Die griechischen Glaubensgenossen feiern, so wie die katholischen, nicht die Geburts- sondern die Namenstage der geliebten und verehrten Personen.

**) Die Entladischen Inseln ohne Ausnahme schickten ihre

bemeistert; ihre Flagge war es, die man überall sah, und die eben daher die vorzüglichste Aufmerksamkeit der Russen erweckte.

Einige aufs Kreuzen abgeschickte kleine Fregatten und geringere armirte Fahrzeuge brachten, nebst einigen andern, 12 bis 16 große Ragusische Handlungsschiffe in ganz kurzer Zeit auf. Um die Menge dieser Schiffe nicht zu lange aufzuhalten, und sie gleichwohl auch genau zu untersuchen, zeigte sich die Nothwendigkeit, ein förmliches Admiralgerecht zu errichten. Dieses ward auf der naheliegenden Insel Paros in dem Hafen von Nussa niedergesetzt, wohin zu dem Ende Admiral Epiridow mit dem Kriegsschiffe Europa und einigen Fregatten abging. Von diesem Gerichte wurden, nach angestellter genauer Untersuchung, alle aufgebrachte Ragusische Schiffe für rechtmäßige Preisen erklärt. Dadurch erhielt die russische Flotte manchen Artikel, woran sie Mangel litt, und konnte nun auf weitere Unternehmungen ausgehen: wozu man Ehrenhalber auch verbunden zu sein glauben mochte.

Wenn der Hafen von Nussa der Waffenplatz für die russische Flotte blieb, so war man da freilich, der Entfernung wegen, vor einem feindlichen Ueberfall sicher; allein, eben dieser Entfernung wegen, ward es auch so viel schwerer, den Türken die Zufuhr zur See nach Konstantinopel zu sperren: welches ist eins der Hauptaugenmerke der Russen

B. Monatschr. XI. B. 3. St. Q sein

sein mußte. Dies hauptsächlich gab zu der Idee Anlaß, einen Hafen, der den Dardanellen näher sei, für die Flotte zu suchen. Hierzu schien der Hafen von Mudro auf der Insel Lemnos (ist Eralimene genannt) der bequemste zu sein; und sowohl darum, als auch ihrer Fruchtbarkeit wegen, beschloß man die Besetzung der Insel. Gegen Ende des Julius machte die gesammte Russische Flotte sich dahin auf den Weg. Allein, man hatte, wie zu dieser Jahreszeit in diesen Gewässern gewöhnlich ist, ganz konträren Wind; denn, vom Ausgang Aprils bis Anfang Septembers, erhebt sich mit Aufgang der Sonne der Wind in Nordost, wird gegen Mittag gerade Nord, und mit Sonnenuntergang, da er nordwestlich ist, legt er sich gemeiniglich ganz, und ist die Nacht durch stille. Aber nicht hierdurch allein ward die Ankunft der Flotte auf Lemnos verzögert; sondern auch, weil man eine Route gewählt hatte, auf welcher der triumphirende Zug, von der Siegestroopäe gefolgt; sowohl von der festen Küste als den vornehmsten Inseln die im Besiz des Feindes waren, gesehen werden konnte: das ist, man ging durch den Canal von Metelino und bei der Insel Tenedos vorbei. Mit Anfang des Augusts lief die Flotte endlich in den Hafen von Mudro ein. An regulären Landtruppen fehlte es fast gänzlich. Was auf dem Spiridowischen Geschwader bei dessen Abreise aus Rußland von dieser Art Truppen war eingeschifft worden, war

war auf Morea ziemlich geschmolzen; und die Besatzung des eroberten Schiffs Rhodus, so wie die Besatzung mancher kleinen Fahrzeuge, wenn auch nur mit 6 oder 8 Mann, hatte den Nest weggenommen. Von den 400 Meutern, die Admiral Elphinston an Bord gehabt, waren kaum noch 50 Mann übrig, indem der größte Theil derselben sich auf dem Kriegsschiffe Eustafia befand, als solches im Treffen vom 5. Julius in die Luft flog. Man konnte daher nur einige hundert Slavonier und Albaner abschicken: das Kastel von Lemnos, den einzigen haltbaren Ort auf der ganzen Insel, in welches etwa 150 bis 200 Mann Türken sich geworfen hatten, von der Landseite einzuschließen; indeß zugleich eine Bombardiergaliote nebst ein paar Fregatten aus dem Hafen von Mudro abging, das Fort von der Seeseite anzugreifen. Zur Deckung dieser Unternehmung mußte Elphinston mit den 3 Kriegsschiffen seiner Eskader zwischen den Inseln Embros und Tenedos kreuzen, damit aus dem Kanale kein Sukkurs käme. Das Kastel von Lemnos ist nur von geringem Umfange, liegt auf einem mäßigen Felsen, ist mit ziemlich tiefem Graben und starker Mauer umgeben; und davor in der See befinden sich Klippen, welche Schiffe von einiger Größe sich zu nähern hindern. Daher waren auch die Würfe, welche von der Galiote geschahen, fast alle zu kurz; und noch weniger konnten die Fregatten mit ihrem Artilleriefeuer etwas ausrichten,

ten, da der Felsen, worauf das Kastel liegt, nach der See zu sehr hoch und fast ganz senkrecht abgeschnitten ist. Aber man mußte nun einmal aus Mangel mehrerer und wirksamerer Kräfte, den Angriff des Kastels auf diese Art die ersten 3 Wochen durch fortsetzen: indem die allenfalls von der Flotte noch zu entbehrende reguläre Mannschaft mit Herbeischaffung des Korns aus dem Felde und aus den Dörfern zu Brot (woran bereits Mangel eingerissen war) genug zu thun hatte. Wie diesem Mangel einigermaßen abgeholfen war, schickte man 100 Mann Fußvolk ab (die nach und nach bis auf 250 vermehrt wurden), nebst einigen Kanonen, welche 2 Stunden Weges; denn so weit liegt der Hafen von Mudro vom Kastele, über Land geschleppt werden mußten. Man errichtete nun einige Batterien, von welchen die Mauern des Kastels mit gutem Erfolge beschossen wurden. Dem ungeachtet wies der Kommandant stets entschlossen die wiederholten Aufforderungen zur Uebergabe ab, that manchen kühnen Ausfall, und vertheidigte sich überhaupt als ein beherzter und ehrliebender Mann. So blieb es bis zu Ende Septembers, da eine ziemlich Bresche in die Mauer gemacht war, und der Besatzung zugleich Munition, Lebensmittel und Wasser zu fehlen anfang. Der Mangel an letzterm war der größte, da die Quelle nahe an der Mauer, aus welcher sie sich bisher nothdürftig versehen hatten, seit 8 Tagen ihr gänzlich war entrisseu worden. Der Kommandant verlangte nun zu

Kapitu-

Capituliren, und erbot sich: nach Verlauf von 8 Tagen, wenn in dieser Zeit kein Succurs ankommen sollte, das Kastel den Russen zu übergeben; in zwischen sollten alle Feindseligkeiten von beiden Seiten sogleich aufhören, der Garnison während der bedungenen Frist etwas Provision überlassen, und der freie Zugang zu der Wasserquelle verstattet werden. Alle diese Bedingungen ging man Russischer Seits ein, und stand von dem Vorsatz durch die Bresche mit Sturm ins Kastel zu dringen ab, weil man nicht viele Menschen zu verlieren hatte, und die Ankunft eines Succurses so gut wie unmöglich hielt. Wegen dieser letztern Ueberzeugung rief man auch alle kleine Fahrzeuge ein, die bisher, an der Stelle der ersten Fregatten, dem Kastel gegen über beständig in See hatten kreuzen müssen.

Indessen hatte Elphinston dem Grafen Orlov wiederholt durch Briefe den Mangel gemeldet, den seine Eskader an aller Art Provision litt; ohne eine andre Antwort zu bekommen, als: die Insel Embros sei sein Magazin, woraus er sich mit dem Benöthigten versehen könne. Aber der Vorrath auf dieser Insel war bald aufgezehret; und da dem ungeachtet der Eskader keine Provision von der Flotte zugesandt ward, ging Elphinston selbst nach Lemnos unter Segel, um seinen Zustand dem Grafen mündlich zu schildern. Die Fahrt von Embros nach Mudro hatte der Konteradmiral schon mehrmal gemacht, und den Steuerleuten und Loot-

sen am Bord seines Schiffs war die Sandbank, die auf der Ostseite fast in der ganzen Länge der Insel Lemnos sich weit in die See hineinerstreckt, sehr wohl bekannt; gleichwohl wollte das Schicksal, daß er diesmal mit seinem Schiffe bei dem besten Winde in der Nacht auf dieselbe gerathen mußte. Alles Ueberbordwerfen zur Erleichterung des Schiffes war vergebens; der Wind, der mit Anbruch des Tages heftiger ward, setzte das Schiff immer fester auf den Grund; und man konnte auf den auf die gegebenen Nothsignale aus Mudro herbeieilenden Fahrzeugen kaum die gesammte Mannschaft noch retten. Dies Unglück trug sich gerade in der Nacht zu, da die der Besatzung des Kastels zugestandne 8tägige Frist mit dem folgenden Tage zu Ende lief.

So sehr man auch den Verlust eines so schönen Schiffs, als das Kriegsschiff Sweteslaw war, empfand; so war doch die Nachricht noch viel unangenehmer, die man bald darauf erhielt: daß ungefähr zu eben der Zeit, da jenes Unglück sich zu trug, ein feindlicher Sufkurs von einigen hundert Mann gelandet sei, und sich in das Kastel geworfen habe. Er war von Kavallo aus dem Golfo di Kontessa, Abends mit günstigem Winde, auf etwa 12 bis 15 leichten Fahrzeugen ausgelaufen, und hatte die Bucht nahe unter dem Kastel von Lemnos vor Anbruch des Tages glücklich erreicht. Weil diese Verstärkung erst am Morgen eben des Tages gelandet war, da die der Besatzung zugestandene

Frist

Frift gerade zu Ende lief; fo bestand man ruffischer Seits auf die Vollziehung der Kapitulation. Der neuangekommene feindliche Befehlshaber erklärte dagegen: daß Er iſt Kommandant des Kaſtels ſei, daß er keinen Akkord geſchloſſen habe, auch nie einen ſchließen werde; und zum Beweiſe, daß es mit ſeiner Erklärung Ernst ſei, that er gleich darauf mit allen Truppen einen Ausfall, und vertrieb die Ruſſen aus allen nahe am Kaſtel beſetzten Poſten. Es war ein Glück, daß man die vor Lemnos gebrauchte Artillerie bereits wieder abgeführt hatte, weil ſie ſonſt bei dieſer Gelegenheit unfehlbar ſämmtlich in die Hände des Feindes gefallen wäre. Den folgenden Tag fiel der Feind auf die Eſlavonier und Albaner; und trieb ſie neſt den wenigen dabei noch zurück gebliebenen Ruſſen, bis nach dem Hafen von Mudro; durch das Artilleriefeuer von den Schiffen hielt man noch den Feind vom fernern Verfolgen ab, und gewann dadurch zugleich Zeit, den Reſt der an Land gebrachten Zelte und Geräthſchaften, mit deren Einſchiffung man ſchon den Tag zuvor den Anfang gemacht hatte, ſämmtlich wieder an Bord der Schiffe zu bringen. Die wenigen übriggebliebenen Eſlavonier und Albaner, die mit bewundernswürdiger Herzhafzigkeit gekochten hatten, wurden durch Schaluppen vom Lande abgeholt. Den beiden zur Elphingſtonſchen Eskader gehörenden Kriegſchiffen, Metronmena und Saratom,

schifte man Befehl, ihre Station zu verlassen und zur Flotte zu stoßen. Und so verließen die Russen am 20 Oktober mit allen Schiffen den Hafen von Mudro, und damit zugleich die schöne und fruchtbare Insel Lemnos gänzlich, in deren völligem Besiz sie schon zu sein geglaubt hatten. Sie richteten ihren Lauf wieder nach dem Hafen von Nussa auf Paros, wo sie noch vor Ende des Monats ankamen. Fast zugleich liefen da 2 Pinaken und eine Fregatte ein, die nach der Insel Thassos gesandt worden, um Holz zu Masten für das Schiff Rhodus und zu andern Bedürfnissen zu fällen.

Sobald das Schiff Rhodus sich in segelfertigem Stande befand, und die Anordnungen zu Nussa für den Winteraufenthalt der Flotte waren gemacht worden; schifte sich Graf Orlov zur Abreise nach Italien an. Ausser dem Kriegsschiffe Tryhierarches, auf welchem beide Grafen sich befanden, mußten die Kriegsschiffe Bratislaw und Rhodus, ein paar Fregatten, und verschiedene der genommenen Ragusischen Schiffe sich segelfertig halten. In dieser Begleitung reisten die Grafen Orlov in der Mitte Novembers von Nussa nach Livorno ab. Sämliche Schiffe, das Kriegsschiff Bratislaw ausgenommen, welches auf Malta ausgebessert werden sollte, waren bestimmt nach Livorno zu folgen. Rhodus segelte unter allen Schiffen dieses Gefolges am schlechtesten, und konnte, obgleich es alle Segel beisezte, den übrigen nicht

nicht folgen. Endlich entdeckte man einen Leck, und gab durch ein Signal zu erkennen, daß man Schaden am Bord habe. Aber die Eskader des Grafen hatte zu Fortsetzung ihrer Reise den günstigsten Wind, den sie wünschen konnte. Um diesen zu nutzen, vielleicht auch weil das Schif Rhodus die Insel Cerigo (Cythera) noch nicht passirt, und also viele Häfen in der Nähe hatte, worin es einlaufen und seinen Schaden ausbessern konnte: — wollte der Graf weder mit der ganzen Eskader auf die Ankunft des zurückbleibenden Schiffes warten, noch eines aus seinem Gefolge demselben zu Hülfe schicken; sondern setzte die Reise fort, und überließ jenes seinem eigenen Schicksale. Das Schif Rhodus segelte schon an sich schlecht, wie alle türkische Kriegsschiffe, weil bei ihnen die richtige Proportion, sowohl in Absicht der Höhe der Masten als der Größe der Segel, gegen die eigentlichen Schiffskörper nicht beobachtet ist; und außerdem hatte es wirklich einen bedeutenden Leck bekommen. Der Kommandör Kapt. Kruse hielt bei diesen Umständen für das rathsamste, dem Grafen nicht weiter zu folgen, sondern einen sichern Ankerplatz in der Nähe zu suchen, hier das Schif auf die Seite zu legen und den Schaden auszubessern. Er fand diesen in der Bucht von Kolochina, gleich wie er das Vorgebirge S. Angelo vorbeigelegt hatte, der Insel Cerigo gegenüber. Nicht sobald war der Anker ausgeworfen, als die

Neugierde die Gebirgsbewohner, die alten Vunds-
desgenossen der Russen, die Mainotten *) her-
bei lockte; sie schienen vor Freuden ganz entzückt zu
sein, die Sieger bei Dschesme bei sich zu sehen.
Um das Schif zu erleichtern, fing man noch den-
selben Abend an, vieles Gepäc an Land zu schaf-
fen, wobei die Mainotten treulich mit halfen.
Am folgenden Tag war das Schif schon so hoch
über Wasser gestiegen, daß man am dritten Mor-
gen, durch Uberschleppen der Artillerie und des
Ballastes auf die eine Seite des Schifs, die ent-
gegengesetzte bis zum Keil über Wasser zu bringen
hoffte. Die Nacht war dunkel und stürmisch; je-
doch der Wind nicht so heftig, daß man zu besor-
gen hatte, das Schif könne mit dem Anker fort-
treiben, oder sich gar davon losreißen. Aber bald
nach Mitternacht ward man durch einen heftigen
Stoß, den das Schif bekam, aufgeschreckt. Bei
augenblicklicher Untersuchung fand man das Schif
ohne Anker, und dem Lande schon so nahe, daß
auch das Auswerfen eines zweiten Ankers es da-
von nicht hätte abhalten können. Die Eskipage
und ein paar Kanonen konnte man noch retten,
als das Schif an den Felsenwänden zerrüma-
merte.

Die verunglückten Russen, obgleich sie bei ihren
Freunden den Mainotten waren, die ihnen in
ihrer

*) Des Herrn Verfassers unständige Nachricht
von diesem Volke sehe man im Januar dieses J.
S. 40, 43, 45, vorzüglich S. 52 — 56.

ihrer Noth treulich Beistand geleistet hatten, hielten doch den Aufenthalt auf der Küste von Morea, bis man Schiffe zu ihrer Abholung schickte, nicht sicher; man entschloß sich daher, nach der gegenüber liegenden Insel Cerigo mit allem, was man gerettet hatte, hinüber zu gehen. Die Mainotten erboten sich, auch hiezu ihren Freunden behülflich zu sein; wie sie aber sahen, daß die Russen mehr noch als die Kleider, die sie an hatten, mitnehmen wollten, protestirten sie feierlich dagegen, und äußerten: daß ja die Russen es selbst einsehen müßten, wie es nur ein geringer Lohn für ihre Treue und Dienstleistung sei, womit sie, nehmlich mit dem wenigen aus dem Schiffsbruch geretteten, zufrieden sein wollten. Der höflichen Art wegen, mit welcher die Mainotten ihre raubsüchtige Absicht zu erkennen gaben, hielten die Russen entweder die letzte nicht für Ernst, oder die erste für Feigheit; genug, die Matrosen fingen an, Sachen nach den Böten zu schleppen. Hierauf trat ein bejahrter Mainotte vor, klagte mit scheinbarer Mährung nicht nur über den Undank der Gäste, sondern noch mehr darüber, daß man sie außer Stand setze ihnen noch mehr Dienste zu erweisen. Endlich gebrauchte er das wichtigste Argument: Den Herrn des Landes, den Türken, sagte er, gehöre billig alles, was an der Küste strande; diese wären in der Nähe und augenblicklich herbei zu rufen. Ob es daher unter solchen Umständen nicht

nicht am vernünftigsten sei, ohne diese sich in die Beute zu theilen? wovon sie nur die kleinste Hälfte, die Habseeligkeiten der Russen, verlangten, ihnen selbst aber die größere: ihr Leben und ihre Freiheit, lassen wollten. — Mit dem Charakter der Mainotten einigermaßen bekannt, machten die Russen nun keine weitere Schwierigkeit, den angebotnen Handel einzugehen: sie überließen ihren Wirthen ihre Habe; und diese führten sie dagegen, unter den höflichsten Freundschaftsver Versicherungen, und dem rührendsten Bedauern, sich von ihren Bund- und Glaubensbrüdern zu trennen, bis auf den letzten Mann sicher nach Cerigo hinüber; worhin bald ein Fahrzeug von der Flotte gesandt ward, sie nach Aussa zu holen. — — Man wollte behaupten: das Kriegsschif Rhodus sei in der Nacht nicht durch die starke Bewegung der See vom Anker losgerissen, sondern durch die Mainotten unvermerkt davon getrennet worden. Man erzählte es folgendergestalt: ein Mainotte, der ein guter Taucher gewesen, sei sobald es völlig dunkel geworden, vom Lande in die See gegangen, und habe mittelst einer kleinen Säge das Ankertau unter dem Wasser abgesäget. Wenn es Sägen giebt, womit man ein nasses Seil durchschneiden kann; so ist gerne zu glauben, daß die Mainotten sich derselben bei einem für sie so günstigen Vorfall werden bedienet haben. Mit dieser an sich nicht unmerkwürdigen Geschichte von dem Verlust dieses

dieses

dieses Kriegsschiffes schließe ich diesen Abschnitt meiner Erzählung. Die Grafen Orlov kamen mit Ausgang des Novembers zu Livorno an, wo sie den Winter verblieben; und Viceadmiral Spiridow blieb bei der Flotte in dem Hafen von Aissa auf der Insel Paros.

(Die Fortsetzung folgt künftig).

8.

Sollen die alten Sprachen dem allgemeinen Unterricht der Jugend in den höhern Ständen zum Grunde gelegt, oder den eigentlichen Gelehrten allein überlassen werden?

(Beschluß, s. Febr. S. 105 — 131.)

Ich habe in dem ersten Abschnitt nur von der Bildung des brauchbaren Gelehrten geredet. Jetzt habe ich noch von einem weit wichtigern Gegenstande zu reden: von der sittlichen Bildung des Bürgers in den höhern Ständen.

Der auffallendste Unterschied unsers Zeitalters von den alten, dessen Einfluß auf Verfassung und Nationalcharakter, auf Wissenschaften und Künste, am weitesten greift, ist der Vorzug einer dogmatischen

tischen Religion. So weit wir an Einsicht über die wichtigsten Angelegenheiten der menschlichen Natur und wenigstens in der Theorie, an Bewegungsgründen zur sittlichen Vollkommenheit durch diese Religion über alle andre Zeiten und nicht christliche Völker erhoben sein sollten: so ist doch unverkennbar, daß eben deswegen, weil die dogmatische Religion (vielleicht nicht einmal ganz nach dem Sinne ihres Stifters) uns die Sittlichkeit auf andre Gründe, als auf die Erkenntniß der menschlichen Natur, bauen lehrt, unter uns alles dasjenige vernachlässigt worden, worauf die Alten eine Ausbildung der Sittlichkeit gründeten, die gegen unsre theologische Moral sehr unvollkommen sein mag, gegen welche aber unsre philosophische Sittenlehre etwas Kleinliches und Ohnmächtiges hat. Sie ist unter den Händen der neuern Philosophen weit mehr zu einer spekulativen Wissenschaft geworden, und wenn sie ja praktisch werden soll, verfällt sie in einen sehr matten Ton. Es entsteht hiedurch eine Lücke in unserm philosophischen Unterrichte, die schwerlich besser wird können ausgefüllt werden, als durch das Studium der Alten, die in der philosophischen Sittenlehre eben deswegen immer über uns bleiben werden, weil sie ihre Vernachlässigung durch nichts anders ersetzen konnten. In dem wissenschaftlichen Vortrage andrer Untersuchungen mögen also die großen Schriftsteller unter den Neuern immer den Alten

Alten gleich kommen. Auch an feinem Beobach-
 tungsgeiste und an Fähigkeit ihre Bemerkungen
 auf eine interessante Art vorzutragen, fehlt es
 neuern Schriftstellern nicht. Diese Zeiten und Völ-
 ker haben eben so große Männer hervorgebracht,
 als jene: aber solche, als diese Zeiten und Völker
 hervorbringen konnten. Die Mannichfaltigkeit
 menschlicher Neigungen und die Wirkungen der
 Leidenschaften sind von mehreren großen Schrift-
 stellern unter den Neuern, vortreflich gemalt, und
 alle wahre Darstellung der Menschheit kann am
 Ende im Ganzen nur gute sittliche Begriffe beför-
 dern. Das Genie kann überhaupt nicht anders,
 als von einer Seite wenigstens die Wahrheit tref-
 fen, und Wahrheit entdecken und sagen, wie sie
 von andern Menschen nicht gefühlt wird. Aber
 selbst der Originalste und unstreitig der Größte un-
 ter allen Neuern, die über sittliche Angelegenheiten
 der Menschheit geschrieben, Rousseau, ist deswe-
 gen der originalste und größte, weil er die Quellen
 des Ungemachs, welches die Menschheit drückt,
 unsre Vorurtheile, unsre politische, moralische,
 physische Verkehrtheit, mit unverblendetem Blick,
 am schärfsten gesehen, und mit unerreichbarer Be-
 redsamkeit am stärksten gesagt hat; und der einzige
 neuere Schriftsteller über sittliche Gegenstände,
 welchem unter dem, was von der alten Literatur
 übrig geblieben ist, nichts ähnliches entgegenges-
 stellt werden kann, ist Helvetius. Aber in Anse-
 hung

[illegible]

My class with students in classes before, 1990, and 1991 began and ended the same way, with a song.

glaubt, ihre eigne Gedanken in altes Gewand kleiden, oder ihren Vortrag unmittelbar an die Alten anschließen zu müssen.

Noch weit mehr als alle Philosophie wirkt vorzüglich auf die erste Bildung der Jugend, Dichtkunst und Geschichte. Man wird aber schwerlich einen Geschichtschreiber finden, der der Jugend so angemessen, und für die Erweckung großer Empfindungen so vortreflich wäre als Plutarch, und Xenophon. Und Dichter für die Jugend müssen wir Deutschen beinahe ausschließlich bei Fremden suchen. Auf die lebhafteste Einbildungskraft der Jugend wirkt nur die lebendige Darstellung des originellen Genies. Unempfindlich gegen alle Schönheiten, die ein Werk des Studiums sind, sucht sie nur die Wahrheit der Handlung. Nur derjenige vermag sie durch Schilderung der Natur und der Menschheit zu bewegen, der zum Dichter durch eine Einbildungskraft und eine Lebhaftigkeit des Gefühls bestimmt ward, welche Einbildungskraft und Gefühl andrer Menschen eben so weit übertrifft, als die Abbildung durch Sprache unter dem Gegenstand bleibt, den sie darstellt. Wenn wir hier noch hinzufügen, daß ein Dichter, der auf allgemeine Unterhaltung, Belehrung, Bildung seiner Nation Anspruch machen will, wirklich national sein, auf Geschichte, Sitten, oder wenigstens auf allgemeines Interesse und Empfindungsart der Nation sich beziehen muß: so sind unter allen Dichtern der neuern Zeiten mit dem Homer nur zwei zu vergleichen, Shakespear und Ariost. Die Einfalt der Sitten und die Einfachheit der Leidenschaften geben dem Griechen für die Jugend einen großen Vorzug. Sie versteht ihn so leicht, weil sein Zeitalter von so vielem nicht weiß, das
später

ländisches ist überhaupt in unsrer Bildung durchaus verwebt. Es ist nicht mehr die Frage: ob es besser gewesen wäre, die Nation durch eigne Kräfte auszubilden? Durch das aufgenommene Fremde ist Einheimisches erstikt, das dazu unentbehrlich gewesen wäre; und sie geht nicht mehr zurück.

Es fragt sich nur: ob das Fremde, das einmal unentbehrlich ist, Griechisches und Römisches sein soll, oder ob Französisches und Englisches zureicht? Und da scheint es, daß auch in dieser Absicht die alte Litteratur für den eignen Charakter und die fernere Bildung des originalen Guten, vortheilhafter sei, als die zu genaue Verwickelung mit dem beständig wechselnden, sich gewiß nicht mehr verbessernden, und wegen des unmittelbaren Einflusses des Umganges der Nationen mit einander, den noch so lebhaft wirkendem Geschmak unsrer lebenden Nachbarn. Um eines oder des andern Schriftstellers willen, die Litteratur solcher Völker, die uns so fremd sind als Griechenland und Rom, zum Hauptgegenstande des allgemeinen Unterrichts zu machen: würde immer ganz unzwelmäßig sein, und der Nachtheil eines solchen Plans der Studien würde auch durch die vortreflichsten einzelnen Schriftsteller schwerlich ersetzt werden. Hingegen ist es nicht allein ein oder anderer Schriftsteller, der uns die alte Litteratur so interessant macht, als vielmehr der ganze Geist der originalen Bildung, der auf ihr ruhet. In Ansehung der litterarischen Kultur zwar nur auf der griechischen. Aber auch in den Werken der Römer spricht wenigstens der durch Verfassung und politische Wirksamkeit gebildete Charakter der Nation. Verfassung und Rechte der Stände jener alten Republiken mögen in unsern monarchischen Staaten immer fremd

auf zu ziehen suchen, um ihre Begierde nach höherer Einsicht lebhaft zu unterhalten. In diesem Alter, das so schnell fortschreitet, reizt nicht sowohl Genuß dessen, was es vollkommen einsteht und versteht, als vielmehr die Begierde immer mehr von dem zu fassen, was es immer noch im Ganzen über sich fühlt, wenn es nur genug auch ihm verständliches, vortrefliches darin findet, um die Kräfte nicht zu sehr zu ermüden.

Nach dem was ich oben gesagt habe, werden also auch einzelne neuere Werke, die man den besten alten entgegensetzen, vielleicht über sie erheben kann, gar nicht beweisen, daß wir der alten Litteratur entbehren können. Eine Beurtheilung einzelner in dieser Absicht aufgeführter neuerer Schriftsteller, würde mich viel zu weit führen, und vielleicht diejenigen, die etwa die mir entgegengesetzte Meinung vertheidigen, nur veranlassen den Gesichtspunkt zu verrücken, und die Streitfrage ganz ins weite zu spielen. Nur von dem einzigen Grandison sehe ich mich genöthigt hier etwas zu sagen, den Herr Trapp *) zum allgemeinen Lesebuche der Jugend so dringend empfiehlt: weil dieses meinen Grundsätzen gar zu sehr entgegen ist, und auch nicht ein einziger unter allen, die seine Abhandlung mit Anmerkungen begleitet, etwas dagegen eingewandt.

Dieser Roman enthält außerordentliche dichterische Schönheiten: viele Charaktere, vorzüglich von Nebenpersonen, sind mit großer Kenntniß des menschlichen Herzens ausgedacht, und bis in die feinsten Züge mit großer Wahrheit ausgeführt; aber gerade von der Seite der Sittlichkeit scheint es

*) 11ten Bande der Revision des Erziehungswesens.

[illegible]

schen Fähigkeiten, einen ganz eignen Werth. In dem überhaupt ein Mensch dem andern als Muster zur Nachahmung vorgestellt wird, bewegt man diesen nur aus seiner eignen Natur herauszugehen, sich selbst zu verleugnen, und einen fremden Charakter anzunehmen; der bei allem möglichen guten Willen, und bei dem aufrichtigsten Bestreben, wenig besseres als Maske bleibt. Alles was die größten Menschenkenner jemals zu thun vermochten, ist: junge Leute die sie bilden wollten, anzu-spornen, die guten Anlagen ihres eignen Verstandes und ihres eignen Herzens auszubilden, ihnen Gelegenheit zu geben, sie zu entwickeln, durch ihren Umgang nicht etwas fremdes aufzupropfen, sondern die Gedanken die in dem jungen Kopfe, die Neigungen die in seinem Herzen schliefen, aufzuwecken, und dadurch zu entwickeln, daß sie ihn auf das aufmerksam machten, was seinem sorglosen und ohne Anstrengung umher-schweifenden Blick entging. Mehr vermogte auch Sokrates nicht (der etwas ganz anders als ein Grandisonirender Grieche, oder als ein griechischer Grandison war); und wenn Rousseau im Emile die Erziehung in einem Muster lehrte, so konnte er dies bloß deswegen, weil er in diesem Muster nur lehrte, daß man die eigne Natur des jungen Menschen wirken lassen und ihrer Entwicklung nur beförderlich sein sollte. Selbst Richardson hat dies gefühlt, und sein Grandison, der viel schönes sagt und thut, verfährt so mit seiner Schwester, und mit seinem Vetter.

Und dennoch, wird man sagen, wirkt das Beispiel so unendlich viel, und ist alle moralische Lehre so ohnmächtig mit dieser lebenden Lehre verglichen. Nicht das Beispiel, das zur Nachahmung aufgestellt

stellt wird: dies erzeugt immer nur elende Komödianten, denen am äußern Scheine genügt. Aber die Geschichte andrer Menschen enthält die trefflichste Belehrung über die Wirkungen der Meinungen; und wenn die Erzählung einer großen Handlung in dem Herzen eines jungen Zuhörers eine gleichgestimmte Saite anschlägt, so wird sie seine Seele in Bewegung setzen, weil sie ihm das darstellt, was er selbst suchte, aber nicht aus sich selbst ganz hervorzubringen vermogte.

Welches Gute kann aber vollends für die Bildung der Jugend, das Bild eines Menschen stiften, der so vollkommen ist, daß ihm auch nur ein einziger kleiner Zug fehlen darf, um das Ganze zu einem verächtlichen Geschöpfe zu machen. Ein Grandison, der nicht körperliche Kräfte genug hat, ein paar starke Kerle aus seinem Zimmer zu werfen, der nicht geschickt genug im Fechten ist, seine Gegner sicher allemal zu entwaffnen, ist ein elender Großsprecher. Den Grandison hat Richardson vergessen zu malen, dem seine Kunst oder seine Stärke einmal versagt, und der geschlagen oder verwundet wird. Ist es möglich, daß ein Mensch von heftigem Temperamente sich nie übereile? Daß Witz, Gegenwart des Geistes sich nie verleugnen? Den Grandison hätte Richardson malen müssen, der Fehler wieder gut macht: eine schwerere Kunst, als sie zu vermeiden. Der Grandison den wir haben, wird die Jugend entweder verleiten, nach Vollkommenheiten zu streben, die sie nicht alle erreichen kann, und sich also damit zu begnügen, die Mäne davon anzunehmen, und damit alle guten Anlagen ganz zu verderben, Affectation und Gleichnerei befördern; oder verleiten, von sich selbst und von der ganzen Welt verächtlich zu denken, weil

sich das vorgeschriebne Muster nirgends realisiert findet. Weit lehrreicher, wirksamer und selbst anziehender ist die Schilderung menschlicher vorzüglicher aber immer noch unvollkommener Charaktere! Daher denn auch Grandison so wenig Glück in England gemacht hat, wo so viele Gelegenheit ist die Nationaltugenden zu bilden; und nur in Deutschland, wo eine romanhafte unfruchtbare moralische Spekulation recht zu Hause zu sein scheint, hat er als Sittenlehrer so viel Bewunderer. Die Helden der alten Dichter, denen so oft Götter beistehen, und die nur durch übernatürliche Hülfe sich über die menschliche Natur erheben, sind lange nicht so gefährlich. Daß uns solche übernatürliche Mittel fehlen, lernt man bald; hingegen ist die Täuschung, als ob es auf dem natürlichen Wege reine Vollkommenheit geben könne, nur fähig, lebhafteste Köpfe von feinem Gefühle fürs sittlich Schöne zur Verzweiflung zu treiben. Ein gefährlicher Hang zum Wunderbaren aber, dürfte wohl mehr durch die Täuschungen einer moralischen und religiösen Ueberspannung unterstützt werden, als durch Feenmärchen, die zu wenig mit der wirklichen Welt gemein haben, als daß sie so leicht verwirren sollten.

Das weibliche Muster der Vollkommenheit, Miß Byron scheint ganz allein darauf angelegt, falsche Begriffe vom Werthe, der Bestimmung und Glückseligkeit des weiblichen Geschlechts, ganz falsche Erwartungen von der Welt zu erregen, und daher Unzufriedenheit mit der wirklichen Welt und Ekel dagegen zu erzeugen. Von dieser Seite ist es ein wahrer Roman; aber einer der schlimmsten, weil er alles Verführerische der gewöhnlichen Romane mit einem Scheine von sittlicher Vollkommenheit ver-

verbindet. Das verliebte eigensinnige Mädchen, das die ganze Welt von sich stößt, wenn ihr die Erfüllung ihrer Wünsche versagt zu werden scheint, ist natürlich genug, und es mag wahr sein, daß wenn ein Grandison erschiene, eine Byron nicht anders denken und handeln könnte. Aber deswegen hätte nicht ein solches Wesen aufgeführt werden müssen, wie es nie dem Mädchen erscheinen wird, das sich nur gern eine Byron zu sein dünket. Weibliche Heldin, wie jene immer heißt, würde Richardson besser in einem Mädchen gezeichnet haben, dem das Schicksal die Erfüllung des liebsten Wunsches versagt, und die dennoch den Muth gehabt hätte, durch Bemühung in einer weniger reizenden aber einmal nothwendigen Lage, durch vernünftige Thätigkeit, durch Selbstbeherrschung und Liebe zu dem Guten, das sie um sich findet, sobald sie es sucht, glücklich zu sein. Aber der Roman würde nie das Lieblingsbuch junger Mädchen werden, die Romane lesen. Den Grandison hingegen halte ich aus diesen Gründen für eines der gefährlichsten Bücher für junge Leute, besonders für das weibliche Geschlecht.

Ich komme zurück auf meinen Gegenstand, nach einer Abschweifung die allzulang sein würde, und in welche ich mich nicht so weit hätte verleiten lassen, wenn sie mich nicht auf einige allgemeine Wahrheiten über die Erziehung geführt hätte, die sehr vernachlässigt werden, und deren Erörterung hier nicht ganz fremd zu sein schien, wo vom Unterrichte der Jugend die Rede ist.

Es fehlt also überhaupt der Litteratur neuer Völker im Ganzen nicht nur an dem originalen Geiste der alten; sondern die mehrsten von den großen neuen Schriftstellern sind ohne einige Kennt-

niß

nig, der alten griechischen und römischen Litteratur gar nicht einmal vollkommen zu verstehen.

Es glauben zwar viele, daß alle Vortheile, welche die Bekanntschaft mit der alten Litteratur verschafft, beibehalten, und dennoch dem großen Haufen in den höhern Ständen die mühsame Erlernung der alten Sprachen erspart werden könne, mit denen nicht ein so beträchtlicher Theil der Jugendjahre zugebracht wird. Die Uebersetzungen, deren wir von den mehesten der vorzüglichsten Werke der alten Litteratur sogar mehr als eine haben, sollen den Mangel dieser Kenntniß ersetzen, und nur einige wenige Gelehrte dafür sorgen, daß es nie an Uebersetzungen fehle. Ich will aber nicht einmal erwähnen, wie weit selbst die besten Uebersetzungen unter den Originalen sind. Immer hängt ihnen ein gewisser fremder Geschmack an, der treue Uebersetzungen allemal hindern wird, allgemein geliebte Handbücher zu werden: dahingegen dieselben Werke in ihrer eignen Sprache den eigenthümlichen Reiz behalten, um dessentwillen sie gesucht und geliebt werden. Es wird immer Studium dazu gehören, sich mit der Lektüre eines so ganz verschiedenen Volks bekannt zu machen; und wie viele werden dies der Mühe werth achten, um Uebersetzungen zu lesen, die halb unsre Sprache und Begriffe, und halb ausländische Sitten und Gedanken enthalten, die uns nicht so interessiren wie etwa französische oder englische gleichzeitige. Dagegen versetzt die fremde Sprache mit einem male unter das fremde Volk. Es ist daher ganz unleugbar, daß die Achtung für die alte Litteratur und Bekanntschaft mit ihren Werken nicht durch die Uebersetzungen verbreitet werden können, sondern daß vielmehr Liebe zur
alten

alten Litteratur die Uebersetzungen beliebt macht. Dem, der die alten Sprachen und die Werke der Alten liebt, ist es interessant, sie in lebende Sprachen übertragen zu sehen, den Reichthum beider Sprachen und den Werth ihrer Ausdrücke mit einander zu vergleichen, Begriffe dadurch berichtigt oder neu bestimmt zu sehen, daß sie aus einem fremden Ausdrucke in einen neuen übertragen werden: das Gefühl des Eigenthümlichen, das ihnen in den alten Sprachen anhebt, bringt er aus jenen mit in die neuen hinüber; oder man hat auch diese oder ähnliche Werke ehemals in den alten Sprachen gelesen, den Genius derselben überhaupt kennen gelernt, sie sind aber nicht mehr so geläufig, daß man mit eben dem Vergnügen lesen könnte, und man zieht daher die Uebersetzung vor. Andre lesen diese Uebersetzungen, aus alter Vorliebe und Hochachtung gegen diese Schriftsteller, die sie in der Jugend bei der Erlernung alter Sprachen angenommen; und die Art der Vorstellungen und Ausdrücke ist ihnen im Ganzen noch durch diese ehemaligen Beschäftigungen mit den Grundsprachen einigermaßen geläufig. Sehr selten wird man hingegen finden, daß jemand an den Uebersetzungen aus den Alten viel Gefallen finde, denn die Ursprache ganz fremd ist. Und wenn auch diese Uebersetzungen viel gelesen werden, so werden sie doch nie so in den Unterricht verwebt werden können, als sie es durch das Studium der Originale sind. So lange also die alte Litteratur nicht entbehrt werden kann, so lange ist es auch nicht wohlgethan, die alten Sprachen aus dem allgemeinen Unterrichte zu verbannen. Und da ich aus den oben angeführten Gründen das Studium der Sprache und der Schriftsteller, die man zur Litteratur

ratur, im Gegensatz mit Wissenschaften, rechnet, für den angemessensten Gegenstand des Unterrichts der Jugend halte: so scheint mir kein großer Schade daraus zu entstehen, daß so viele Jahre der Jugend auf diese Beschäftigung verwandt werden. Und wenn auch nicht jeder, der diese Jahre mit diesen Studien zubringt, dazu bestimmt ist sie unmittelbar anzuwenden, so wird er die Zeit doch nicht verloren achten dürfen, welche er auf die Erlernung ausgebildeter Sprachen und auf das Lesen der vorzüglichsten Schriftsteller gewandt hat. Mögen ihm diese Kenntnisse zu den Bedürfnissen der sinnlichen Welt nützlich oder überflüssig sein, — sie haben zu einem höhern Zwecke gewirkt, zu dem höchsten Zwecke jedes vernünftigen Wesens: den Kopf und das Herz zu bilden. Ein sehr auffallender Beweis der großen Achtung, welche die alte Litteratur in dieser Rücksicht verdient, ist dieser: daß sie nirgends mehr geschätzt wird, als in England. Und dieses ist gerade das Land, welches zur politischen und sittlichen Bildung die meisten Veranlassungen in seiner eignen Verfassung enthält, die Kenntniß der alten Litteratur in Absicht auf Anwendbarkeit, seiner eigenthümlichen Verfassung und Rechte wegen, am meisten entbehren kann, und dessen eigne Litteratur unter allen neuen die meiste Originalität hat. Mancher Vornehme oder Reiche, der in seinem Leben gar keiner Kenntnisse eigentlich bedarf, erhält durch die Beschäftigung mit der alten Litteratur in seiner Jugend einige allgemeine Kenntnisse und Bildung. Mancher Staatsbediente, selbst in hohen und angesehenen Posten, braucht zu seinem Geschäfte nur einen gemeinen Verstand, und gar keine Kenntnisse, oder nur solche, welche sich allein durch Routine

tine und im Amte selbst erlernen lassen. Wissenschaftliche Kenntnisse sind ihm überflüssig, und die alte Litteratur völlig unbrauchbar. Mancher sinkt durch diese Geschäfte, und durch die Erholung von maschinenmäßiger Arbeit vermittelt ebenso maschinenmäßigen Zeitvertreibs, des Kartenspiels, zu einer Maschine herab. Mancher andre Geist aber erhält sich in solcher Lage durch die frühere Bildung, die er einer gelehrten Erziehung und vorzüglich der Beschäftigung mit der alten Litteratur verdankt. Man verlacht häufig den alten Pedanten mit seinen lateinischen Sprüchen, die sein Gedächtniß früh faßte und ausbehielt; aber unser Zeitalter, das um einiger auffallenden Nachtheile willen so gern gleich verwirft, hat nichts an die Stelle zu setzen gewußt, und es kann auch diese Stelle nicht durch unsre eigne Litteratur erfüllt werden. Denn es ist die allgemeine Achtung und die Vorzüge, welche eine gelehrte Erziehung bisher ziemlich allgemein genossen, für die Eltern, die nur zu leicht in spätern Jahren nur das dem Berufe unmittelbar nützliche schätzen lernen, und die allgemeine Nothwendigkeit (ohne Rücksicht auf künftige spezielle Bestimmung) die alten Sprachen als Grundlagen aller gelehrten Kenntnisse zu erlernen, ist für die Jugend, ein Antrieb zur Beschäftigung des Geistes den die zunehmende Gleichgültigkeit des Alters jenen, und die Bequemlichkeit, diesen, unentbehrlich machen.

Diese letzte Bemerkung führt mich endlich noch auf einen neuen Gesichtspunkt, die vorliegende Frage zu betrachten. Ist es uns überhaupt vortheilhaft, daß durch die gelehrte Erziehung die höhern Stände vom großen Haufen abgesondert werden, daß durch die lateinischen Schulen der

Grund







glaube ich erwiesen zu haben: daß vorerst wenigstens das Studium der alten Litteratur nothwendig den Grund des allgemeinen Unterrichts ausmachen müsse, daß die Bekanntschaft mit den gelehrten Sprachen nicht eine Regel der Ausnahme für wenige gute Köpfe sein, sondern allgemeines Gesetz bleiben, und gegentheils, eine vorzügliche Bildung des Geistes ohne dieselbe, nur Ausnahme für wenige gute Köpfe sein könne; daß folglich der allgemeine Plan des Unterrichts, er mag auch noch so vieler Verbesserungen und Abänderungen bedürftig sein, keiner allgemeinen Reform unterworfen werden dürfe; daß unsre Bemühungen darauf gerichtet sein müssen, den allgemeinen Unterricht in der alten Litteratur nützbarer zu machen, nicht aber ihn abzuschaffen; daß es vielmehr zur Beförderung der allgemeinen Ausbreitung nützlicher Kenntnisse und guter Gesinnungen gar sehr zu wünschen sei, daß das Studium der alten Sprachen, vorzüglich des Griechischen, noch weit eifriger in Deutschland möge getrieben werden, als bis ist geschieht.

Hannover.

Kehberg.

6.

Nachrichten aus Portugal.

Es muß für jeden menschenfreundlichen Beobachter des Zustandes von Europa angenehm sein, zu erfahren: daß auch in solchen Ländern, von deren Fortschritten in der Aufklärung und der Denkfreyheit man nicht so, wie von andern hoch kultivirten





Ueber Herrn Schlossers Vertheidigung des berühmten Cagliostro.

Es ist über diesen ränkevollen Abenteurer so vieles bekannt geworden; namentlich hat eine der schönsten und verehrungswürdigsten Seelen des weiblichen Geschlechts, Frau von der Recke, so edel, freimüthig und dabei so genau und umständlich über den Betrug seiner in Mitau mit Ihr und Ihren Freunden gespielten magischen Operationen dem Publicum Bericht abgestattet; auch hat die Kaiserin von Rußland, deren Zeugniß doch etwas gelten muß, da der angebliche Herr Graf auch in Petersburg war, sich so öffentlich gegen denselben erklärt (s. oben S. 210): daß alle wohlgesinnten und vernünftigen Menschen von Unwillen gegen diesen Scharlatan ergriffen wurden. Mehrere Personen von Geist und Einsicht, welche den Unhold selbst persönlich kannten, haben ihre völlige Zufriedenheit mit den Schilderungen in der B. Monatsschrift von ihm (1784 Decbr. u. 1787 Nov.) bezeugt. Kurz, wenn von ihm noch die Rede war, so bemühte man sich theils, den edlen Personen, welche zu seiner Entlarvung beigetragen hatten, Dank abzustatten, theils zu erklären, durch welche unregelmäßige Seelenstimmung gutmüthige Menschen konnten bewogen sein, sich von ihm bethören zu lassen.

Einen so simplen, der Natur der Sache und der Vernunft (der Vernunft! über die man ja iht spotten muß, um klüger wie andre zu scheinen!) angemessenen Gang geht die neumodische paradoxe

















9.

Berlinische Populations- und Mor- talitäts-tabelle.

Viertes Quartal. 1787.	Geboren			Gestorben.		
	Geschl.	Männl.	Weibl.	Geschl.	Männl.	Weibl.
Vom 24. Aug. bis den 31. Aug. 1787.	57	43	15	19	37	29
v. 31. ejusd. bis d. 7. Sept.	50	45	18	16	21	32
v. 7. — — d. 14. ejusd.	45	42	19	17	20	24
v. 14. — — d. 21. —	58	67	31	15	26	21
v. 21. — — d. 28. —	53	44	20	20	25	20
v. 28. — — d. 5. Oct.	67	59	12	22	18	25
v. 5. Oct. — d. 12. —	54	44	17	24	20	21
v. 12. — — d. 19. —	61	45	21	13	13	16
v. 19. — — d. 26. —	51	70	27	21	35	21
v. 26. — — d. 2. Nov.	60	40	22	20	26	18
v. 2. Nov. — d. 9. —	54	43	18	23	28	15
v. 9. — — d. 16. —	49	41	22	23	28	18
v. 16. — — d. 23. —	53	53	19	24	22	21
	712	636	261	257	319	281

1348

1118

Unhehlich geboren sind 76 Söhne und 61 Töchter.
Zusammen 137 uneheliche Kinder.
Geboren sind 1348 und gestorben 1118, also 230 mehr
geboren als gestorben.

Druckfehler.

Im Februar, S. 99, Z. 1. statt Die Picener Oliven,
lies: Die Picener Olloen.
S. 128. Z. 21. für wirklich lies: willkürlich.
S. 129. Z. 15. für angedeutet lies: bezeichnet.

Berlinische Monatschrift.

I 7 8 8.

Viertes Stük. April.

I.

An den Aristius Fuscus.

(Horazens zwen und zwanzigste Ode des ersten Buches.)

— v — v — vv — v — v

— v — v — vv — v — v

— v — v — vv — v — v

— vv — v

Wer unsträflich lebet, von Lastern rein ist,
Der bedarf des Mauren Geschosß und Bogen
Nicht, verschmäht den Köcher voll giftgetränkter
Pfeile, mein Fuscus!

5 Ob er durch die brennenden Syrten wandert,
An des fabelhaften Hydaspes Ufern
Irret, oder Kaukasus ungastfreye
Höhen hinanflimmt.

Denn ein Wolf im stillen Sabiner Haine,
10 Als ich meine Lage sang, und sorglos
Ueber meine Gränze geschweift war, sah mich
Wehrlos, — und mich mir.

Ungeheurer hat ihn das wälderreiche
Kriegerische Daunien nie genähret,
15 Noch des Juba Wüste erzeugt, die dürre
Heimath der Löwen.

Setze mich nun hin auf erstorbne Fluren,
Wo kein Baum den Odem der Frühlingslüfte
Fühlt, an jene Seite der Welt, auf welcher
20 Nebel und Nacht liegt;

Hin, wo Titans näherer Wagen glühet,
In ein Land, den Sterblichen unbewohnbar:
Dort noch lieb' ich Lagen, die so freundlich
Lächelt, so süß spricht.

Anmerkungen.

An den Fuscus Aristius.) Weil der Dichter in dieser Ode den berühmten Kunsttrichter Aristius anredet, so haben einige Ausleger geglaubt, unter dem erdichteten Nahmen Lalage müsse die Geliebte desselben verborgen liegen: allein Horaz pflegt sehr oft einen Mann, den er ehren will, oder dessen Freundschaft ihm selbst Ehre bringt, in einer seiner Oden anzureden und ihm solche dadurch zuzueignen. Sich so von einem Dichter, dessen Werke die Hoffnung haben, auf die Nachwelt zu kommen, seinen übrigen Bekannten vorgezogen zu sehen, ist in der That schmeichelhaft genug. Beständige Lobeserhebungen sind nur ein Mittel, schlechte Poesien ehrgeizigen Freunden oder Gönnern angenehm zu machen.

B. 2. Des Mauren Geschos.) Das Geschos der Einwohner in Mauretanien, einem Königreiche in Africa, Spanien gegenüber.

Hier wird, nach Gewohnheit der Dichter, das Besondere statt des Allgemeinen, das Maurische Geschos für das Geschos überhaupt gesetzt, und dieses desto schicklicher, weil die Mauren oder Mauretanier der wilden Thiere wegen beständig mit Pfeilen oder Wurfspiessen versehen waren, wenn sie über Feld gingen.

B. 5. Durch die brennenden Syrten.) Durch den heißen Sandstrich in Libyen. Syrten sind sandige Dörter, nicht allein im Meere, sondern auch auf dem Lande. Daher Prudentius sagt:

Ammon in den Libyschen Syrten ertheilte nicht Antwort.

B. 6. An des fabelhaften Hydaspes Ufern.) Der Dichter nennet den Strom und meint das Land, wodurch er fließt, nemlich Indien, wovon seit Alexanders Zeiten die Griechen viele übertriebene und fabelhafte Dinge erzählt hatten. Arrianus in seiner Indischen Geschichte führt dergleichen aus dem Nearchus und Megasthenes an, zwey bewährten Schriftstellern;

wie er sie nennt. Diese erzählen, daß unter einem einzigen Baume dieses Landes zehn tausend Mann im Schatten stehen könnten; daß gewisse Ameisen, die größer als Füchse wären, Gold aus der Erde rührten; daß ein gewisser Fluß so flüchtig und geistig sey, daß nichts auf ihm schwimmen könne, sondern alles sogleich zu Boden sinken müsse; daß die Muscheln, so wie die Bienen, ihren König hätten, und wenn man diesen fange, sich sogleich der übrige Schwarm an ihn anhängte, wenn man sich aber den König entwischt ließe, man auch die andern nicht fangen könnte.

Auch Plinius führt mancherley Wunderkräfte an, welche von den Magiern (die er aber als Betrüger schildert) einigen Steinen dieser Länder zugeschrieben werden. Mit einem gewissen Steine kann man, wenn er auf Kohlen gelegt wird, alle giftigen Thiere zusammenlocken. Ein anderer dient wider den Biß der Spinnen und Skorpionen. Ein anderer bändigt den Jachzorn. Eine gewisse Jaspisart ist denen nützlich, welche Reden halten wollen. Ein gewisser Stein, auf die Zunge gelegt, ertheilt die Kraft künftige Dinge zu errathen. Ein anderer, unter den Kopf gelegt, giebt wahrsagende Träume ein. Ein dritter stillt die Sturmwinde, besänftigt das Meer und widersteht dem Flicke. Ein vierter, wenn ein gewisses Kraut unter gewissen Gebetsformeln hinzugethan wird, macht unsichtbar. Naturgesch. XXXVII. 9. 10. Am Flusse Ladus (schreibt er im sechs und neunzigsten Kapitel des zweyten Buchs) sind zwey Berge, deren einer alles Eisen fest hält, und der andere es zurückschöpft: hat man also Nägel an den Schuhen, so kann man von dem einen den Fuß nicht wieder abziehen, auf den andern ihn nicht hinsetzen. — Von den Thieren sagt er im fünfzehnten Kapitel des neunten Buchs: im Ganges lebten gewisse blane Würmer, welche, nach Statius Sebosus Bericht, in ihren zwey Riefen von sechzig Ellen solche Stärke hätten, daß sie die Elephanten, wenn sie zur Tränke kämen, bey dem Rüssel faßten und zu sich hinunter zögen. Und Pausanias (IX. 21.) führt aus Atesias Geschichte von Indien



noch zu deren Feinden; nur zu leſtern, in ſo fern ich jede ſchwärmeriſche Grille und deren Beförderer als ſchädlich anſehe, und es für Pflicht halte, wo Irrthümer irgend eine thörichte Meinung nähren, die Wahrheit zu ſagen, um ſo viel möglich den Einfluß jener zu unterdrücken. Dieſes als Pflicht vorausgeſetzt, wage ich es, M. H., Ihnen eine Swedenborg betreffende Anekdote mitzutheilen, die wenigſtens den Leitſaden zur Aufklärung ſeiner Mirakel geben kann.

Im J. 1771 ließ mir ein gewiſſer Mann, nach eifriger Vertheidigung und Empfehlung der in dieſen Büchern enthaltenen Meinungen, einen deutſch-überſetzten Auszug von Swedenborgs Werken in 4 Bänden; und das iſt alles, was ich, außer einem kleinen franzöſiſchen Werkchen *Delices de l'amour Conjugal*, von ihm geſehen, oder zu leſen gewünscht habe. Von Natur habe ich keine Neigung zu dergleichen Unſinn, und ich ſehe weiter nichts in jenem ſchwärmeriſchen Gewebe, als was vielleicht jeder darin geſehen hat, ehe man es zu andern Abſichten gebrauchte: nemlich überſpannte Gedanken, die auf geſunde Köpfe ohne Nebenabſichten nie wirken. — Ob der Mann, der mir Swedenborgs Werke anpries, ſchon andere Abſichten hatte, oder zu irgend einer ſolchen Verbindung gehörte: vermag ich nicht zu beurtheilen, weil er ſich mir nicht entdeckte; indeß iſt es mir aus verſchiedenen vereinigten Umſtänden ſehr wahrſcheinlich, weil der
nehmi

nehmliche Mann in andern Gelegenheiten einen solchen Verdacht zu verdienen scheint.

In der Vorrede nun zu dem gedachten Auszuge aus Swedenborgs handreichen Schriften, fand ich unter andern eines seiner Wunder angerühmet; und das war dieses: „Die ikt verstorbene Königin Luise Ulrike habe einmal Swedenborg aufgetragen, Ihren damals schon verstorbenen Bruder, den Prinzen von Preussen, zu fragen, warum er Ihr auf einen gewissen Brief nicht geantwortet habe. Swedenborg habe hierauf nach 24stündigem Zeitraum der Königin in einer geheimen Audienz die Antwort des Prinzen solchergestalt hinterbracht, daß die Königin, die völlig überzeugt war, niemand kenne den Inhalt jenes Briefs, als Sie und Ihr verstorbener Bruder allein, in die größte Bestürzung gerathen, und des großen Mannes Wunderkraft erkannt habe.“

— Auf Thatsachen, zumal wenn man sich auf lebende Zeugen beruft, und das war hier der Fall, läßt sich so gerade heraus ohne Beweis nichts antworten. Ich las dieses Swedenborgische Wunderkreditiv; schwieg, und reiste kurz nachher nach Stockholm.

Hier hörte ich wenig von dem großen Mann; wenigstens was man mir von ihm sagte, bewies nicht, daß seine Grillen viele Anhänger gefunden, und bestand meistens in kleinen Zügen und Wundergeschichten, die als Thorheiten citirt wurden.

Dennoch habe ich aus mehr als einem Grunde Ursache zu glauben, daß damals schon die ikige Philantropische und Fregetische Gesellschaft in Geheim existirte, und an dem fiat lux arbeitete. Aber im beständigen Gewühle des Hofes und der großen Welt, bekümmerte ich mich nicht viel um mystische Versammlungen, und war ganz gleichgültig bei der etwanigen Existenz solcher Gesellschaften. — Unterdeß fand ich Gelegenheit mit der nunmehr verstorbenen Königin Frau Mutter über Swedenborg zu sprechen; und Sie erzählte mir Selbst die Ihren Herrn Bruder und Sie betreffende oben angeführte Anekdote, mit einer Ueberzeugung, die mir seltsam vorkam. Jeder, der diese wirklich aufgeklärte Schwester des Großen Friedrichs gekannt hat, wird mir Recht geben, daß sie nichts weniger als schwärmerisch, und daß Ihre ganze Geistesstimmung völlig von dergleichen Einfällen frei war. Dennoch schien sie mir von den übernatürlichen Swedenborgischen Geisterkonferenzen so überzeugt, daß ich es kaum wagen durfte, einige Zweifel und meinen Verdacht von geheimen Intrigen zu äußern; und ein königliches: je ne suis pas facilement dupe, endigte alle Widerlegungen.

Ich mußte also schweigen, und auf Gelegenheit warten. Sie fand sich bald, schon des andern Tages, da ich eben den alten nun verewigten würdigen Ritter Beylon *), ehemaligen Lektor der Königin

*) Ein Schweizer von Geburt.

Königin Mutter, besuchte, und bei ihm einen der edelsten aufgeklärtesten und rechtschaffensten Schweden den Grafen S** fand. Die Unterredung fiel auf Swedenborg; und ich erzählte, was mir die Königin des Tages zuvor gesagt hatte. Der alte Ritter sah den Grafen S** an, und beide lächelten so, als wenn sie die geheimen Triebfedern der Geschichte wüßten. Das machte mich aufmerksam; und da ich begierig war, mehr davon zu wissen, erzählte mir der Ritter folgende Aufklärung.

„Von der im Jahr 1756 intendirten Revolution
 „in Schweden, die dem Grafen Brahe und dem
 „Hofmarschall Horn das Leben kostete, ward die
 „Königin als eine der Haupturheber angesehen;
 „und es fehlte nicht viel, daß die damals triumphir-
 „enden Hüte ihr das vergossene Blut angerechnet
 „hätten. In dieser so bedenklichen Lage schrieb sie
 „ihrem Bruder, dem Prinzen von Preußen, um
 „sich Rath und Hülfe bei ihm zu erbitten. Die
 „Königin erhielt keine Antwort; und da der Prinz
 „bald nachher starb, so erfuhr sie nie, warum er
 „nicht geantwortet hatte; sie trug deshalb Swe-
 „denborg auf, ihn darnach zu fragen. Eben als
 „sie ihm diesen Auftrag ertheilte, waren die Reichs-
 „räthe Grafen T** und S** zugegen. Letz-
 „ter, der den Brief untergeschlagen hatte, wußte
 „sowohl wie Gr. T** warum keine Antwort er-
 „folgt war; und beide beschlossen, diesen sonderba-
 „ren Umstand zu benutzen, um der Königin ihre
 „Mei-

„ Meinung über manches zu sagen, was sie ihr fühl-
 „ bar zu machen hofen. Sie gingen also des Nachts
 „ zum Geisterseher, und legten ihm die Worte in
 „ den Mund, die er sagen mußte. Swedenborg,
 „ froh in Ermangelung übernatürlicher Einflüsse
 „ gen, diese zu erhalten, eilte des andern Tages zur
 „ Königin; und dort in der Stille ihres Kabinettes
 „ sagte er ihr: „ Der Geist des Prinzen sei ihm er-
 „ schienen, und habe ihm aufgetragen, ihr zu sagen:
 „ Er hätte desfalls nicht geantwortet, weil er das
 „ Betragen seiner Schwester zu sehr gemißbilligt
 „ hätte, da sie vor Gott Schuld an dem ihrer un-
 „ vorsichtigen Staatsklugheit und ihres Ehrgeizes
 „ wegen vergossenen Bluts wäre, und dafür büßen
 „ müsse. Er bäte sie daher, sich nie wieder in
 „ Staatshändel zu mischen, die Regierung sich nicht
 „ anzumaßen, und keine Unruhen anzustiften, wo-
 „ von sie über kurz oder lang das Opfer sein würde.“ —
 Die Königin, äußerst verwundert über diese Erklä-
 rung, und in der festen Ueberzeugung: niemand
 als ihr verstorbener Bruder könnte geheime Um-
 stände und Briefe wissen, die sie nur ihm entdeckt
 hatte, glaubte seit diesem Augenblick an Sweden-
 borg, und ward seine eifrige Vertheidigerin, ohne
 sich jedoch auf den Inhalt seines Berichts einzulaf-
 sen. Und man kann leicht denken, daß die beiden
 Herren, die der Königin diese moralisch-politische
 Arznei verschrieben hatten, sich wohl hüteten, da-
 von zu sprechen; weil sie auch selbst nach der glük-
 lichen

lichen Revolution von 1772 sicher sein konnten, durch deren Entdeckung es auf immer mit ihr zu verderben. Nur sehr wenige in Schweden wußten, so lange die Königin lebte, diese Anekdote. Der alte Ritter Beylon, der von ungefähr Morgens um 3 Uhr durch den Südermalm ging, wo Swedenborg wohnte, sah die beiden Staatsmänner aus dessen Hause schleichen; und da er auch zugegen war, wie die Königin ihm den Auftrag gegeben hatte, so errieth er bald den ganzen Plan, den er nicht verrieth, weil er der Königin gern einige Ermahnungen gönnte.

Dieses ist der Schlüssel zu einer Geschichte, die vielleicht den ganzen Glauben manches Mitgliedes der theosophischen oder exegetischen Gesellschaft gründet. Ich büрге für die Wahrheit der Erzählung, die mir nachher von hoher Hand bestätigt ward, und nicht dem geringsten Zweifel unterworfen ist. Der Ritter Beylon, der Swedenborg sehr gut gekannt hatte, erzählte mir viele Anekdoten von ihm, die ich aber theils vergessen habe, theils für unbedeutend halte, theils schon fast allgemein bekannt weiß.

Ich gebe Ihnen, meine Herren, freie Macht, meinen Brief, wenn Sie die darin enthaltene Anekdote des Drucks werth halten, in Ihre vortrefliche Monatsschrift einzurücken; und, wenn jemand dieser Erzählung widersprechen sollte, meinen Namen zu nennen. Bis dahin aber behalte ich

ich mit Ihrer Erlaubniß das Infognito. In der Einsamkeit, worin ich lebe, möchte ich nicht gern mit den zukünftigen Bewohnern des Neuen Jerusalems eine Lanze brechen; und ehe ich mich zu ihnen geselle, erwarte ich, daß die schöne Stadt mit Mauern von Jaspis gefunden, und man mir einen Theil des Goldpflasters zum Handgelde schicket. Ich — u. s. w. Den 9. Febr. 1788.

* * *

Die Geschichte der angeführten Geistererscheinung ist so oft, obgleich immer unverbürgt, erzählt worden, daß ein Aufschluß darüber wünschenswerth blieb. Zwar hat niemand den Geist selbst gesehen, außer dem Propheten, welcher sagte: er habe ihn gesehen und gesprochen; er machte es also gerade wie die Hexe von Endor es mit Samuels Geiste machte. Zwar könnten vorurtheilsfreie Personen wohl vermuthen, daß es natürlich mit der Sache zugegangen sei; indeß da das Unnatürliche und Geheimnißvolle noch immer so viele Liebhaber hat, so muß eine Aufklärung dieser Geschichte höchst willkommen sein. Der ungenannte Herr Verfasser des vorstehenden Briefs hat so bestimmte und genaue Umstände angegeben, daß, auch ohne seinen Namen, seine Glaubwürdigkeit wohl wenigem Zweifel unterworfen sein kann. — Indes, um völlig unparteiisch zu sein, müssen wir selbst anführen: daß schon vor geraumer Zeit uns ein gleichfalls höchst glaub-

glaubwürdiger Mann die Sache, gleichfalls aus dem Munde der Königin, mit einem andern Schlüssel erzählte, als wir sie in dem nachher uns zukommenden oben abgedruckten Schreiben finden: nemlich, so daß die Geschichte selbst nicht wahr sei. Wir halten es für unsre Pflicht, auch diese Erzählung hier zu liefern, da der vortreffliche Mann ihr die Gefälligkeit für uns gehabt hat, sie schriftlich zu diesem Endzwecke zu entwerfen.

II. Eine andere Erzählung über die nehmliche Geschichte.

Ich fand in Stokholm selbst das Gerücht fast durchgängig geglaubt: Swedenborg hätte der verwittweten Königin Luise Ulrike besondere Nachrichten von ihrem verstorbenen Bruder, dem hochseligen Prinzen von Preußen, mitgetheilt; Nachrichten, welche unmittelbaren Bezug auf Umstände hätten, die keinem Menschen als der Königin und dem Prinzen bekannt gewesen wären. Verschiedene behaupteten sogar: die Königin, welche Swedenborg, um die Wahrheit seiner Geistesseherei zu prüfen, den Auftrag gegeben, den Geist ihres Bruders darüber zu befragen, habe sichtbare Kennzeichen des größten Schreckens von sich gegeben, als ihr nun der Prophet, den sie zur Unterredung bei der öffentlichen Hostafel der königlichen Familie herbeigerufen, diese Nachrichten mitgetheilt hätte. — Da mir die Königin den freiesten

Zu

Zutritt zu ihrer Person erlaubte, so ergriff ich einst die Gelegenheit, Sie um die Wahrheit des Gerüchtes zu befragen. Sie antwortete mir lächelnd; daß ihr die Sage selbst eben so gut bekannt sei, als die Gründe mancher Personen, welche diese Sage gegen ihre eigene bessere Ueberzeugung in Glauben zu erhalten gesucht hätten. Es habe mit der Sache folgende Verwandniß:

Swedenborg habe sich in einer Unterredung, in welcher Sie (die Königin) ihm allerhand Einwendungen gegen die Möglichkeit seiner Visionen gemacht, erboten: ihr die Wahrheit derselben durch Thatsachen anschaulich zu machen. Hierauf habe sie ihm aufgegeben: den Geist ihres seligen Bruders über den Sinn einiger Ausdrücke zu befragen, die ihr bei einer mit ihm gehalten und durch Zufall abgebrochenen Unterredung dunkel geblieben wären; sie habe ihm hierzu einige unterscheidende Umstände dieser Unterredung, als des Orts, der Materie, näher bezeichnet; und Swedenborg sei mit der Versicherung von ihr gegangen, ihr über lang oder kurz Nachricht von dem Erfolge seines Auftrages zu bringen. Diese Nachricht aber sei ihr niemals geworden. Swedenborg habe sichtbar die Gelegenheiten zu einer Unterredung mit ihr vermieden; und ihr zu zweienmalen, da er es nicht vermeiden könne, gesagt: er könne den Herrn (nämlich den Geist des Prinzen) noch nicht zum Spruch bringen. Wobei er Ihr zugleich zu erkennen

nen

nen gegeben: daß es nicht von ihm abhinge, bestimmte Geister zu sprechen, wann und wie er wolle; und es könnten Jahre darüber hingehen, bevor der Herr sich bei ihm einfände. Einladen könne er zwar, aber die Auswahl der Gäste hänge nicht von ihm ab; und er müsse es sich gefallen lassen, ob ihn ein Geist mit seinem Zuspruch beehren wolle, wer es thun wolle, und wo er es wolle. Sie mögte sich also noch gedulden. Diese Geduld aber ist durch keinen Erfolg gekrönt worden. — Swedenborg ist gestorben, ohne den Herrn zum Spruch zu bekommen; und die Königin ist gestorben, ohne mit einem Senfkorn Glauben an seinen Visionen zu hängen. Wer nur ein wenig mit den Verstandes- und Herzenseligenschaften dieser Fürstin bekannt gewesen ist, wird dieses ohne Gewährleistung glauben. Sie war zu aufgeklärt, um im Reiche des Uebernatürlichen etwas auf eines Menschen Wort zu glauben, was ihr nicht durch eigne Sinne zugekommen wäre: und dabei zu wenig zur Verstellung geschickt, um so von der Sache zu sprechen, als sie sprach, wenn sie eine innere Ueberzeugung vom Gegentheil gehabt hätte.

Ich muß indeß noch hinzusetzen: daß die Königin für Swedenborgs übrige Eigenschaften einige Achtung äußerte. Sie nannte ihn zwar fou und visionnaire; sagte aber dabei: qu'à ce point près il n'avoit pas manqué ni de talents ni d'honnêteté, et qu'entre autres il avoit eu celle, de se refuser

aux vues de quelques personnes qui avoient voulu abuser de lui et de ses visions du temps des partis *). — Diese meine Unterredung mit der Königin geschah im Jahre 1779.

* * *

Leicht zu heben ist der kleine Unterschied: daß es nach dem Herrn von ** ein Brief, und nach der letztern Erzählung eine Unterredung der Königin mit Ihrem Herrn Bruder war, worüber sie Swedenborg befragte. Herr von ** hatte von einem Briefe erzählen hören und gelesen, und — da man bei solchen Unterredungen nicht frageweise nach Artikeln vernimmt — so erkundigte er sich wohl, als er bei der Königin das Gespräch auf diese Sache brachte, nur im Allgemeinen: ob der Geisterseher Ihr geheime Nachrichten von dem Prinzen gebracht habe? ohne das Wort Brief zu gebrauchen. Und hierauf antwortete sie mit Ja! ohne vielleicht bestimmt eine Unterredung zu nennen. — — Aber wichtiger ist die Verschiedenheit bei der Antwort der Königin selbst. Man sieht auch

*) Er war ein Thor und ein Schwärmer; übrigens aber fehlte es ihm nicht an Verstande, auch war er ein ehrlicher Mann. Unter andern war er ehrlich genug, sich nicht von gewissen Personen misleiten zu lassen, die zu der Zeit der Parteien ihn und seine Schwärmereien zu ihren Absichten gebrauchen wollten.

nende Widersprüche, welche der Wahrheit selbst nachtheilig werden können.

Man mag nun von obigen beiden Enträthselungen annehmen, welche man will; so steht der angebliche Neue Prophet immer, wie man auch vernünftigerweise vermuthen konnte, in armseliger Blöße da. Nach der erstern Erzählung aber ist er ein Betrüger, nach der zweiten ein bloßer Lügner. — Es ist, da die Hauptpersonen verstorben sind, ist unmöglich, mit Gewißheit auszumachen, wie so verschiedene Erzählungen, nach glaubwürdiger Männer Bericht, aus Einem Munde kommen konnten. Indeß, geben gewisse Ausdrücke in der letztern Erzählung hierüber einiges Licht. Die Königin sprach von den Ursachen, welche gewisse Personen hätten, die lügenhaften Ewedenborgischen Geistergeschichten für wahr auszugeben. Sie sprach von geheimen Plänen, nach welchen man diese himmlische Wundergaben zu sehr irdischen Absichten in jenen unruhigen Zeiten hätte anwenden wollen. Dies stimmt sehr mit dem Inhalte der erstern Erzählung überein, wo der Geisterbanner sich zum Sprachrohre einer Staatspartei gebrauchen ließ. Wie, wenn die Königin wirklich, in einem Augenblicke der ersten Ueberraschung, etwas Uebernatürliches in dem Berichte des Geistersehers zu hören geglaubt hätte? bis ihre Scharfsichtigkeit bald darauf den ganzen Plan durchgesehen hätte. Wie, wenn sie sich noch länger das Uebernatürliche darin

Diese letztere Geschichte erzählt Hr. Pernetty kurz zuvor (S. 80.); auch ist sie bekannt genug. Die Wittwe des Grafen von Martefeld ward um eine ansehnliche Summe gemahnet, die ihr sel. Mann, wie sie wohl wußte, schon bezahlt hatte; doch konnte sie die von ihm verlegte Quittung nicht finden. Sie klagt Swedenborg ihre Verlegenheit; der sagt ihr den andern Tag: er habe mit ihrem verstorbenen Manne gesprochen, und dieser ihm den Ort, wo die Quittung liege, genannt. Man sah nach, und sie fand sich. — Aber wiederum ein angesehener glaubwürdiger Mann, der in einer Staatsbedienung in Stockholm gestanden, erzählte schon vor geraumer Zeit: daß dies Wunder sehr natürlich zugegangen. Es war in Schweden nicht ungewöhnlich, daß man ein kleines verborgenes Schränkchen zu Büchern hatte, welche man aus mancherlei Ursachen eben nicht öffentlich wollte sehen lassen. Eines solcher geheimern Bücher hatte auch Sw. einst von dem Grafen von M. geliehen gehabt, und darin die (nachher vermiste) Quittung, wahrscheinlich als ein hineingelegtes Zeichen gesehen. Statt nun nachher der Wittwe aus seinem Gedächtnisse zu sagen: der Zettel werde in dem und dem Schranke in dem und dem Buche liegen; bemüht er, wenigstens in seiner Erzählung, erst einen Geist, der ihm diese Nachricht hinterbringen muß. — — Daß die Wittwe wirklich, nach Swedenborgs Angabe, den Zettel richtig

richtig fand, ist ausgemacht; und nicht als die Wahrheit dieses Faktums hat die Königin auch wohl nicht angeben wollen, ohne einem der gelehrtesten Männer, die Sie an Ihrer Tafel hatte, in Erklärung der möglichen und natürlichen Ursachen dieser sehr sumpeln Begebenheit vorgreifen zu wollen.

3.

Herr Oberhofprediger Stark.

Es mögte auch wohl den geduldigsten Leser ermüden, aus dem ungeheuren Geschreibe des Herrn Oberhofpredigers das herauszusuchen, oder beim sorgfältigsten Durchlesen im Gedächtnisse zu behalten, was eigentlich die Streitsache betrifft, und wodurch er sich von allem selbsterregten Verdachte reinigen will. Er hat bekanntlich hierzu schon öfter die unrechtlichen Maaßregeln ergriffen, und so scheint es ihm auch bei Abfassung seines korpulenten Buches gegangen zu sein. Anfangs fing er ganz unschicklicher Weise einen Injurienprozeß (voll der heftigsten und nicht einmal hin, gehörigen Beschuldigungen) über eine Sache an, die ihrer Natur nach nichts mit gerichtlichen Untersuchungen zu thun haben konnte. Zugleich ließ er aber auch, weil er selbst über seine Maaßregeln



er bloß mit schimpfenden Zeitungsartikeln oder Büchern gegen uns fechten wollen. Aber nein! er, der in keinem Stük Unrecht haben wollte, beschloß zugleich, seinen Prozeß fortzusetzen. Zwar hatte er selbst vor Gericht aller Privatsatisfaktion entsagt (Prozeß, S. 243); zwar ließ er den gesetzlichen Termin vorbeigehen. Indesß appellirte er dennoch. Aber durch zwei Dekrete vom 13 und 20 Septmb.

X 5

1787.

der ersten Gerichtshöfe in Europa nicht gehabt, den er doch ehemals selbst für gerechtigkeitsliebend und aufgeklärt anerkannte, ja zu dessen „christlicher Aufklärung“ — (sollte dies etwa eine Beschuldigungsformel gegen uns sein?) — „er ein unbeschränktes Vertrauen zu haben“ versicherte (Prozeß, S. 118). Sieht er denn aber nicht ein, daß seine izzigen Deflamationen von wenig Sinn für Wahrheit, u. d. gl. wahre Beleidigungen gegen diesen Gerichtshof sind? wenn er anders beleidigen könnte! — — Noch seltsamer ist, daß er, icht, nachdem wir den Prozeß gewonnen, erzählt, B. II, S. 366.: „wir hätten noch während des Ganges des (uns günstigen) Prozesses gehofft, uns dem Arm der Justiz entwinden zu können“. Freilich ist diese Hoffnung uns durchaus vereitelt worden: der Arm der Justiz hat uns, aller unsrer gegenseitigen Hoffnung ungeachtet, ereilt, und — uns völlig freigesprochen, ihn aber sogar in alle Kosten kondemnirt! Welchen Schritt aber hatten wir denn gethan, wodurch wir diese Hoffnung zeigten, wodurch wir uns auf irgend eine Weise unserm rechtmäßigen Forum zu entziehen suchten? Ein gelehrter Mann sollte doch nicht solche Absurditäten, und ein Oberhofsprediger nicht solche Unwahrheiten schreiben!!

1787 ward vom K. Kammergerichte die Appellation für unzulässig erklärt. Nun waren doch seine Gesuche vor den Augen aller Welt, als unstatthast, abgewiesen? Nein! er ließ in die Frankfurter Gel. Anzeigen, unter dem 15 Okt., setzen: „er habe in Gedanken schon selbst die Appellation früher zurück genommen, als ihm die Abweisung bekannt gemacht wäre; sein eigener Entschluß habe ihn schon bestimmt gehabt, lieber im freien Felde der Publizität, als in den engen Schranken des Gerichts, zu streiten.“ Also traf ihn freilich diese Abweisung nicht. Das ist doch der wahre Infallible!

Indeß ruhen nun doch der Prozeß, und, wie es scheint, auch die Zeitungsartikel: — abgerechnet, was etwa Hr. Schlosser und Hr. Jakobi thun mögen. Das ungeheure Buch hingegen ist da. Ein wahres Monstrum horrendum, informe, ingens, cui lumen ademptum! Die Scheußlichkeit dieses Monstrums können wir freilich nicht bessern: die Abscheulichkeit der wüthigen Schimpfreden und der bittersten Nachsucht steht nun einmal, in dieser ausführlichen Schrift des Herrn Oberhofpredigers, zu deutlich da, und zeuget in unverschönbare Gestalt, laut gegen den Charakter des Mannes, der soviel von Wahrheitsliebe und Christenthum spricht. Aber, soviel es schwache menschliche Kräfte gegen tyklopische Wildheit gestatten, wollen wir in die Unförmlichkeit etwas Ord-

Ordnung zu bringen suchen, wollen einen Ueberblick der ungeheuren Riesengestalt durch bestimmtere Eintheilung möglich zu machen, und mit etwas Licht diese geflissentliche chaotische Nacht aufzuhellen uns bemühen. So abschreckend es auch ist, mit diesem Manne zu thun zu haben, so unangenehm es jedem werden muß, dieses weit-schweifige Geschreibe voll Wiederholungen, voll gar nicht hingehöriger Dinge, voll Unwahrheiten und Verdrehungen, voll der plumptesten Schmä- hungen und Ergüsse von giftiger keuchender Wuth, durchzuarbeiten; so haben wir doch diese Arbeit an diesem Augiasstall, wobei wohl ein Herkules ermüden möchte, nicht gescheuet. Wir haben versprochen, der Wahrheit zu Ehren, unparteilich anzuzeigen, in wie weit Hr. Stark sich wirklich gerechtfertigt habe oder nicht (Jänner, 1788); und das wollen wir halten.

Er hat offenbar bei dieser seiner Rechtfertigung nicht die besten Maaßregeln ergriffen, und sich bei unparteiischen Leuten *) selbst dadurch äußerst geschadet.

*) Gegen diese allgemeine Stimme aller bessern Menschen erhebt Hr. Geheimerath Jacobi in Düsseldorf die seinige: er findet in einem Briefe an seinen Freund Schlosser (Deutsch. Mus. Febr. 1788) die Vertheidigung des Herrn Stark bündig und vortreflich; gerade so wie Hr. Schlosser einen Monat vorher Lantiofro gegen seine Ankläger in Schutz nahm. Indeß, dies war, wie Hr. Jacobi berichtet, nur Ironie von Schlossern, um die
Verl.

schadet. Er hat, statt sich zu rechtfertigen, Andere angeklagt; er hat Sachen, wovon gegen ihn gar nicht die Rede war, in weitschweifige Untersuchung gezogen; er hat sich über Dinge vertheidigt, die ihm nie zur Last gelegt waren; und hat über andere Hauptpunkte geschwiegen. Alles dieses muß abgesondert werden, um eine richtige freie Uebersicht des Streites zu bekommen, und um den Kampfplatz genau abzustekken. Das Publikum kann nur der einzige wahre Richter in dieser Sache sein; dieses haben wir von Anfang an zum Richter gewählt; und da Hr. Stark nun selbst darauf zurückkömmt, so wollen wir sehr gerne unter dessen Auge die Sache führen. Es mag entscheiden: wo gerades Verfahren und wo Winkelzüge, wo Wahrheitsliebe und wo Unwahrheit, wo Bemühen wichtige Sachen zu erörtern und wo bloße Animosität ist.

1) Der Herr Oberhofprediger will seine Rechtfertigung schreiben, und füllt ganze Bände mit

Aus-

Verl. Monatschrift, gegen die alles erlaubt ist, zu necken. Und so ist denn dies auch wohl der Fall mit H. Jacobi. Denn unmöglich kann er Hrn. Stark im Ernst vertheidigen wollen. Man möchte ja sonst gar auf den Gedanken kommen: dieser tiefsinnige Philosoph hätte sich ganz unphilosophisch durch Hrn. Starcks plumpe Lobsprüche, die er im 2ten Bande dem Hrn. Geh. Rath an den Kopf wirft, bestechen lassen. Durch Starcks Lobsprüche bestechen! Er lobt fast noch ekelhafter, als er schimpft!



als: daß unsere Richter (denen wir sogar, wie Hr. Stark oben sagt, uns hätten entziehen wollen) diese Anschuldigungen gegen uns nach der Form Rechts angehört und untersucht haben, und uns durch die Sentenz völlig von aller Schuld des Injuriirens, Kalumniirens u. s. w. freigesprochen, den Kläger aber mit seiner ungegründeten Injurienklage abgewiesen und in die Kosten des Prozesses verurtheilet haben. Was ist aber von dem Kalumniiren, Injuriiren u. s. w. des Mannes zu urtheilen, der es wagt, seine Schmähungen gegen schuldlose Männer, mit denen er vom Richter abgewiesen und wofür er sogar durch Verurtheilung in die Kosten bestraft worden, nach verlorenem Rechtsstreite, noch wiederum auszustößen?

2) Der Herr Oberhofprediger führt, ohne Zweifel aus sehr christlicher Absicht, weitläufig und wiederholentlich aus, als gehörte es zu seiner Bertheidigung: daß wir wegen erdichteter Gerüchte in Betref fürstlicher Personen straffällig wären. Aber dies ist wiederum keine der stärksten Stützen seiner Rechtfertigung. Was bloße aus der Luft gegriffene Vermuthungen sind, verdient keine weitere Antwort. Was er aber als Thatsache

„len“! und setzt gleich darauf, eben wegen dieser Stellen, den Herrn Oberhofprediger mit „Demosthenes, Cicero, und Odoardo“ in Parallel!! Hier ist wirklich die Ironie fast zu durchscheinend.





chengesichte des ersten Jahrhunderts, und noch
 in der neuen Auflage von 1782 seiner Freimüthigen
 Betrachtungen über das Christenthum findet.
 Natürlich ist es gleichfalls jedem erlaubt, seine
 Meinung auch in dieser wichtigsten Sache zu än-
 dern, und sich jedesmal seiner Ueberzeugung gemäß
 zu bestimmen. Aber auffallend ist es, daß der
 Herr Oberhofprediger, der durchaus und in allem,
 und immer und zu allen Zeiten, Recht haben will
 und Recht gehabt haben will, beide noch so weit
 von einander abstehende Meinungen zu gleicher
 Zeit vertheidigt, beide als die seinigen anführt,
 sich auf beide etwas zu Gute thut. Ganz mit dem
 Aitel eines jungen neologischen Magisters führt
 er Band II, Abschn. 2, S. 2 — 7 seine früheren
 heterodoxen Schriften an, und erzählt mit Wohl-
 gefallen; wie er deshalb von alten Orthodoxen für
 einen Socinianer, Arianer, Naturalisten u. s. w.
 gehalten worden. Und von S. 374 an, wird er
 nun, mit aller Heftigkeit des strengsten altgläubigsten
 Theologen, mit einemmale ganz Orthodox. Der
 Unterschied ist in der That etwas stark, wenn es in
 den genannten Freim. Betrachtungen noch S. 43,
 f. S. 198, 225, u. s. w. heißt: (mit Ausschließ-
 ung der Lehre von der Gottheit Christi und des
 heil. Geistes) „wir wissen nur, daß der Herr Chr.
 „uns von Gott zur Erlösung gemacht ist, daß er
 „der Sohn Gottes ist, daß wir ihn ehren sollen,
 „wie den Vater, und daß wir auf den Namen
 B. Monatschr. XI. B. 4 St. 2 „des

„des Vaters Sohnes und Geistes getauft sind“;
 mit ausdrücklicher Verspottung derer, welche
 Fundamentalsätze daraus machen wollen: wie der
 Sohn gezeugt ist, wie der Geist ausgehet. „Diese
 Meinungen gehören gewiß nicht zur wahren
 Christusreligion, und tragen nichts zur sittlichen
 Verbesserung und der ewigen Glückseligkeit bei. —
 Da keine Vorstellungsart eine solche Gewißheit
 hat, daß gar nichts dagegen eingewandt werden
 könne, wird es unchristlich sein, darum daß
 einer dieser ein anderer jener Meinung den Vor-
 zug giebt, die Bande der Liebe mit denen zu zer-
 reißen, die nach der Natur und Gnade unsere
 Brüder sind.“ Gegen diese laxe Bestimmung
 sticht es sehr ab, wenn man die ighen strengern
 Begriffe des Herrn Oberhofpredigers von der In-
 spiration, der Dreieinigkeit, u. s. w. liest;
 wobei denn die, nach seiner eigenen Angabe: un-
 christlichen, Epiphonemata nicht-mangeln: „Ich
 gehöre nicht zu der neuern Sadducäergilde, die
 mit Hülfe ihrer saubern Philosophie und Erege-
 tik, worüber Lucifer das Kollegiumgelesen,
 alles rein wegräsonnirt hat. Mein Glaube ist
 nicht der Glaube der neuern Volksaufklärer, u.
 s. w.“ Indes, wir treiben keine Polemik;
 unsertwegen mag Herr Stark seinem Gewissen und
 seiner Ueberzeugung folgen, wie er will. Nur
 wenn er vorspiegeln will: seine ighen und ehema-
 ligen Religionsbegriffe seien dieselben; so darf
 man

man ihm widersprechen, weil dies ungegründet ist. Ist zum erstenmale hat er sich so streng erklärt, sonst nie. Die Danziger theologischen Berichte haben öfter aus seinen Schriften gezeigt, welche plumpe und unanständige Ausfälle er ehemals auf die Orthodoxen gethan. — Er ist doch aber ist nicht etwa bloß darum altrechtgläubig geworden, um seine Gegner desto nachdrücklicher des Unglaubens beschuldigen zu können? Er macht es doch nicht, wie der fromme Herr von Blisil, der fleißig in der Bibel las, damit der gutmüthige Tom Jones Schläge bekäme?

4). Er hat ferner, um sich zu vertheidigen, den eben nicht kurzen noch schicklichen Weg gewählt: alle Aufsätze der Berl. Monatsschrift, welche vom Katholizismus handeln, durchzugehen, und — statt sie zu widerlegen, eine Menge Schimpfwörter darüber auszugießen. Es ist seltsam, wie ein Mann in des Herrn Oberhofpredigers Lage, der den bewußten Verdacht auf sich hat, dazu kommt, den Katholizismus, Jesuitismus, die Proselytenmacherei, und andere verdächtige Dinge, theils zu vertheidigen, theils zu entschuldigen, theils zu läugnen. Es ist seltsam, mit welcher wüthigen Hestigkeit er hierbei verfährt, die man sonst von einem bei der Sache nicht selbst interessirten Manne kaum erwarten sollte. Es ist vollends seltsam, mit welcher Art er die vorgebrachten Beweise in dieser Sache abfertigt. Sind die

Sachen so wahr und zum Theil bekannt, daß weder er noch sonst ein Mensch sie leugnen kann; so ruft er aus: „Es sind Ignoranten, A B C, „schützen, alte Baschweiber u. s. w., daß sie längst „bekannte Dinge als neu vorbringen.“ Sind die Fakta neuer und unbekannter; so schreit er: „Es „sind Lügen, und die sie vorbringen, sind Lügner, „Zeichendeuter, Verrückte, Wahnsinnige.“ Man sieht, diese Art zu streiten ist, wenn gleich nicht bündig, doch sehr bequem; und es ist schwer, mit einem solchen Manne auszukommen. Indes küm-
mert uns auch dieser Mann, und sein sehr un-
maaßgebliches Bedenken über einen der wichtig-
sten, nützlichsten, und mühsamsten Theile unserer
Monatsschrift, nicht das allermindeste. Wir schrei-
ben nicht für ihn, und brauchen nicht uns gegen
ihn zu rechtfertigen. Das unparteiische Publikum
mag die Sache überlegen und selbst entscheiden;
mehrere in andern Schriften bekannt gewordene
Dinge scheinen doch die Proselytenmacherei für
kein bloßes Gespenst zu erklären; und mehrere
Personen von der bessern Denkungsart haben die
in der Monatsschr. gegebenen Warnungen und
Vorschäftsregeln theils angepriesen, theils wie-
derholt. — Es ist begreiflich, daß wir bei einigen
Faktis die Erzähler nicht immer nennen dürfen.
Dann glaubt Hr. Stark gleich Lügen schelten zu
können. Z. B. in der Monatsschrift August 1784
wird S. 187 erzählt, was Kardinal Passionei in
Holland

Holland selbst, über die Plane Roms zur Verbreitung der katholischen Religion, in vertrauter Gesellschaft gesagt hat. Dies soll nun nach Herrn Starcks Belieben, man sieht nicht recht warum, durchaus nicht wahr sein; er widerlegt es daher a priori, B. I, S. 114, f. Erstlich soll der Cardinal betrunken gewesen sein; und freilich würde in diesem Zustande, wenn Hr. Stark ihn nur beweisen könnte, sein Zeugniß ungültig sein. Hernach aber soll diese Geschichte ganz erdichtet, und zwar igt erst erdichtet sein. Da der Erzählende durchaus nicht genannt sein will, und zwar, wie er ausdrücklich sagt: um den rüstigen Hr. Stark nicht auf den Hals zu bekommen; — so können wir nur so viel versichern: daß Er ein Mann in einem angesehenen öffentlichen Amte, nemlich ein Hofprediger, ist, ein unbescholtener Mann von Gelehrsamkeit, Weltkenntniß, und redlichem Charakter. Er hat, wie er Kandidat war, in Holland verschiedene Jahre im Hause eines vornehmen Mannes als Hofmeister gestanden, ist mit den bei dieser Geschichte genannten Gelehrten in freundschaftlicher Verbindung gewesen, hat damals die Geschichte von den gültigsten Augen, und Ohrenzeugen, Schultens, und Wesseling selbst, gehört, hat sie gleich nach seiner Zurückkunft dem sel. Sack in Berlin und nachher mehreren erzählt, und hat sie 1784 schriftlich aufgesetzt. — Ist es Hr. Stark wohl werth, daß wir so Schritt vor Schritt ihn

widerlegen, und die von ihm geradezu ohne Grund abgeleugneten Thatsachen erhärten sollten? Nimmermehr! und daher mag es auch an diesem einen Beispiele genug sein. — Nur das wollen wir noch anführen, daß er sehr oft (denn er ist sehr angenehm in seinen Wiederholungen) behauptet: die Jesuiten beständen, als Jesuiten, noch außer Weißrußland auch im Preussischen, nemlich zu Emmerich in Kleve (B. I, S. 93, S. 434, und auch im 2ten Bande einigemal). Man sieht nicht recht, warum er so heftig hierauf dringet; doch nicht etwa, um uns zum Stillschweigen zu zwingen, weil unsre Regierung selbst noch den Jesuitenorden erhalte? Wir können indeß behaupten: daß wir die glaubwürdigsten und angesehensten Departementsmänner hierüber befraget, und die einstimmige Antwort erhalten haben: es sei nichts an diesem Starkischen Vorgeben. Es wäre doch seltsam, wenn gerade der Herr Oberhofprediger mehr von der Sache wüßte, als die Regierung selbst.

5) So wie er, statt sich zu vertheidigen, zugleich die Vertheidigung einer Menge anderer Personen und ganzer Gesellschaften übernimmt, obgleich er wahrlich mit der seinigen genug zu thun hätte; eben so hat er, statt (dem Titel seiner Schrift *) gemäß) die Berl. Monatschrift zu wider:

*) „Joh. Aug. Stark, Plen. Tit. über Kryptokatholizismus, Proselytenmacherei, Jesuitismus, Geheime



seiner Gradation und Abänderung in eigener Erdichtung, und überhaupt von seiner Glaubwürdigkeit. Denn man wird uns wohl auf unser Wort trauen, daß wir nicht das mindeste von dem Verfasser jenes ihm so sehr am Herzen liegenden Artikels wissen. Hat er doch höchst lächerlich, nachdem er, obgleich ganz unwahr, doch höchst zuversichtlich, viel von unserm Komplottiren geredet hatte, am Ende uns durch eine Eidesdelation selbst befragen wollen: ob wir nicht komplottiret hätten? (Man s. unsern Prozeß, S. 86, 200, 280.)

Alle diese und noch mehrere ganz und gar nicht hingehörige Dinge, die er mit großer Weiterschweifigkeit ausführt, wobei aber, wie man gesehen hat, weder der Edelmuth noch die Wahrhaftigkeit des Herrn Oberhofpredigers im schönsten Glanze leuchten, müssen abgesondert werden, um endlich auf den Hauptpunkt der streitigen Sache stoßen zu können. Es mag wohl schwerlich noch ein Beispiel geben, wo ein Mann, der sich vertheidigen will, und der (wie er behauptet) sich so leicht vertheidigen kann, doch selbst die Hauptfrage so in Dunkelheit setzt, mit fremden Dingen überladet und untermischt, so desultorisch bald das eine bald das andere berührt und zusammen gehörrige Punkte weit aus einander trennt, so weiterschweifig bei Nebensachen, so unbefriedigend bei den wichtigsten Punkten ist, dabei so leidenschaftlich und in einem der ruhigen Unschuld und dem guten

immer bestimmt angegeben: welches die gegen H. St. bekannt gewordenen Punkte sind, woraus man Verdacht schöpfen könne; hat bestimmt angegeben, über welche Punkte sich H. Stark zu erklären habe, um allen Verdacht zu entfernen. Man höre Wundershalber, wie der Herr Definitor, der sich nun doch einmal vertheidigen will, statt dieser Bestimmung zu folgen, sich darüber ausläßt! (Es ist zugleich eine Probe von den einigen lebhaften Stellen des Stark'schen Buches, wie sie H. G. N. Jacobi nennt.)

„B. II, Abschn. 2, S. 84: Wer giebt diesem Ehrvergessenen das Recht, mich aufzufordern, um mich vor das von ihm und Biestern und Gedike, und wie die Zionswächter weiter heißen mögen, von ihnen eigenmächtig errichtete Inquisitionstribunal zu ziehen? Den Pranger, das Brandmal an der Stirne, und die Ruthe des Büttels auf den Rücken verdienen ehrlose Wasquillanten, die den Namen *) rechtschaffener Leute zu schänden suchen; aber keine Antwort. — S. 154. Was ich zu dieser Schurkenmäßigen Aufforderung, u. f. w. — S. 157. Um nun aber das Maas seiner Schändlichkeiten voll zu machen, zeigt sich dieser Mensch in

*) Man merke, daß in der Stelle, von welcher hier die Rede ist, gar kein Namen, und also auch nicht der Namen des Herrn Oberhofpredigers genannt worden. Sie ging ihn nichts an, wenn er sie nicht selbst auf sich deuten wollte. Nicht, was über einen ungenannten protestantischen Gottesgelehrten, sondern was über Hrn. Stark namentlich nach Maßgabe seiner eigenen Schriften gesagt ist, das erwartet man von ihm aufgeklärt.



fäße abgedruckten) Briefe zu beweisen, oder zu zeigen, daß ich die Person nicht sei die sie geschrieben (im Jul. 1786 der Monatschr.); weder das eine noch das andere habe ich nöthig. Ein frecher Epitomator hat die Briefe in jenen Zusammenhang gebracht. Ein ehrloser Verläumder hat sie interpretirt. Und ein Ehrenschan-der schlug dies infame Pasquil in der Monatschrift wider mich an. Ob ich nun noch alle die Fragen zu beantworten nöthig habe, die dieser Nichtswürdige aufwirft? Wo die außerhalb Deutschland befindliche Loge war? Ein Schurke setzt sie nach Frankreich. Wer mein Certificat unterschrieben? Ein Zigeuner und Zeichendeuter macht ihn zum kathol. Geistlichen. Ob der große Meister der Papst sei? Ein Narr hat ihn dafür erklärt. Was es für ein Orden sei? Nur ein verworfener Kegerjäger kann u. s. w. Der Endzweck dieses Ordens? Nur ein protestantischer Dominikaner könnte Endzwecke der römischen Propaganda darunter suchen. Das ist meine Erklärung.“

Diese Worte des gelehrten und geistlichen Herrn sind wirklich, wie es H. Jacobi ausdrückt, etwas lebhaft, klingen wirklich etwas hart und widrig. — Doch dem sei, wie ihm wolle. Es kommt nun einmal darauf an (denn wozu hätte der Herr Oberhofprediger sonst alle seine tausend Seiten geschrieben?), es kommt darauf an, nachzusehen: worüber er sich zu erklären hatte? und ob er sich darüber erklärt hat? Dies muß, um die Wahrheit bei dieser wichtigen Sache ans Licht zu bringen, untersucht werden; sollte diese Unter-
suchung

nichtung auch aufs neue die heftigsten Symptome seiner zornigen Raserei erregen. Die einzige Hauptfrage ist nur und kann nur diese sein:

„Hat Herr Oberhofprediger Stark sich
 „nicht selbst verdächtig gemacht? nemlich
 „durch seine eigenen Briefe und Schriften
 „sich verdächtig gemacht, daß er in geheimen
 „Ordenssachen, in einer höchst bedenklichen
 „und wohl gar der protestantischen Religion
 „nachtheiligen Verbindung mit einer sehr ge-
 „schäftigen Partei der katholischen Geistlichen
 „Feit stehe?“

Diese Frage ward in der Monatsschrift aufgeworfen, bei Gelegenheit der wichtigen und auch von Andern schon ventilirten Untersuchung: Ob nicht der Eifer Proselyten zu machen noch bei einigen katholischen Geistlichen sehr thätig sei? und ob diese nicht, zur Gewinnung von Proselyten, allerhand sehr seltsame Mittel, besonders auch das Mittel gewisser Jüngerer Orden und geheimer Gesellschaften, anwendeten? Diese Frage ward bei uns aufgeworfen: 1) zufolge anderer öffentlicher Bücher, welche bedenkliche Schritte des Herrn Oberhofpredigers erzählten, und bedenkliche Briefe von ihm lieferten, und 2) zufolge seiner eigenen auch bis jetzt noch nicht von ihm abgeleugneten Schriften. Und diese Frage ward bejahet. Das heißt: es ward in der Monatsschrift gesagt: Herr Stark hat sich in der That verdächtig gemacht,

gen? Wie, und warum hätte uns so etwas einfallen können? Wir forderten ja nur, daß er diese verwirrte aber wichtige Sache aufklären sollte. Nur um die Sache war es uns zu thun, nicht um seine Person, die uns ja auf keine Weise im Wege stehen kann. Hätte eine gerade Aufklärung von seiner Seite auch ein noch so nachtheiliges Licht über seine damaligen Verbindungen, die er wenigstens seit 1777 ganz verlassen zu haben oft versichert, verbreitet; so mußte sie im Gegentheil eben deswegen seine ige Denfungsart bei dieser Aufdeckung in ein sehr vortheilhaftes Licht stellen. Die edle Elisa, welche, freilich unaufgefordert, kurz zuvor in der Monatssehr. (Mat 1786) sich über ihren frühern Hang zu Schwärmereien so unbefangen erklärt hatte, gab ihm ja dazu ein vortrefliches Beispiel. Auch sieht er dies selbst ein. Er sagt ja selbst, B. II, Abschn. 2. S. 86: „Wäre ich in solchen Konnexionen gewesen, so würde ich mir gar kein Bedenken daraus machen, es gerade heraus zu sagen. Denn, was ist darin großes schreckliches und unerhörtes, daß ein junger Mensch von einigen 20 Jahren in schlimme Hände fällt und mißgeführt wird? Dreist würde ich also jetzt in meinem 46sten Jahre sagen: Ja ich habe auch das Unglück gehabt, u. s. w. Ja ich würde mir kein Bedenken machen, diejenigen Verführer, die meiner unerfahrenen Jugend gemißbraucht, namentlich bekannt zu machen.“ — Und — denn

es ist ihm nun einmal nicht möglich, eine Sache bloß einmal zu sagen *) — S. 217: „Es wäre gar kein Wunder, und für einen jungen Menschen von 24 bis 25 Jahren ein sehr verzeihlicher Enthusiasmus gewesen.“ Auch vorher S. 181 unten; und nachher S. 324, f: Wenn diese Sache also so unbedenklich war, wie sie es wirklich ist; warum stellt er sie denn anderswo so bedenklich und schrecklich vor? — Nein, dieses Recht: über öffentlich bekannt gewordene gefährliche Dinge öffentlich seinen Verdacht zu äußern, muß (was auch die Schlossers dagegen sophistiren mögen) stets ungekränkt bleiben! muß weder durch gehässige Anschuldigungen, noch durch die verkehrt angewandte Stimme des Mitleids dem Wahrheitsfreunde entrissen werden!

Dieses Recht übten auch wir. Der Verdacht gegen Hrn. Stark ward bei uns im Julius 1786 geäußert, und mit Belägen aus seinen Handlungen, seinen Briefen, seinen Büchern, bestätigt. Aber alles dies, was zum Beweise angeführt ward, soll, wie er darauf sagte, anders gedeutet werden:

*) Es ist gar possirlich, wenn dieser ewige Wiederholer, der sich selbst belügt, um uns nur zu schmählen, S. 239 sagt: „Ich will das schon oben bewiesene nicht wiederholen. Ich schreibe, um Unschuld und Wahrheit ins Licht zu stellen; nicht aber, wie die Monatschriftsteller, um mich mit einigen Zellern zu bereichern, und um die Bogenzahl durch einige Wiederholungen unnöthig zu vermehren.“

werden. Hierauf können wir nicht bündiger antworten, als mit der gewiß unverwerflichen Autorität, die folgende höchst gerechte Entscheidungsworte aussprach:

„Daß dies, wofür es der Kläger ikt ausgiebt,
 „ein Spiel gewesen, daß alle diese Worte in
 „einem ganz andern Sinn verstanden werden
 „müssen: kann wahr sein. Allein, dies
 „folgt nicht aus dem äußern Schein; und
 „hiernach sind die Beklagten zu beurtheilen *).“

Wir

*) Worte der Entscheidungsgründe der Sentenz.

Man s. die letzte Seite unsers Prozesses. — Ich möchte den Sophisten sehen, der diesen höchst gerechten Hauptgrund der Entscheidung umzustößen vermöchte. Hr. Geh. Rath Schlosser zwar glaubt (D. Museum März 1788, S. 254) daß an unsrer Freisprechung nur die gute Laune der Richter gegen uns Schuld gewesen. Ach ja! es ist ein treffliches Ding um die gute Laune der Unparteilichkeit! Und die böse Laune, die grämlich, ärgerlich, misanthropisch, zänkisch, grillenhaft, und am Ende gar Vernunft- und Gründehasseud (*μισολογος*, wie Platon im Gegensatz von *μισανθρωπος* sagt), Paradoxienjagend und sophistisch macht, diese böse Laune, welche Hrn Schlosser baß plaget als ehemals der böse Geist den König Saul, diese macht freilich nicht sehr fähig zur Unparteilichkeit. — Indes, möchten wir doch einmal sehn, wenn wir nun von unsrer Seite Hrn Stark injuriarum verklagen wollten, wegen der obigen und einiger andern Stellen, ob, wenn H. Schlosser Richter in der Sache wäre, ob er bei aller seiner bekannten bösen Laune gegen uns sich wohl getraute, uns hierin Unrecht zuzuerkennen!

Glieder (welches alles der Herr Oberhofprediger hier unnöthig angebracht hat), das geringste beweiset. Sondern, um sich zu rechtfertigen, muß er darthun (nicht mit Machtsprüchen oder gar mit Schimpfreden versichern, : daß keiner seiner Ausdrücke und Schritte, die man in Anspruch genommen hat, nach den Regeln der Logik als verdächtig angesehen werden könne. Kann er dieses darthun; gut! so hat er sein Thema erwiesen. Kann er dieses nicht, so muß er einräumen, daß er sich damals wirklich in verdächtige Dinge eingelassen hat. Will er aber diesen entschuldigenden Unterschied nicht annehmen, will er seine damaligen und izeigen Schritte alle gleich vertheidigen; so bleibt in diesem Falle der Verdacht auch igt noch auf ihm liegen: aber auch weiter nichts als der Verdacht, denn die schlechteste Beschaffenheit seiner Vertheidigungsschrift erhebt den Verdacht gegen ihn nie zur Schuld. Läßt er sich aber gar wissentliche Unwahrheiten zu Schulden kommen, dann — ja dann setzte er sich freilich selbst in eine sehr schlimme Lage.

Nach diesen, wie uns dünkt, richtigen, und dabei sehr billigen Grundsätzen werden wir nun — zum Besten der Leser, die das ungeheure Werk nicht durchlesen können, und zum Besten der Wahrheit, welche durch diese Untersuchung doch etwas mehr wird ins Licht gestellt werden — die Gründe des Herrn Oberhofpredigers durchgehen, womit
er

er den von ihm selbst gegen sich erregten Verdacht abwälzen will. Wir werden unparteiisch anzeigen, welche Punkte er wirklich genugthuend von sich abgelehnt hat; aber dabei auch freimüthig erklären, welche ihn trotz aller seiner Bemühung noch immer drücken. — Es ist bekannt, daß der Verdacht wegen der Ordensgeheimnisse des Herrn Stark sich gründet:

- 1) auf seine das Klerikat betreffende Briefe, die im 2ten Bande des Anti St. Nikäse abgedruckt, und im Jul. 1786 der Monatsschrift excerpirt waren;
- 2) auf seine Korrespondenz mit Schröpfern, s. gleichfalls Jul. 1786 *);
- 3) auf seine maurerische Schriften.

Diese Stücke müssen und wollen wir durchgehen, um zu sehen wie der Herr Oberhofprediger sich darüber erklärt hat. Die Sache ist freilich zu weitläufig, als daß sie in einem Aufsatze könnte zu Ende gebracht werden. — Wir wollen sie einzeln, in der umgekehrten Ordnung, vornehmen.

I Herrn Starks maurerische Schriften.

Es kommt hierbei

- 1) auf die Zeit an: wann er diese Schriften geschrieben?

3 3

Dies

*) Dieser Aufsatz der Monatsschrift, und alle übrigen, welche Hrn Stark betreffen, sind mit abgedruckt in unserm Prozeß.

Diese Bestimmung der Zeit ist wichtig, weil Hr. Stark schon ehemals (in Meusels Annalen) und ist (im Prozesse und im dicken Buche) wiederholentlich erklärt: er sei seit 1777 aus aller mauererischen und Ordensverbindung. Als hiergegen wahrscheinliche Zweifel angeführt und um bestimmtere Erklärung gebeten ward, that Herr Stark, was er so oft statt zu antworten, thut: er schimpfte. (Abschn. 2, S. 244: „nicht nur ein „ausgemachter Bösewicht, sondern auch ein Erz- „ignorant von allen Seiten her, ein Nichtswürdiger, u. s. w.“) Indes ist dies Faktum doch in der That einer genauern Untersuchung wehrt. Seit 1777, also auch schon in Kurland, war H. Stark außer aller mauererischen Verbindung! Und ist, seit 1781, da er in Darmstadt ist, vollends. Er will aber doch nicht bloß sagen: daß er etwa keine Loge der untern drei Grade oder der eigentlichen Freimaurerei mehr besuche; zumal in Darmstadt, wo, wie er erzählt, keine Loge ist! Ihm einen Eid zu deferiren: ob er wirklich in Kurland nicht in Ordenssachen thätig gewesen ist, ob er nicht in Deutschland außer Darmstadt Ordensversammlungen beigewohnet hat, ob er nie mehr mit dem (wie er sagt, noch lebenden) Pylades, von dem seine Klerikatsvollmacht unterschrieben ist, über dies Klerikat korrespondiret, u. s. w. — dies wäre freilich ganz im Geiste des H. Stark, ist aber nicht unsere Sache. Wir nehmen nur die
öffent-

öffentlich vorliegenden Dinge zur Hand, und vergleichen sie. Und hier stoßen wir dann auf seine sehr bedenklichen Bücher. Wir haben ihm 4 derselben genannt: 1) Der Stein des Anstoßes, 1780. 2) Ueber den Zweck des Fr. M. Ordens, 1781. 3) Ueber die alten und neuen Mysterien, 1782. (Also Schlag auf Schlag, Jahr auf Jahr!) 4) Saint Nicaise, 1785. (Also noch so ganz neu!) Es ist ausgemacht, daß ein Mann, der solche Freimaurerschriften seit 1777 geschrieben hat, nicht mit Wahrheit sagen kann: er habe seit 1777 keinen Antheil mehr an Ordenssachen. Und eben so ausgemacht ist es, daß ein Mann, der sich wirklich ehrlich und nicht zum Scheine vertheidigen will, sich über diesen wichtigen Punkt gerade und offen erklären muß. Was thut hingegen der Herr Oberhofprediger? Er schimpft (S. 245, f.) gewaltig über diese geforderte Erklärung; er wagt aber doch nicht, ein einziges dieser Bücher abzuleugnen; er vertheidigt sie sehr weltschweisig; er sucht ihren Inhalt ganz unschuldig vorzustellen, immer mit der halben Einräumung: „gesetzt ich (Stark) sei auch der „Verfasser.“ Dies ist kein offenes Betragen der Unschuld. Jeder aber sieht wohl, daß man ihm mit Recht diese Bücher zugeschrieben hat; denn warum sollte er sie sonst nicht ableugnen? Ja noch mehr! Zwei derselben erkennt er für die seinigen: den Zweck des Freimaurerordens (S. 115,

Note; und S. 248); und die alten und neuen
 Mysterien (S. 250, unten). — Was folgt nun
 aus allen dem? Diese zwei Bücher gab er also,
 nach seinem eigenen Geständnisse, gewiß 1781
 und 1782 heraus; und die beiden andern auch
 höchst wahrscheinlich 1780 und 1785! Und den-
 noch konnte dieser Mann sich und die Wahrheit so
 ganz vergessen, daß er noch S. 83 schrieb: „Schon
 „seit 1777 habe ich an allen maurerischen Ver-
 „bindungen weiter keinen Antheil genommen;
 „und es ist mir sehr gleichgültig gewesen, was
 „unter den Freimaurern vorgehn mochte: daß
 „ich auch manchen meiner vormaligen Freunde,
 „wenn sie mir von dergleichen Sachen schrie-
 „ben, nicht einmal antworten mögen.“ Wer
 Bücher, die in der maurerischen Welt wirken sol-
 len, schreibt, wer sich den Zweck des Ordens zu
 bestimmen bemühet, wer vor einigen Systemen
 warnet, und auf andere dunkel hinweist: der
 nimmt doch gewiß noch wohl Antheil am
 Orden, nimmt wohl mehr Antheil daran als wer
 täglich die Logen besucht und sich öffentlich für ein
 Mitglied ausgibt. — Wir lernen aus diesem Um-
 stande demnach zweierlei: erstlich, daß der Herr
 Oberhofprediger wirklich noch seit 1777 sehr thä-
 tig im Orden gewesen, und es also vielleicht ist,
 ungeachtet aller seiner Betheuerungen, noch ist;
 und zweitens: daß er folglich, über diesen Punkt
 die Unwahrheit gesagt hat, welches uns kein
 großes

großes Zutrauen zu seinen Erzählungen von sich selbst, worauf wir hernach stoßen werden, einflößen kann.

Doch wir kommen 2) zu dem Inhalt der Schriften selbst.

A. Apologie des Freimaurerordens.

Dieses Buch erkennt Herr Stark völlig für das seinige an. Wir können es, wie man leicht denken kann, so wenig, wie seine spätern zum Theil noch bedenklichen maurerischen Schriften, ganz durchgehn; doch müssen wir ein Paar sehr seltsame Stellen, die er hat vertheidigen wollen, genauer ansehen. — Nichts kann wohl gefährlicher werden, als wenn die Mitglieder dieses Ordens, der nur Tugend und Religion zum Zweck haben kann, statt hierzu angefeuert zu werden, von weit entfernten wichtigen Geheimnissen hören, die wohl gar in der Fremde zu suchen sind, wohl gar in dem ausschließenden Besitze einer ungenannten Gesellschaft sich befinden sollen, und die in unbestimmten mystischen Ausdrücken angegeben werden, welche die Imagination anflammen und den gutmüthig suchenden jungen Bruder der Gaukelei eines Betrügers wohl vorbereitet zuführen. Dies hat sich auch der Herr Oberhofprediger zu Schulden kommen lassen; und seine Ausdrücke werden noch verdächtiger, wenn man bedenkt, daß er dem betrügerischen Schröpfer schrieb: er werde aus dieser Apologie und zwar aus diesen Stellen derselben

ben erkennen, was er für ein Mann (wer) der Verf. sei, er werde daraus sehen, daß er (der betrügerische Schröpfer) Herz zu ihm (dem H. Oberhofprediger) haben und frei mit ihm reden könne; und wenn man damit ähnliche Stellen in dessen frühern Briefen über die Klerikatsache vergleicht. Es heißt in der Apologie S. 23: „Ich besuchte „Logen in Deutschland, Frankreich und unterschiedenen andern Ländern, die ich hier zu nennen Bedenken trage.“ (Ein anspornender geheimnißvoller Wink!) „Ich fand endlich“ (nach langem Suchen und Reisen) „die Erfüllung meiner „Wünsche: ich erkannte die so tief versteckte Wahrheit.“ (Giebt es eine objektive isolirte Wahrheit? und die ist versteckt? wer hat sie versteckt? und man kann sie am Ende mit Suchen in den Logen finden!) „Ich lernte mich selbst, was um „mich war, und den auf der natürlichen und geheiligten Einheit gegründeten dreifachen „Grund näher erkennen.“ (Sich selbst, und was um uns ist, zu kennen, wird man nicht auf Vernunft, auf Studium, auf Bibel, sondern auf geheimnißvoll angedeutete Logen gewiesen! Und zu dieser allerwichtigsten Kenntniß wird die Kenntniß eines unbeschreiblich beschriebenen gegründeten Grundes gefügt! Ist dies letzte bloß ein heiliges Dunkel des sublimen Unsinn? oder ist ein bedeutlicher Sinn dahinter? In dem Briefe an den Gaukler Schröpfer versichert der Herr Oberhofprediger

prediger auch, das dreifach gekrönte Heiligtum zu kennen. Und in den Briefen über das Klerikat redet er von dem dreimal gesegneten Vater, zu welchem Eifer und Geduld nur wenige Ordensglieder durch einen glüklichen Führer bringen.) „Für nachdenkende Leser habe ich hiermit genug gesagt“ (nun! wenn das genug ist!) „und ist es eben so viel, als wenn ich sagte: ich erkannte, was der Orden war, und womit sich seine Geweihten eigentlich beschäftigen.“ — Hiergegen stehen die ikigen Betheurungen des H. Oberhofpredigers seltsam ab: daß er und Schwärzerei himmelweit von einander ständen; daß man ihn nie werde beschuldigen können, mystische Winke gegeben zu haben, u. s. w. Ueber die Stelle selbst erklärt er sich S. 331 so: „es seien bekannte Allegorien, die in mehreren Freimaurerreden und Schriften vorkämen.“ Allein, dies ist fürs erste nicht ganz der Fall; und fürs zweite ist es nicht einerlei, was einmal ein Bruder Redner thut, und was ein Mann, vor welchem ein so großer Ruf der Gelehrsamkeit und ein noch größerer Ruf wichtiger Ordenskenntnisse vorherging, in einer ausführlichen Apologie, welche so viel Aufsehn gemacht hat, sagt.

Merkwürdiger noch ist die Stelle S. 120. „Ich vermuthe aus verschiedenen Gründen, daß diejenigen, bei denen zu einer gewissen Zeit der Freimaurerorden seinen Ursprung genommen, und
„bei

„bei denen sich auch noch wahrhaftig“ (also „hier ist keine bloße Vermuthung) „die authentischen Stücke aus dem entferntesten Alterthum befinden, eifersüchtig oder vielmehr vorsichtig in Mittheilung ihrer Kenntnisse gewesen sind. Denen, an welche sie sich nicht vertrauen konnten, gaben sie hie und da einen kleinen Brocken hin; das Wahre behielten sie für sich!“ — Wer wird nicht begierig sein, dieses Wahre auch mitgetheilt zu erhalten. Aber wo findet man es? Der Freimaurerorden hat es nicht. Dieser besitzt nicht einmal die authentischen ältesten Aktenstücke. (Wahrlich eine feine Apologie des Ordens!) Das Wahre, die ächten Kenntnisse, die authentischen Stücke besitzt eine ungenannte Gesellschaft, bei welcher der Fr. M. Orden entstanden ist, und die ihm ihre Kenntnisse mitgetheilt hat. Es ist, als wenn der Verf. mit seinen Lesern Ball spielt: nun wird man wieder aus dem Fr. M. Orden herausgeschlagen, und zu einer unbekannten Gesellschaft hingeworfen. Noch verdächtiger aber wird die Sache, wenn man bedenkt: daß der Herr Oberhofprediger hier so ungewöhnlich positiv: wahrhaftig! spricht, daß man nothwendig annehmen muß, er kenne diese Gesellschaft. Noch verdächtiger, wenn man dazu nimmt, daß er 1767 als Kleriker, von einer ungenannten Loge „außerhalb Deutschland residierte, in welcher die Wenigen, welche sie regieren,

„ren,

„ren das innerste Geheimniß des Ordens be-
 „sitzen; und welche mit von Herrn Stark de-
 „pendirt, indem sie durch einen von uns (wie er
 „sagt) der Loge vorgeschlagenen Meister regiert
 „wird. Wir (sagt er daher) besitzen die höch-
 „sten Grade in der Fr. Maurerei, sind auch mit
 „ins Innerste eingegangen. Wir kennen das
 „Höchste des Ordens.“ — Was soll man hiezu
 sagen! Wer wird wohl nicht begierig, auf welche
 geheime, unbekannte, ungenannte Gesellschaft der
 Herr Oberhofprediger hier hindeute. Man höre
 man seine ganze ige Antwort, die Schimpfbrö-
 ter allein ausgelassen. S. 333: (ironisch) „der
 „Fr. M. Orden kann also wohl nicht zu einer ge-
 „wissen Zeit seinen Ursprung genommen haben; und
 „diejenigen, bei welchen er entstanden, können nicht
 „noch die authentischen Stücke desselben behalten
 „haben, u. s. w.“ (Mit einem u. s. w. fertigt er
 eine so wichtige Sache ab!) „Nach dem System
 „der strikten Observanz ist der Fr. M. Orden 1314
 „oder 1316 in Schottland entstanden.“ Und nun
 ein Trumpf, daß es hämische Dohheit eines Vas-
 quillanten sei, aus einer unverfanglichen Stelle
 Gift zu saugen. — Muß man nicht erstaunen!
 Freilich hat der Orden wohl, wie alles in der Welt,
 seinen Anfang gehabt; aber die Frage ist: ward
 er von einer andern Gesellschaft gestiftet? . . .
 Und welche Gedanken und Gefühle drängen sich
 nicht im Kopfe und Herzen jedes nachdenkenden Le-
 sers



Salomon Gessner *),

geboren 1730; gestorben d. 2. März 1788.

Mein Herz drängt mich, theuerster Biester, Ihnen eine Nachricht mitzutheilen, welche für jeden Freund der Wissenschaften, und des vaterländischen Ruhmes eine der wichtigsten, aber leider! auch eine der betrübtesten ist. So eben komme ich von dem Sterbebette unsers lieben und einzigen Salomon Gessners; und vielleicht ist, da ich dieses schreibe, schon seine große Seele bei den Unsterblichen. — Was ich hierbei fühle, das kann nur derjenige wissen, der Gessnern ganz so gekannt hat, wie ich; und Sie, liebster Biester, der Sie ihn doch wenigstens einen halben Tag ganz genossen haben, müssen es besser verstehen, als alle die, welche in ihm nur den Dichter und den Maler kannten. Für diese stirbt Gessner nicht; was diese bei der Nachricht von seinem Tode empfinden mögen, ist ein sanftes vorübergehendes Gefühl: so kalt und allgemein, als das Bild, wozu sie sich die Züge aus den Schriften des herrlichen Mannes zusammenlesen. Aber für uns, denen diese großen und edeln Gefühle in ihrer Individualität, und in so vielen mannigfach schattirten Lagen erschienen sind,

*) Man s. auch die treffliche Epistel dieses Verfassers an ihn, Berl. Monatsschr. 1787, April, S. 334.

sind, für seine edle Gattin und Kinder, welche der Seligkeit eines solchen Vatten und Vaters so empfänglich als würdig waren: für sie und uns stirbt Gessner eigentlich, für sie und uns ist der Schmerz über diesen Verlust so einschneidend und lebendig, als das Gefühl seines unschätzbaren Werthes.

Ich habe eben meine Thränen abgetrocknet; und suche nun einen Freund, mit dem ich mich von Gessnern unterhalten kann. Sein Sie es, lieber Biester, und lassen Sie sich, ich bitte Sie, mein unordentliches Geschwätz nicht ärgern. Ein andermal werde ich Ihnen vielleicht ein Wort von Gessners poetischem Werthe vorzulegen wagen, welches ich in einem ruhigern Augenblicke bereits geschrieben habe. Heute wird der Dichter, so theuer er mir auch sonst ist, von dem Menschen ganz aus meiner Seele verdrängt. Ich kann und mag mir gerade jetzt in Gessnern nichts denken, als den edeln, guten, lebenswürdigen Mann, und wenn ich mir auch den großen Mann denke, so geschieht es um seiner Einfachheit willen, die erst durch seine Größe ihren vorzüglichen Werth erhält.

Ach! es war einer von den süßen Augenblicken meines Lebens, als ich Sie im letztverwichenen Sommer zu ihm in seine waldigte Einsiedelei führte *). Ihnen bester Freund, der Sie mehr be-
rührte

*) Es war am 17 August 1787: ein mir unvergesslicher Tag! Gessner wohnte im sogenannten Silwalde, eine starke Meile von Zürich. D.

ühmte Männer in Ihrem Leben gesehen, und nicht bloß gesehen, sondern durchblift haben, öffnete sich gewiß die ganze Seele des großen einfachen Mannes, beim ersten Empfange. Ihnen konnte es unmöglich entgehen, wie er voll der herzlichsten Freude, Bistern zu sehen, es völlig vergaß, daß Sie gekommen waren, um Gessnern zu sehen. Aber desto besser sahen Sie ihn denn auch: und zwar von derjenigen Seite, welche den großen Mann krönt, und die man in seinen Schriften mehr ahnden, als deutlich lesen kann.

Ist Ihnen, mein Theurer, jemals ein Mann vorgekommen, der in seinem Betragen osger und einfacher, in seiner Güte zuvorkommender, und freier von aller Anmaßung gewesen wäre? Und dieses, was einen Mann von mittelmäßigen Verdiensten zum lebenswürdigen Manne machen würde; wie groß war es nicht an einem Gessner! Wer hätte in ihm den vom Kunstkenner bewunderten Maler, den von allen kultivirten Nationen angebeteten Dichter *), und den von Fürsten gefeierten Mann nur von weitem geahndet? Gewiß Sie nicht, nicht irgend einer von denen, welche Gessner würdig und fähig fand, ihn ganz so zu sehen, wie er war. Wären Sie zwanzig Jahre früher zu uns gekommen, so hätten Sie ihn leicht überz

*) Daß seine Werke in alle Europäischen Sprachen, selbst ins Portugisische, übersetzt sind, ist bekannt.

überraschen können, da er mit seinen Kindern spielte, und als Bär vor ihnen auf dem Boden herumkrabbelte. Noch im letzten Jahre war ein Tag, da er mit meinen Kindern, die er wie seine eigene liebte, sich eine frohe Stunde machte, und vor meinem auf der Geige kieluden Töchterchen mit seiner, in ihrer Art nicht minder großen, Gattin *) tanzte; und ich weiß, unter den vielen Tausenden, welche sich über diese Verletzung der Senatorischen Dignität geärgert haben würden, wäre Bießer nicht gewesen.

Und dieser gute, edle, liebe Mann, dem es eine Seelenwollust war, einen Menschen um sich zu haben, der die ihm natürliche Sprache verstehen, und auch ohne eine Glorie ihn sehen konnte; war denn doch so gefällig und herablassend, daß er gerne sich auch dem Schwachen näherte, gerne mit jedem in seiner Sprache redete, in so weit er es thun konnte, ohne der Würde eines weisen Mannes etwas zu vergeben. Tausende drängten sich zu ihm hin, welche für edle Simplicität und wahre Größe keinen Sinn hatten, und welche in ihm nichts als den Dichter, den sie jedoch auch nur dem Klange nach kannten, oder den witzigen Kopf, oder l'homme charmant, oder, was weiß ich wen? hielten; und alle gingen von ihm zufrieden fort, ohne daß ein Dritter, welcher wußte, wer Geis-

ner

*) Geborne Heidegger.

ner eigentlich war, in seinem Betragen mehr Grund zur Befremdung, als zur Bewunderung gefunden hätte. Wie oft hörte er einem elenden Gedahle von Kunst oder Geschmacke mit Geduld und schonender Güte zu, und spann aus dem schlechtesten Koffen unversehens einen Faden hervor, worüber der Eigenthümer des Stoffes, wenn er nicht blind war, erstaunen mußte! Wie gerne ließ er dem, der gekommen war, um ihn zu sehen, die Gelegenheit, sich ihm zu zeigen, unverdorben; und folgte willig dem Gange eines Gespräches, welches für ihn nichts weniger als unterhaltend sein konnte!

Dafür aber wird er vielleicht über den unmäßigen Ueberlauf bitter geklagt, und seine nahen und fernen Freunde gebeten haben, ihn mit häufigen Zuweisungen (Fürsten und Standespersonen ausbedungen) zu verschonen? — Gewiß denken Sie nicht so von ihm, lieber Meister. Seine Thüre stand jedem Fremden offen; aber keinem drängte er sich entgegen. Von jedem ließ er sich finden; aber er suchte niemand. Klagen von dieser Art hörten seine vertrauesten Freunde von ihm kaum jemals, außer wenn sie ihm mit ihrem Bedauern zuvorkamen; und auch so waren seine Klagen weder bitter, noch wortreich.

Ein solcher Mann, wie Gessner war, hängt niemals ganz von äußern Umständen ab; er sucht sein Vergnügen nicht, sondern schafft es sich selbst.

Die Lage, in welcher er sich befindet, muß bedauerlich sein, wenn er davon keinen Vortheil zu ziehen weiß; die Geschöpfe, die ihn umgeben, jämmerlich, wenn er in ihrem Umgange mehr Verdruß, als Behaglichkeit findet. „Ich sehe den „Menschen“,“ sagte er einst zu seiner Gattin, „nicht anders an, als wie ein Gemälde; wenn „das Gute darin überwiegt, so kann ich es mit „Vergnügen betrachten.“

Diese Güte war nicht bloß die Wirkung seines sanften Temperamentes, sondern wahre Lebensweisheit; so sehr auch Gessner ehemals. Sowohl in dieser, als in andern Rücksichten, von Vielen oft mißkannt ward. Ich erinnere mich noch sehr gut, daß in den ersten Zeiten seiner schriftstellerischen Laufbahn, beinahe die allgemeine Sprache von ihm diese war: „Herr Gessner sei ein trefflicher Poet, und ein guter guter Mann, aber „sonst eben nicht weit her.“ Ein gewisser sehr berühmter nun verstorbener Schriftsteller pflegte ihn von oben herab kaum jemals anders als den Daphnis zu nennen; und ein anderer versicherte: er sei so ganz Genie, daß er, außer seiner Sphäre, kaum drei zusammen zählen könnte. O der Menschenkennerei, die den Demant mißkennt, wenn er nicht kostbar gefast ist!

Solche schiefe Urtheile mochte vielleicht zuweilen Gessner selbst dadurch veranlaßt haben, daß er, zumal in seinen jüngern Jahren, sich um Et-

fette

Scenen und lange Reden voll der drolligsten Originalität von ihm zu Theile. Bei diesem allem haßte er weder nach dem Kredit eines Spasmachers, noch eines witzigen Kopfes. Gesellschaftliche Theilnehmung und Gefälligkeit waren es allein, die ihn dazu stimmten, so wie er überhaupt einer der anmaßungslosesten Menschen und von allem Ehrgeize rein war. So wenig voluminös seine unsterblichen Schriften auch sind, so würden wir wahrscheinlicher Weise kaum die Hälfte davon haben, wenn seine edle Gattin ihn nicht zuweilen gespornt hätte.

Sein Witz war immer heiter, seine Laune gutmüthig, seine Sarkasmen rein von Bitterkeit und Galle, und hatten bei allem Schneidenden doch immer den Anstrich seiner edeln, lebenswürdigen Seele. Wen sie trafen, der würde, wenn er kein Narr war, selbst mitgelacht haben. Einen der letzten hörte ich damals von ihm, als Er, und Meister, und ich, bei Steinbrücheln uns im vorigen Jahre bei einer Bouteille Champagner mit dem edeln braven Leuchsenring lekten. Wenn wir Engländer und nicht Schweizer wären, so würde ich ihn hersehen.

Auch den großen hellen Verstand und den so richtigen als scharfen Blick lernten alle die, welche mit ihm näher bekannt waren, je länger je mehr an ihm bewundern. Zwar urtheilte er, zumal in den letzten Jahren, nur selten; er drängte sich im

Gespräche

Gespräche nirgends hervor, und der herrschende Laut kam nie von ihm. Aber oft, wenn die Debatten hitziger wurden, und Gessner sich erwärmt fühlte, dann trat auch er sachte, aber fest hinzu, und schlug so treffend und schmetternd auf den Mittelpunkt der Streitfrage, daß sein Wort gewöhnlich das letzte blieb.

Aber den Mann, der von seinen großen Talenten, als Mensch und als Bürger, die beste und gewissenhafteste Anwendung machte, kannten selbst viele von seinen Freunden nicht genug. Denn auch hier ward seine Größe durch seine Einfachheit vor vielen Augen in Schatten gestellt. Als Magistratsperson war er nicht gewohnt zu sprechen, bloß um sich hören zu lassen, noch etwas zu wiederholen, was vor ihm schon zehnmal gesagt war: und als Gesellschafter pflegte er nie zu erzählen, was er als Richter gethan hatte. Aber wer ihn einmal öffentlich reden hörte, der fand es schon der Mühe werth, zu horchen, und verlor nicht gerne ein Wort. Wer sein Beisitzer in einem engern Kollegium war, der fand in ihm einen Mann, der mit tiefer Einsicht und warmer Theilnehmung über jeden wichtigen oder geringern Gegenstand der Berathschlagung urtheilte, und mit Muth und Festigkeit zu seiner Meinung stand. Und wen etwa ein Zufall zur Stunde einer gerichtlichen Untersuchung in sein Haus geführt hatte, der bewunderte den spähenden Blick, und den eindringenden Geist des For-

schers, und erstaunte, den gütigen nachsichtigen Freund, dessen Geschmaß und Urtheil seinem Herzen nicht immer unbestechbar waren, und den holden Sänger der Liebe und jedes sanften Gefühles, als Richter, gegen alle Bitten taub, und gegen die verführerische Stimme des Mitleidens unbeweglich zu sehen. Noch wenige Wochen vor seinem Tode sagte einer meiner liebsten Freunde zu mir: „Ich habe Gessnern immer bewundert und geliebt; aber, welch ein herrlicher, sublimier Mann er sei, das habe ich seit nicht viel länger als einem Jahre ganz verstehen gelernt.“

Schon vor zwanzig Jahren war Gessner einmal dem Tode ganz nahe. Er genas, und schrieb die herrliche Idylle Daphnis und Chloë. Lesen Sie dieses schöne Stück wieder; ich weiß, es wird Sie nun doppelt entzücken.

Zeit ungefähr einem Jahre machte die schwankende Gesundheit des theuern Mannes und verschiedene harte Anfälle von Hypochondrie seine edle Gattin und Freunde für sein Leben besorgt: und er selbst ahndete zuweilen sein nahes Ende. Indes erwartete er, wie Ihr Kamler so schön sagt:

gleich eines fremden
Mannes Besuche, den Tod mit Gleichmuth.
Noch in seiner letzten Krankheit verließ ihn die Gegenwart seines Geistes und seine fröhliche Laune nicht. Er ward letztern Donnerstag, da er eben aus dem Bette aufstehen wollte, von einem Schlag-

Auß



mancher individuellen Aeußerung seines guten, lebenswürdigen Herzens. Bald sehe ich ihn, wie wir auf der Bank vor seinem Hause, und er neben uns auf der steinernen Schwelle saß; bald, wie er meinem kleinen Sohne aus Schindelein ein Schiffchen schnitzte; und bald, wie er vom Tische aufstand, seinen Rock auszog, und mir ihn die Treppe hinunter entgegenwarf, als ich in der heissesten Tageszeit des schwülsten Sommers über den Berg zu ihm zurückkehrte, um unsern von uns beiden gleich sehnlich vom Gesundbrunnen zurück erwarteten Steinbrüchel bei ihm zu umarmen.

Auch Ihr wahrer, warmer Freund war er, theurester Biesler! Dies muß Ihnen jedes Wort und jeder Blick von ihm gesagt haben, von dem ersten Augenblick seines Empfanges im Silwalde, bis zu dem frohen Momente, in welchem er am Tische zu Thalwyl, im Beisein so mancher braven Männer, mit vollem Herzen auf die Gesundheit der Berlinischen Monatschrift trank. — —

Vorgestern Abends besuchte ich seine edle Gattin und Kinder. Es war für mich ungemein rührend, zu sehen, wie der Anblick derer, welche Gessner geliebt hatte, für sie seine Existenz gewissermaßen wieder ins Leben rief; wie der stille, sprachlose Gram sich allmählig in die sanften Gefühle der Wehmuth auflöste, und zum gerechten Lobe des gemeinschaftlichen Freundes beredter ward. Man sprach weniger von der Betrübniß, ihn ver-

loren,

loren, als von dem Glücke, ihn genossen zu haben; und er schien mehr sich entfernt zu haben, um sein Loß nicht zu hören, als auf immer von uns gewichen zu sein. Alle munterten sich auf, das Andenken des besten Freundes, in denen, welche er selbst geliebt hatte, durch gegenseitige Achtung und Freundschaft zu feiern. Das Eine brachte mir seine Pfeife, das Andre sein Federmesser, und ein Dritter sein von Gibal gezeichnetes Bildniß: und alle diese Gedächtnißzeichen meines verewigten Freundes werde ich eifersüchtiger aufbewahren, als der Aberglaube die Reliquien eines Heiligen. — —

Wenn Sie glauben, liebster Freund, daß mein Brief Ihre Leser interessiren könne, so hängt es von Ihnen ab, ihn in die Berlinische Monatschrift einzurücken. Ich schließe ihn gerade jetzt, da ich im Begriffe bin, Gessners irdische Hülle zum Grabe zu begleiten. Leben Sie wohl, und lieben Sie ferner

Büsch, im März 1788.

Ihren Freund
J. Jak. Gottinger.

s.

Ueber die Verbesserung der Stefenitz- fahrt.

Nicht jeder Liebhaber der Geographie Deutschlands wird wissen, daß es wirklich eine Wasserfahrt
von

von der Ostsee in die Elbe und von da in die Nordsee giebt: freilich nicht eine solche, als in dem neuen dänischen Kanal zum Zweck gesetzt ward, daß Waaren in Seeschiffen, ohne umzuladen, aus einem Meere in das andre übergehen könnten; aber doch so beträchtlich, daß 40 Barken fortdauernd mit dem Transport der Güter zwischen Lübek und Lauenburg *) beschäftigt werden. Diese Fahrt ward von Lübek ab bis Möllen in frühen Zeiten angelegt, über welche selbst Herr Becker in seiner so genauen und umständlichen Geschichte von Lübek Th. I. S. 307 uns ungewiß läßt. Desto gewisser bin ich eben deswegen, daß derselbe der erste Versuch dieser Art in Europa gewesen ist. Im J. 1390 ward eine zweite Fahrt von dem Möllener See südwärts nach der Elbe zu zwischen Herzog Erich von Lauenburg und der Stadt Lübek beredet, und in den nächsten zehn Jahren vollführt. Aber weil man es damals nicht besser verstand, wurden beide Fahrten bloß mit Stauschleusen versehen. Die jetzige Beschaffenheit des ganzen Kanals stellt Herr Högrewé in seiner Beschreibung von Kanälen S. 38 ff. richtig und genau dar. Er hat in allem 14 Stau- und 3 Rastenschleusen, durch welche die Schiffe von Lübek her 57 und von der Elbe her 45 Fuß zu steigen haben. Sowohl die berlinische als die homannische Karte des Herzogthums Lauenburg stellen den Ort dieser Schleusen mit ihren Benennungen ziemlich richtig dar. — Nach längst bestehenden Vergleichen werden die nordlichen

*) Die Fahrt geht von Lübek aus der Trave in die Strefenis, welche in den Möllenschen See endigt, und von da durch die Delvenau nach Lauenburg in die Elbe.

nördlichen Schleusen an der Stefenitz alle ganz von Lübek, die südlichen gemeinschaftlich von Lauenburg und Lübek unterhalten. Auf dem ganzen Kanale steht die Fahrt nur den Lübekern zu, die aber nicht in die Elbe gehen, sondern ihre Waaren zu Lauenburg in dortige Schiffe umladen müssen, und von diesen die von Hamburg kommenden Waaren übernehmen.

Nicht so sehr dieß Umladen, als die unvollkommene Beschaffenheit des Kanals selbst, macht diese Fahrt so beschwerlich und langwierig, daß gar keine andre Güter von Einer der beiden Städte zur andern in diesem Wege gehen, als solche, die zu schwer für die Landfracht in Verhältniß zu ihrem Werthe, und die kein Gegenstand irgend einer Spekulation sind, welche durch den Zeitverlust vereitelt werden könnte. Weil auch nur unbedeckte Barken in dieser Fahrt gebraucht werden, so müssen die Waaren von der Art sein, daß sie von keiner bösen Witterung leiden können. Sehr gewöhnlich ist der Preis aller Getreidearten in Lübek 10 Prozent geringer, als in Hamburg. Aber dennoch kann Hamburg keinen Vortheil davon ziehen, bevor der Unterschied nicht wenigstens 15 Procent beträgt. Denn die Landfracht nimmt, so wohlfeil sie auf dieser Straße an sich ist, den Vortheil gewöhnlich ganz weg; und der Kanalfahrt kann man sich nicht bedienen, weil man einerseits nicht weiß, wie bald man das Korn in Hamburg haben werde, anderseits ein einziger Regen, der es auf der langen Reise betrifft, es durchaus verderben würde.

Die Schwierigkeiten der Fahrt auf einem bloß mit Stauschleusen versehenen Kanal sind bekannt genug; insonderheit diese: daß das Wasser so leicht fehlt, da man bei jeder Durchfahrt eines oder mehrerer

rerer Schiffe den vollen Strom abschließen lassen muß. So überflüssig reich der Wasserichak, der den Kanal füllt, für denselben sein würde, wenn er gute Zapfschleusen hätte; so wenig reicht derselbe in trockenen Jahreszeiten für den jetzt notwendigen Aufwand des Wassers zu, und sehr oft muß daher manche Woche Tage lang ganz stille liegen, und auf neuen Anwachs des Wassers warten. Sehr oft frieren auch darüber die im Herbst abgesandten Güter für den ganzen Winter ein. — Die Ufer des Kanals sind jetzt ganz in ihrem natürlichen Zustande. Feuchte weiche Wiesen umgeben ihn, zwischen welchen die Steinfurz in ihrem ursprünglichen Bette sich in solchen Krümmungen windet, daß der Weg dadurch ungemein verlängert wird.

Unter solchen Regenten, als die brandenburgischen Staaten seit anderthalb Jahrhunderten gehabt haben, würde diesem Kanal vorlangst eine brauchbarere Beschaffenheit auf die Art gegeben worden sein, auf welche alle neuere Kanäle angelegt sind. Aber es ist auch nicht die Schuld Königs Georg III., daß dieß bisher nicht geschehen ist. Schon seit wenigstens sechs Jahren sind auf dessen Befehl die Pläne und Anschläge dazu vom Herrn Ingenieurhauptmann Götzow vollendet. Diefen zufolge würde der Kanal so umgebaut werden, daß 1) ihm ein ganz neues Bette in möglichst gerader Richtung gegraben würde. 2) Er würde auf beiden Seiten gebahnte Wege oder Trottoire (Hufschlag, Treidelstiege) bekommen, und alle Schiffe bequem und schnell von Pferden gezogen werden, und immer sicher in zwei Tagen von Lübeck an die Elbe und umgekehrt gelangen können. 3) Er würde weniger, aber lauter gute Zapfschleusen, bekommen; und

















Diese Anlage, so eingeschränkt auch ihr Umfang ist, macht dennoch sowohl dem Geist als dem Herzen ihres Anbauers viele Ehre. Auf ein Herz, welches gegen die schuldlosen entzückenden Eindrücke der schönen Natur nicht unempfindlich ist; auf ein solches Herz blift auch der Vater der Natur mit Wohlgefallen herab. Denn nur die durch sinnliche Betäubungen stumpf gemachten Seelen, Menschen von rauhen Sitten und hartem Charakter verschließen sich gegen die Einwirkung der Natur, mit welcher doch alles in so nahem Verhältnisse steht. Ein rechtschaffenes Herz aber, in welchem wilde Leidenschaften noch nicht alles Gefühl erstift haben, wird sie mit ihrem milden Einfluß erfreuen. Nur durch Verfeinerung des Gefühls und der Sinne, durch gereinigten Geschmack, durch edles Selbstgefühl, durch verbesserte Sitten und Liebe zum Ausländigen wird man ein Freund der ländlichen Grazie, und lernt die Eindrücke ihrer Schönheiten richtig empfinden, — wie Probst sie empfand! Er, der den Charakter dieses Hains durch Denkmähler ächter Tugenden: der Freundschaft, der Andacht, der Genügsamkeit, verstärkte, und der durch erfrischende Schatten die Nachgebliebenen zum Genuße sanfter Freuden einlud!

— — — — — Leicht müsse die Erde
Den Gebeinen des Redlichen sein! Süß ist uns sein
Wäldchen,

Süß der Schatten. —

K. W. Zennert.



Date		Page		No.	
1900		1		1	
1901		2		2	
1902		3		3	
1903		4		4	
1904		5		5	
1905		6		6	
1906		7		7	
1907		8		8	
1908		9		9	
1909		10		10	
1910		11		11	
1911		12		12	
1912		13		13	
1913		14		14	
1914		15		15	
1915		16		16	
1916		17		17	
1917		18		18	
1918		19		19	
1919		20		20	
1920		21		21	
1921		22		22	
1922		23		23	
1923		24		24	
1924		25		25	
1925		26		26	
1926		27		27	
1927		28		28	
1928		29		29	
1929		30		30	
1930		31		31	
1931		32		32	
1932		33		33	
1933		34		34	
1934		35		35	
1935		36		36	
1936		37		37	
1937		38		38	
1938		39		39	
1939		40		40	
1940		41		41	
1941		42		42	
1942		43		43	
1943		44		44	
1944		45		45	
1945		46		46	
1946		47		47	
1947		48		48	
1948		49		49	
1949		50		50	
1950		51		51	
1951		52		52	
1952		53		53	
1953		54		54	
1954		55		55	
1955		56		56	
1956		57		57	
1957		58		58	
1958		59		59	
1959		60		60	
1960		61		61	
1961		62		62	
1962		63		63	
1963		64		64	
1964		65		65	
1965		66		66	
1966		67		67	
1967		68		68	
1968		69		69	
1969		70		70	
1970		71		71	
1971		72		72	
1972		73		73	
1973		74		74	
1974		75		75	
1975		76		76	
1976		77		77	
1977		78		78	
1978		79		79	
1979		80		80	
1980		81		81	
1981		82		82	
1982		83		83	
1983		84		84	
1984		85		85	
1985		86		86	
1986		87		87	
1987		88		88	
1988		89		89	
1989		90		90	
1990		91		91	
1991		92		92	
1992		93		93	
1993		94		94	
1994		95		95	
1995		96		96	
1996		97		97	
1997		98		98	
1998		99		99	
1999		100		100	

The image is a highly degraded scan of a document. It features a header area at the top, likely containing a title or page number, which is now unreadable. Below the header is a large table with several columns and rows. The content within the table is completely illegible due to the extreme blurriness and low resolution. The table appears to be a data table, possibly with columns for dates, names, and various numerical or categorical data points. The overall appearance is that of a formal report or a data sheet that has been poorly scanned.



Berlinische Monatschrift.

I 7 8 8.

Fünftes Stük. Mai.

I.

Paroleverordnung Sr. Excellenz des
Herrn Generals von der Infanterie
und Gouverneurs dieser Residenzien
von Möllendorf, einige Tage vor
Ankunft der Beurlaubten.

Da die meisten unter uns, meine Herrn, jetzt hier
versammelt sind, und wir alle nun in wenigen Tagen
unsere Beurlaubte erwarten, wodurch die dies-
jährige Exerzierzeit bestimmt wird; so macht es
mir Vergnügen, meine Freunde, Sie sämmtlich
vorher noch auf diesen edlen Theil der Nation
aufmerksam, Ihnen den großen Werth dieser
Menschen so ganz fühlbar zu machen. Der
Preussische Dienst ist von je her unter allen übr-
igen der vollkommenste gewesen; und wir wissen es
Berl. Monatschr. XI. B. 5. St. E c alle,

[illegible]



5 Dir das Haar zu schmücken; von Silber glänzen
Meine Wände; heiliges Grün umgürtet
Den Altar; der sehulich das Blut des fetten
Lammes erwartet.

Alles Hausgesind' ist geschäftig: hiehin
10 Dahin laufen Knechte vermischt mit Mägden,
Unterdeß die prasselnde, glänzende schwarze
Wolken emporwälzt.

Weißt du, welch' ein Fest dich erwartet? Feyerlich
Sollst du heut den Tag, der der meergebornen
15 Venus frohen Monath April theilt: festlich
Mir, und so heilig,

Als der eigne Tag der Geburt uns sehn kann:
Und mit Recht so heilig: ein neues Jahr hängt
Sich mit diesem Morgenroth an das Leben
20 Meines Mäcenass. —

Den du förnst, den Telephus, einen Jüngling
Reber deinen Stand; hat ein reiches Mädchen
Voller Jugendfeuer mit angenehmen
25 Banden bestricket.







Macht anvertrauet ist, der Allmacht des Goldes nicht widerstehen können.

B. 25. Der verbrannte Phaethon lehrt den Ehrgeiz zähmen.) Anstatt zu sagen: Wenn du dich mit dem Telephus in ein Liebesverständnis einlässest, so faunst du in die größte Gefahr gerathen, schreckt der Dichter seine Phyllis durch das Beispiel Phaethons, welchen Jupiter mit dem Blitze von dem Sonnenwagen, den er bestiegen hatte, herunterschleuderte. Hierdurch giebt er noch deutlicher zu verstehen, daß dieser Jüngling, den er Telephus nennt, aus einem sehr mächtigen, vielleicht aus dem mächtigsten Hause sey.

B. 26. Des reitenden Erdensohnes Fall vom hohen Pegasus.) Bellerophon, der nur ein erdgeborener Reiter war, hätte auf dem geflügelten Pferde sich nicht zu hoch schwingen sollen. Du, meine Phyllis, will der Dichter zu verstehen geben, bist in Bellerophons Fall, bist von niedrigem Stande: du darfst dich also nicht zu einer solchen Höhe erheben.

Nach der Erzählung der Fabellehrer wollte Bellerophon, nachdem er die Chimära bezwungen hatte, mit dem Pegasus in den Himmel fliegen: Jupiter aber ließ das Pferd durch eine Brämse stechen, daß es wild ward und seinen Reiter in eine wüste Gegend herunterwarf.

B. 35. 36. Süße Gesänge lindern Kummer und Trübsinn.) Dieses scheint ein allgemeiner Spruch zu seyn; hier aber bedeutet er, Phyllis soll sich den Kummer über ihre fehlgeschlagene Hoffnung durch Saitenspiel und Gesang vertreiben.

Kamler.

3.

Denkwürdigkeit aus dem Leben Herzogs Leopold von Braunschweig.

Bei allen den tiefen, für Menschheit und Zeitalter so rühmlichen, Eindrücken, welche die bekannte Todes-



Leidenschaftlich war die Unternehmung wohl unstreitig; alles aber kommt darauf an: welche Leidenschaft ihre eigentliche Triebfeder war? Wer den Herzog, und seine Sinnesart, und seine Handlungen, und die Art wie er sie ausübte, je in der Nähe gekannt hat; oder wer sie auch nur aus der mit so vieler Wahrheit als Würde abgefaßten Berliner Denkschrift hat kennen lernen: der wird keinen Augenblick zweifeln, daß diese Leidenschaft von nicht verdächtiger, daß sie von der edelsten Art gewesen sei. Kurz: „seine einzige herrschende Leidenschaft war Menschenliebe; und diese beherrschte ihn so, daß alle andre Neigungen davon gleichsam verschlungen wurden. Diese auszuüben, war das einzige Vergnügen, was er kannte; und diese immer noch thätiger zu machen; die höchste Glückseligkeit, die er sich zu denken wußte.“ So entwarf der ehrwürdige Jerusalem, der Beobachter, Lehrer und Freund des Herzogs von Kindheit an, den Hauptzug seines Charakters; und traf ihn so ganz!

Zur Leidenschaft gewordne, und nun durch dringenden Anlaß zur That aufgeforderte Menschenliebe giebt, so wenig als irgend eine andre wirksame Leidenschaft, der kalten Ueberlegung Raum. Auch von ihr gilt das, was Metastasio so wahr als glücklich von der Liebe überhaupt sagt:

Non ha ragione amore;
 E se ragione intende,
 Subito amor non è.

Diese Betrachtung, denk' ich, giebt für sich schon Aufschluß genug über die eigentliche Triebfeder der letzten Unternehmung Leopold's; rechtfertigt sie aus Gründen, die aus den Quellen der menschlichen Natur und seines einzelnen Charakters geschöpft, nicht durch spitzfindige Diedererkunst herbeigezogen sind; setzt den sich aufopfernden edeln Herzog in einen Gesichtspunkt, worin er so ganz zugleich als Mensch und als Menschenfreund glänzt. — Aber, es war doch noch ein höherer Grad des Verdienstes bei dieser That möglich; und wie? wenn der Herzog auch diesen erreicht hätte? Wie? wenn sein Entschluß, Nothleidende mit eigener Todesgefahr zu retten, nicht etwa nur augenblickliche leidenschaftliche Aufwallung, sondern durch Grundsätze gebildeter und gerichteter leidenschaftlicher Hing; wenn der Gedanke solch einer heroischen That längst bei ihm genährter, längst herrschender Gedanke gewesen wäre? Und wenn dies vollends nicht bloße Voraussetzung, sondern eine aufs gewisseste beaufundete Thatsache wäre? — Dies ist zum Glück wirklich der Fall.

Herzog Leopold's vieljähriger Erzieher, Freund und Gefährte, ein durch Geist und Herz dieses dreifachen Vorzugs würdiger Mann, begleitete ihn den 9ten Januar 1776, von Braunschweig nach
 Pots-



den Herzogs so vorzüglich ausgezeichnet haben.
Hier ist also eine treue Kopie jener Urkunde, deren
Original sich in meinen Händen befindet.

Braunschweig,
den 25ten März 1788.

Eschenburg.

„Durchl. des Prinzen Leopold geäußerte
„Gedanken bei seiner am 9ten Januar
„1776, im 24sten Jahre seines Al-
„ters, angetretenen Reise nach Pots-
„dam, um das ihm konferirte Regi-
„ment zu übernehmen.“

„Um Mitternacht fuhren wir ab; und gleich
„vom Anfange der Abfahrt war der Prinz ganz
„außerordentlich stille, sprach gar kein Wort, und
„fast rührte sich derselbe auch nicht. Diese unge-
„wöhnliche Stille befremdete seinen Begleiter um
„so mehr, da der Prinz auf allen seinen Reisen
„beständig eine besondre Heiterkeit, und durchgän-
„gig das vergnügteste Humör gezeigt hatte; daher
„sie mich dlesmal um so viel aufmerksamer, und
„fast besorgt machte. Jedoch rechnete ich solche
„dem kurz vor der Abreise genommenen Abschiede
„von den Eltern zu; oder auch glaubte ich, daß es
„vielleicht eine Ermüdung sein könnte, weil der
„Prinz den Tag vor der Abreise es sich zur Pflicht
„gemacht hatte, von allen seinen Lehrern und gu-
„ten Freunden selbst Abschied zu nehmen, und das

B. Monatsch. XI. B. 5 St.

D d

„her

„her ist vielleicht eingeschlafen sein möchte, welches ich der Dunkelheit halber nicht sehen konnte.

„Fast nach zurückgelegter erstern Station, und
 „also nach guten zwei Stunden, unterbrach der
 „Prinz das Stillschweigen mit einmal, und mit
 „außerordentlicher Lebhaftigkeit, ungefähr in diesen
 „Ausdrücken: „Ich habe mich diese Zeit über
 „genau besonnen, ob auch wohl Jemand in Braun-
 „schweig zurückgeblieben sein möchte, der von mir
 „beleidigt und mißvergnügt sein könnte. Hieran
 „ist mir gewiß viel gelegen, mich darauf zu be-
 „sinnen; und wenn Sie mir darin helfen könnten,
 „so werden Sie mir den letzten und wesentlichsten
 „Dienst erweisen. — So, wie ich jetzt
 „aus meines Vaters Hause gegangen bin, so will
 „ich mit Gottes Hülfe dereinst aus der Welt gehen.
 „Beide Abreisen haben viel Aehnlichkeit
 „alsdann mit einander; wenigstens für mich,
 „wenn ich werde überzeugt sein können, daß ich
 „keinen Menschen beleidigt, und unvershnt,
 „und, so viel es mir in meinem Leben nur möglich
 „sein wird, hülflos zurückgelassen habe. —
 „Wie ruhig werde ich alsdann nicht dem Eintritt
 „in die Ewigkeit, so wie jetzt dem Schritte
 „in meinen Beruf dieses Lebens entgegen gehen
 „können! — Der Gedanke, Jemanden in
 „meinem Leben wesentlich zu helfen, und, wo
 „möglich, desselben Leben zu retten, liegt mir
 „von jeher immer im Sinne. Noch ist mir solch

„eine



Nachschrift der Herausgeber.

Am Ende vorigen Monats, am Jahrestage des edlen Herzogs, Den man durch vorstehenden wichtigen authentischen Aufsatz noch genauer kennen, noch mehr bewundern lernt, — ist nun das dritte Fest der Leopoldsfeier in der Garnisonsschule zu Frankfurt an der Oder begangen worden. Auf dem letzten Blatte der Berlinischen Denkschrift ward die Berechnung aller Einnahmen und Ausgaben bis zum 14 März 1787 fortgeführt; seitdem sind noch viele Ausgaben vorgefallen, durch die erforderliche Umsehung des Kapitals von Brandenburgischer Kurrent in Gold, durch den Ausfall einiger Monate Zinsen, und durch andere Kosten, deren Aufführung hier zu weitläufig und uninteressant sein würde; und worüber wir nur kurz sagen wollen: daß die unternehmende Gesellschaft für die Bestreitung aller derselben gesorgt hat. Ist ist das Kapital von sechstausend Rthlr. bei der Hochlöbl. Burmärkischen Landschaft, zu fünf Prozent, und unablässlich, belegt worden; die jährlichen Zinsen betragen dreihundert Rthlr. Brandenb. Kurr., welche der Stiftung gemäß, zum Gedächtnisse des unvergeßlichen Prinzen und zum Besten der von Ihm eingerichteten Frankfurter Garnisonsschule, verwandt werden. Der zweite Lehrer dieser Schule ist seit vorigem Jahre von der Stiftung angesetzt; das Fest selbst geschieht bekanntlich auf folgende Art: Die Schulkinder (gewöhnlich 300 und darüber) versammeln sich den 27 April feierlich; der Feldprediger des Regiments hält ihnen eine dem Tage angemessene Rede; es werden für 10 Rthlr. der nützlichsten Schul- und Lesebücher unter sie ausgetheilt; jeder Lehrer be-

kdmmt



Klopstock's Antwort an die *Société
Exégétique & Philanthropique*
zu Stockholm*).

Meine Herren,

Weiland Masius (denn zur Weilandschaft gedeiht es mit solchen Herren gewöhnlich sehr bald, meine Herren,) Masius schickte mir einst auch, ich weiß nicht mehr was von seinem Gedruckten. Auch er that mir die Ehre an, daß er nicht wenig von mir erwartete; denn er nannte mich mit dem zutraulichen Du. Ich dachte, den Briefwechsel dadurch, daß ich nicht antwortete, gleich in der Geburt zu ersticken. Ich irrte mich. Ein zweites Sendschreiben

*) Die bekannte Gesellschaft in Stockholm, welche, um die Sache desto eifriger von zwei Seiten zugleich anzugreifen, die Swedenborg'schen Träumereien mit den Magnetistischen Grillen in Verbindung zu bringen gewußt hat (man s. das Neue Jerusalem in der Monatsschrift 1788 Jänner S. 28), hat ihren darüber gedruckten französischen Brief (s. eben das.) haufenweise in Europa an Akademien und einzelne Gelehrte versandt, um dieselben zutrauensvoll zu dem Großen Werke einzuladen. Auch dem großen Dichter Deutschlands, dem Jüngling der heiligen Muse, schickte die Gesellschaft ihre Einladung; aber — hier ist seine Antwort. A. d. S.



ungedruckten ein neues Licht aufgehen, (Auch auf diese zielt wohl Ihre Petchiersonne mit den entweihten Sprüchen, außerdem, daß sie ein Bild der Ihrigen ist.)

Swedenborg war einmal in Kopenhagen. Unsere Damen ließen mich nicht eher in Ruhe, als bis ich ihn besuchte; denn mir selbst lag nichts daran, ihn zu sehn: er war kein Gegenstand der Neugierde für mich. Wem sind Leute, die der Stolz auf diese Art verwahrloste, nicht schon aus der Geschichte bekannt? Ich fiel gleich Anfangs dadurch bei ihm in Ungnade, daß ich zum Ankauf seiner theuren Quartanten keine Lust hatte. Ich schritt gleichwohl zur Sache, und bat ihn, sich mit einem meiner verstorbenen Freunde zu besprechen. Er sagte mit einem Tone, der noch langweiliger, als seine Art sich auszudrücken, war: „Wenn Ihre
„Königliche Majestät, der jetztregierende König von
„Dänemark, Friederich der Fünfte“ (ich setze kein Wort hinzu) „mir allergnädigst beföhlen, mit
„Höchstderoselben verstorbenen Gemahlin, Ihre
„Majestät, der Königin Lulse“ . . Ich unterbrach ihn: „Wer also kein Fürst ist, dessen Freunde mögen
„immer in der anderen Welt sein; der Herr
„von Swedenborg würdiget sie seines Gespräches
„nicht. Ich ging; er sagte noch: „Wenn Sie
„weg sind, so bin ich gleich wieder in der Gesellschaft der Geister.“ „Ich hätte Unrecht,“ antwortete ich, „wenn ich nicht eilte. Denn Sie sol-

„lern

„len durch mich keinen Augenblick verlieren, den Sie
„in so guter Gesellschaft zubringen können.“

Ich weiß wohl, daß in der Vorrede zu Swed-
denborgs Schriften kein Wort von diesem Besuche
vorkommen wird; aber deswegen erzähle ich Ih-
nen auch nicht davon, sondern allein in der Absicht,
damit Sie desto genauer einsehen, daß ich des Zu-
trauens, welches Sie mir gezeigt haben, völlig un-
würdig bin. Ich muß noch hinzusetzen: daß selbst
Männer, die ich mir über Ihnen und Swedenborg
denken kann, nicht im Stande wären, mich zur
Annahme und Ausbreitung solcher Meinungen, wie
die Ihrigen sind, zu erniedrigen. Und wenn ich
nun vollends darauf verfallen könnte, diese Mei-
nungen nicht für die Ihrigen, wenigstens nicht für
die der ganzen Gesellschaft, zu halten? Sie wer-
den dies Argwohn nennen, den aber die Schwäche
des Alters entschuldige. So verzeihen Sie es denn
einem Manne, der es nicht nur durch jene Schwä-
che, sondern auch dadurch entschuldigen kann, daß
ihm schon in seiner frühesten Jugend bei Untersu-
chung der Wahrheit der Zweifel heilig gewesen ist.
Ich habe die Ehre zu sein,

Meine Herren,

Ihr

Hamburg,

den 17. Oktbr. 1787.

gehorsamster Diener

Klopstock.

f.

Herr Oberhofprediger Stark.

(Fortsetzung; man f. April S. 319, f. f.)

I. Herrn Starcks maurerische Schriften.

B. Stein des Anstoßes und Fels der Aerger- niß, 1780.

Dieses äußerst heftig gegen das templarische System geschriebene Buch wagt der Herr Oberhofprediger, der doch sonst bekanntlich eben nicht blöde oder delikat in dem ist, was er sagt und thut, — wagt er nicht abzuleugnen. Man f. sein dieses Werk, Th. II, Abschn. 2, S. 81, und S. 245, f. An beiden Stellen will er sich nicht darüber erklären, ob er der Verfasser ist: er, der doch so dreist behauptet, ganz unbefangen bei allen seinen Schritten zu sein; und an beiden Stellen vertheidigt er sich, gesetzt daß er der Verfasser sei. Welch ein Verfahren für einen offenen Mann! Man steht wohl, daß er nur darum sein Buch nicht ableugnet, weil er es nicht ableugnen kann und darf, weil zu Viele das Gegentheil wissen, und es gegen ihn bezeugen können. — Muß man ihn also für den Verfasser halten; so wird die, nirgend von ihm deutlich erklärte, Sache seines Klerikats noch immer dunkler. Denn im J. 1767 schrieb er in den bekannten Anti St. Nikäastischen Briefen an
die

die Tempelherrn: die Kleriker allein besäßen das wahre Geheimniß des Ordens; 1780 in dem vorliegenden Buche schimpfte er, der Kleriker, bitter auf die Tempelherrn; und ist 1787 in seinem dicken Werke sagt er: die Kleriker hätten von Anfang an zum templarischen System gehört und hätten zur Emporbringung des Tempelherrnordens gearbeitet *). Wie soll man sich aus diesem

*) Abschn. I, S. 174: „Ich habe verschiedene Jahre zu dem Tempelherrnorden und dem Klerikat desselben gehört.“ Daß dieser Orden in der Freimaurerei allgemein angenommen gewesen: S. 176, 179. Von S. 180: woher er die Fortdauer des Tempelherrnordens geglaubt. S. 206: „Wir Kleriker waren zwar unbekannt mit der ganzen Einrichtung des Observanzsystems, aber doch so viel unterrichtet, daß auch die Freimaurer der strikten Observanz den Tempelherrnorden in der Maurerei zu finden glaubten.“ S. 248: „Die Kleriker glaubten auch, wie die Ritter, den Orden der Tempelherrn in der Maurerei zu finden; und suchten hiernächst diesen Orden seiner ersten Einrichtung so nahe zu bringen, als — nur immer möglich war.“ Abschn. 2, S. 68: „Da wir Kleriker noch nicht selbst einmal mit Gewißheit wußten, ob die Leute, mit welchen wir uns eingelassen hatten“ (die Freimaurer von der strikten Observanz), „auch wie wir, und so manche andere Freimaurer, den templarischen Orden mit der Maurerei verbanden, u. s. w. —“ Dies widerspricht zwar dem so eben aus S. 206 angeführten geradezu: Dort mußten sie, daß die Observanz das templarische System annahm, hier wußten sie es nicht. So spricht ein Mann,





der im Anti St. Nikäse abgedruckten Starkisch-
Klerikalischen Briefe, und dem Freunde der ge-
nannten beiden verstorbenen Männer), und mit-
telbar dadurch auch uns *) wehe zu thun. Wie
niedrig

*) Bis zum Ekel oft kommen, statt vernünftiger Wi-
derlegungen, Angriffe auf Hrn. Kessler v. Sprengs-
eisen vor, welche uns kränken sollen; und wobei
der Herr Obristlieutenant unser Waffenträger
u. s. w. genannt wird. — Die Sache ist diese. In
der Leipziger Ostermesse 1786 erschien der 2te Theil
des Anti St. Nikäse, mit des Bruder Archidemi-
des vom fuchsrothen Adler, d. i. des Herrn
Oberhofpredigers Stark, presbytero-klerikali-
schen Briefen. Wir lasen sie, wie jeder Leser that;
und zeigten sie an, wie jeder Rezensent thun konn-
te und zum Theil gethan hat. Vor Erscheinung
dieses Buches aber (wie wir auf Ehre und Gewis-
sen bezeugen können! — kann Hr. Stark das Ge-
gentheil beweisen, so trete er auf und beschäme
uns!) vor Erscheinung des genannten 2ten Theils,
wußten wir nichts von der Existenz dieser Briefe,
nichts von dem Vorhaben sie herauszugeben, nichts
von dem Besitzer derselben, nichts von dem Ver-
fasser des Buchs, nichts von dem Herausgeber!
wir konnten also unmöglich den geringsten Einfluß
auf die Erscheinung dieses Buches haben! — Frei-
lich stehe ich mit dem Hrn. Obristlieutenant in
Briefwechsel, wie der Herr Oberhofprediger glük-
lich entdeckt und seinen Lesern erzählt, ja zum Be-
weise dieser wichtigen und unglaublichen Thatsache
sogar einen ihm in die Hände gefallnen Brief, der
dies bestätigt, unter den Beilagen hat abdrucken
lassen. Aber ich behaupte (und wenn er kann, so
mag er mich beschämen!), daß ich vor Erschei-
nung des genannten 2ten Theils nie in Briefwech-
sel und überhaupt in keiner Art von Verbindung,
weder

Anstoßes? Wirklich auf eine unausständige: plump hohnnekkende, niedrig schimpfende Art. *) Hiermit vereinige, wer da kann, die Behauptung: die Kleriker selbst wären vom templarischen Systeme gewesen! Auch scheint er den Vorwurf dieses Widerspruchs selbst gefühlt, und dessen Begräbung im Voraus versucht zu haben. Ein eifriger Tempelherr (Stein des Aust. S. 141) beruft sich, da er durch den Bruder D. ganz in die Enge getrieben wird, am Ende darauf: daß die Apologie (Hrn. Starcks, von ihm selbst anerkanntes, Werk) das Tempelherrnsystem vertheidige, und daß der Verfasser zu demselben gehöre. Allein der Bruder D., der alles gründlich zu beantworten weiß, und der Hrn. Stark genau zu kennen scheint, leugnet beides. — Ueberhaupt ist dieser Bruder D., dem der Herr Oberhofprediger in diesem in Gesprächsform geschriebenen Buche die Hauptrolle giebt, ein merkwürdiger Mann. Er ist bei weitem der geschickteste von den vier unterredenden Personen; er trägt die Gründe gegen das templarische System so vor, daß ihm die andern drei zuletzt beistimmen: er ist von Ordenssachen sehr un-

ter:

*) Seltsam, daß gerade von diesem Buche der Herr Oberhofprediger behauptet (Abschn. 2, S. 246): kein Argumentum a Stylo könne es ihm beilegen! Und es ist doch fast eben so plump wiebelnd, so pöbelhaft schimpfend, wie sein ighes Ungeheuer.

terrichtet, und hat sogar (S. 86, f.) den ächten Johnson gekannt (der 1763 in Deutschland herumirrenden Pseudo-Johnson war ein gewisser Leucht); er weiß alles, er widerlegt alles, er überzeugt alles. Er selbst aber ist ein alter unbekannter Mann, vor dem der Ruf großer Erfahrung vorhergeht, von dem selbst aber Niemand weiß, von wannen er ist und woher er kommt; ein Mann, der mit großem Enthusiasmus vom Fr. M. Orden redet, aber alle bekannte Systeme nicht für die seinigen erkennt *); der oft versichert, das Wahre des Ordens zu kennen, aber trotz aller Bitten der Wißbegierigen sich auf weiter nichts einläßt, als: einige Systeme als irrig zu bestreiten, ohne das richtige anders als in seiner Brust befindlich anzugeben. Und dieser vielwissende geheimnißreiche Mann, dieser vom Herrn Oberhofprediger aufgestellte Lehrer der maurerischen Weisheit, scheint — sonderbar! — ein Katholik. Sehr sonderbar, wenn er ein Katholik ist, da der Herr Oberhofprediger aus ihm machen konnte was er wollte, und da doch wohl keine innere Unwahrscheinlichkeit da ist, daß nicht auch ein Protestant ein solcher erfahrener, unterrichteter Ordensbruder sein könnte! Und noch sonderbarer, daß er dies nur scheint, daß ein so wichtiger Punkt nicht
deutlich

*) Vom Klerikate kommt im Buche nichts vor.

deutlich angegeben ist! Freilich versteht der Herr Oberhofprediger sich meisterlich darauf, in seinen maurerischen Schriften, ohne Zweifel zum Besten der Unerfahrenen, bedeutende Winke zu geben, die mehr als einer Auslegung fähig sind, und, wenn er über gewisse Gegenstände die Erwartung recht hoch gespannt hat, dann seine Ausdrücke darüber auf Schrauben zu stellen. So auch hier! Der alte weise Bruder D. sucht mit wahrer Advokatengeschicklichkeit alles auf, was gegen das templarische System eingewandt werden kann, und verschmäht dabei auch die kleinen Advokatenkünste der Uebertreibung, der Sophisterei, der Schifane nicht. Nur der, wie man glauben sollte: wichtige Punkt von der Annäherung der templarischen Ceremonien an die katholischen Religionsgebräuche, dieser Punkt über welchen der Herr Oberhofprediger ißt, wo er unter seinem Namen schreibt, so weitläufig ist; dieser bleibt hier, da doch die zu überredenden drei Brüder Protestanten sind, unberührt. Endlich kommt Bruder D. auch darauf, daß der Orden gegen die Religion sei; aber mit nichten gegen die protestantische Religion, sondern gegen die katholische! Es wird gegen den Orden eingewandt, daß die Kirche ihn verdammt hat; Bruder D. sagt, er sei deshalb gegen seine Religion; und ein Hauptvorwurf wird daher genommen, weil kein Katholik mit gutem Gewissen dies System

System annehmen könne *). — Ist dieser allweise Bruder nun ein Katholik? oder ist er etwa ein

Ge 2

Alex

*) Stein des Anstoßes, S. 133.

„D. Was dünkt Ihnen, würde ich nicht ad 1) „gegen meine Religion sündigen“ (das Thema pro anzum war: der Tempelherrnorden sei: gegen die Religion, gegen den Staat, gegen gute Sitten), „wenn ich mich heimlich zu einer Partei hielte, welche die Kirche verdammt?“

„C. Allerdings! aber ich glaube, das gilt nur „dann, wenn solche Partei irrig glaubt.“

„D. Mag sein! Aber ein Katholik kann wahrhaftig nie mit gutem Gewissen ein Tempelherr sein, da dieser Orden, und so lange derselbe von seiner Kirche verdammt ist.“

„C. Aber mit Unrecht, und die Tempelherrn „sind nie Ketzer gewesen.

„B. Der verstorbne Heermeister“ (Baron Hund) „ist vor seinem Ende sogar noch selbst katholisch geworden.“

„D. Und ein solcher Mann konnte sogar Ihr „Chef sein! — Aber der Orden mag mit Recht „oder mit Unrecht, als Ketzer oder nicht als Ketzer, „verdammt sein; darüber urtheilt kein Katholik. Er verdammt, was die Kirche verdammt, „und kann unmöglich in solchen Orden treten und „ihn gar aufhelfen wollen.

„C. Aber, was geht uns, die wir Protestanten sind, dieses an?

„D. Wohl! Aber die Freimaurerei, wenn sie „ächt ist, muß nichts enthalten, was auch der „Religion eines Katholiken entgegen sein kann.

„A. Das ist sicher, und ich habe mich oft darüber gewundert, wie man Katholiken hat zum „Innern Orden führen können.

„C. Nun, das ist denn deren ihre Sache, die „geführt haben, und die sich haben führen lassen.

„D.

Kleriker, der, ob zwar äußerlich ein Protestant, doch gerne auf die Katholiken, als die wahren Besitzer der Ordensgeheimnisse, hinweist?

C. Ueber den Zweck des Freimaurerordens, 1781.

Zu diesem Buche bekennt sich der Herr Oberhofprediger in seinem dicken Werke zweimal: Th. II. Abschn. 2. S. 115. die Note; und S. 248. Und dennoch behauptet er in demselben Ungeheuer gleichfalls zweimal *): er habe seit 1777 nichts mit mauer-

„D. Allein, mein Bruder! der Tempelherrnorden ist nicht bloß von der Kirche aufgehoben, es ist auch von den Fürsten und Ständen des Reichs geschehen. — u. s. w.“

*) Abschn. 2, S. 83. Da durch einen seltsamen Zufall der Anfang dieser Seite sehr lehrreich passend auf das Betragen des Herrn Oberhofpredigers in diesem Falle ist, so mag derselbe hier mit stehen. „Wem fällt hier nicht die Wahrheit des Evangelii ein: wenn ein Reich mit ihm selber uneins wird, wie mag bestehen? In welche Widersprüche verwickelt sich doch dieser unverschämte Lügner?“ Solche andringende Strafreden hält dieser Oberhofprediger, der doch selbst wissen muß, was er sich zu Schulden kommen läßt!! „Schon seit 1777 habe ich an allen maurerischen Verbindungen weiter keinen Antheil genommen, und es ist mir sehr gleichgültig gewesen, was unter den Freimaurern vorgehen mochte.“ — S. 245: „Um jedoch mich Lügen zu strafen, daß ich mich nemlich nicht, wie ich gesagt, seit 9 Jahren von der Maurerei entfernt, und um dagegen zu zeigen, daß ich vielmehr einen thätigen Antheil an geheimen Gesellschaften genommen, spezifizirt
„dieser

etwas dreist, oder, wie man sonst zu sagen pflegt, unverschämt in seinen Behauptungen ist; 2) daß man ihn zuweilen bei einem sehr starken Widerspruch mit sich selbst, oder, wie man es auch wohl nennt, bei einer Unwahrheit oder Lüge, antrifft. Diese beiden Eigenschaften des Charakters geben einen großen Aufschluß über manche unerklärliche Stelle seines ungeheuren Buches.

Was nun die genannte Schrift selbst betrifft, so muß man ihr freilich ein wenig darüber lächeln, daß in derselben die Apologie „eine der besten „Schriften über den Orden und ein klassisches Buch“ genannt wird, da Herr Stark sich ihr zu beiden Werken als Verfasser bekennt. — Diese Schrift über den Zweck des Ordens soll zwar, wie der Herr Oberhofprediger ihr (Abschn. 2, S. 250) sagt, „allen „Betrügereien und Gaukeleien entgegen arbeiten,“ erzählt aber doch eine hier authentisch genannte, — wie soll man sagen: Cagliostro'sche? oder Schröpfungersche? — Zauberanschichte, S. 90, 96, 101. Ein Magus mit dem Degen in der Hand in einem mit Charakteren beschriebenen Kreise citirt einen Mann, der als der edelste Mensch und ein ganz vollendeter Freimaurer angegeben wird, und ruft endlich aus: er könne ihn nicht herschaffen, hier schlage seine Kunst fehl, weil, wie er hernach sagt, dieser Mensch einen außerordentlich mächtigen Schutzgeist habe. Alles was er thun kann, ist: ihn

ihn zu zeigen. Nach vorgenommener Räucherei *) sieht der Erzählende das Bild jenes Weisen auch wirklich, aber zu seinem größten Schrecken: blaß wie eine Leiche, und auf ihn einen drohenden Blick werfend. Hernach findet sich auch in der That, daß dieser Mann damals todtkrank, und mit dem Betragen des Fremden sehr unzufrieden war. Ein andermal giebt der Magus (S. 101) eine Probe: „daß ihm die Gedanken der Menschen nicht verborgen bleiben. Ich erfuhr wirklich, daß er dies konnte. Denn ich dachte an eine Sache und prägte sie mir fest ins Gemüth, und forderte von ihm, mir zu sagen, woran ich in der und der Stunde gedacht; und am siebenten Tage darauf erhielt ich von ihm einen Zettel, worauf die ganze Folge meiner Gedanken aufs genaueste angemerkt war.“ Solche Sachen schreibt ein Oberhofsprediger, ein aufgeklärter Gottesgelehrter in einem von ihm selbst wichtig genannten Buche, das jungen Maurern

Te 4

Auf:

*) Die klerikalische Art, mit Räucherei zu zaubern, scheint hier besser von statten zu gehen, als die mit dem Degen. Cagliostro verwarf die erste Art, und nannte Hrn. Stark deshalb einen Nekromantisten. Und dieser Geistliche wiederum warnte — nicht vor allen Beschwörungen, sondern vor denen, die mit dem Degen geschehen; und nannte deshalb Cagliostro — nicht einen Betrüger, sondern einen schwarzen Magiker. O des aufgeklärt sein wollenden Gottesgelehrten! Man s. Frau von der Recke Nachricht von Cagliostro, S. 39. f.

Aufschlüsse über den Zweck des Ordens geben soll! Er schrieb es 1781; und ist 1787? Nennt er ist etwa diese Geschichten unwahr? erklärt er sie etwa auf natürliche Art? Nein! sondern er behauptet (Abschn. 2, S. 249, f.): jenes Buch „warne gegen „alle Abwege, auch gegen die Geisterbannerei, setze „ihre Schändlichkeiten ins Licht, und zeige, zu wel- „chen Abgründen die Geheimnißjagd zu führen im „Stande ist.“ Also muß in dem Buche selbst schon das Gegengift liegen. Freilich erklärt der vollendete Maurer jenen Magus für einen Bösewicht; freilich ist dessen Macht nicht allgemein, sondern es giebt Geister die ihm widerstehen. Aber woher hat denn dieser böse Mensch auch nur seine schwächere Macht? Ist hier nicht offenkundig das ganze unselige System von dem Unterschiede der schwarzen und weißen Magie angedeutet? Und wird bei solchen Umständen nicht alles verdächtig? nicht selbst die sonst wohl nicht unrechte, hier aber seltsam angebrachte, Vertheidigung der Magie (S. 206 — 208)? Wenn dies Buch wirklich vor dem Geisterbannen warnen soll, so thut es dies offenbar nur gegen eine Art desselben. Am Ende zur warnenden Abschreckung mischt sich freilich die fürchterliche Inquisition ins Spiel, und nimmt den Magus und alle seine Anhänger gefangen; aber solch eine politische Warnung wirkt wohl keine moralische Besserung. — Auch ist es seltsam, da in jenem ersten Buche, Stein des Anstoßes, so sehr darauf gedrungen

Drungen wird: das templarische System sei gegen die Religion, oder wie es selbst dort eingeschränkt wird, gegen die Kirche, und gegen den Staat; Daß hier an mehreren Orten, wo der Staat, und auch die Religion (3. B. S. 92) den Freimaurerorden verbieten, er dennoch immer fortgesetzt wird, und dieses gar nicht als unrecht angegeben ist.

Am tadelnswürdigsten ist das Ende aller drei hier aufgeführten maurerischen Lebensläufe. Vor 40 Jahren, als in Deutschland die Insel Felsenburg, die Robinsone, und dergleichen fleißig gelesen wurden, haben diese sogenannten Romane manchem Kopfe einen abenteuererischen Schwung beigebracht; mancher unerfahrene Jüngling hoffte, wie diese Helden sich in der Welt herumtreiben zu können, alles zu genießen, mitunter auch manches leiden zu müssen, und am Ende durch ein unvermuthetes Schicksal reich und glücklich zu werden. Gerade so romanhaft sind diese Starkischen Freimaurergeschichten: alle drei Helden*) treiben sich weidlich

*) Der eine ist wie ein Franzose angegeben, der andere wie ein Italiäner, der dritte ein Deutscher. Der letztere ist schon 1741 Freimaurer geworden; alle Revolutionen des Ordens in Deutschland kommen in seiner Geschichte vor, vom System des Rosa an bis auf den Convent in Wißbaden: aber alles tangt nichts! Nur das Eine System, welches gewiß was tangt, ist — seltsam genug! gar nicht berührt: das Klerikalische System des Bruders Archidenides oder des Herrn Oberhofpredigers Stark

lich im Orden und in der Welt herum, kommen zu Falschmünzern, Geisterbannern, u. s. w., und gelangen endlich — wie es scheint, so ziemlich ohne ihr Verdienst — zu dem kaum mehr erwarteten „Heiligthume einer von der Welt noch immer un-
 „erkannten Weisheit“ (S. 57.); alle laufen glücklich in den Hafen ein, der aber für die Wißbegierigen gar mit keiner weitem deutlichen Bestimmung angegeben ist. Auch bringt sie weder Tugend, noch regelmäßiges Betragen, noch Forschen in den Wissenschaften hinein; sie finden auch diesen Glückshafen nicht in einer ordentlichen Loge; sondern unbekannt herumwandelnde, geheimnißreiche Männer, sämtlich im Infognito und unter falschen Namen verborgen, die aber ächte vollendete Maurer sind *), bieten sich und ihre Weisheit diesen Glückssrittern an, und erheben sie endlich zum Genuße des höchsten Gutes. Wenn solche Erzählungen nicht die Imagination auf verkehrte Art entflammen können, wenn dergleichen Winke nicht auf verborgene und dann plötzlich aus ihrem Dunkel hervortretende und sich anbietende Meister vorbereiten, und den betrügerischen Großpralern den Weg zur Herrschaft über leichtgläubige Gemüther bahnen; so thut dieses kein Buch in der Welt, und so ist keine Moralität mehr in den Reden und den Schriften der Menschen. Diese immer und immer wiederkehren-
 den

*) Es wären doch nicht etwa Bleriker?

den Winke: von einer unbekannten Gesellschaft, die noch geheimer wie der Orden selbst ist, und die den Orden sogar gestiftet hat (Apologie, s. April S. 456), von einem unbekannten Bruder der alle bekannte Systeme tadelt und das wahre in Petto behält (Steind. Anstoßes, s. oben S. 525.), von unbekannten vollendeten Maurern, die in Frankreich, in Italien, in Deutschland herumwandern, und die Schätze ihrer Weisheit nach Belieben irgend einem eifrig suchenden Jünger, mittheilen (Zweck des Ordens); diese Winke in des Herrn Oberhofpredigers Schriften, die er auch jetzt noch nicht zurüknimmt, sondern sie mit Deklamation und Schimpfsworten zu vertheidigen sucht, diese erklärte ein vernünftiger Mann in der Monatschrift für bedenklich, für verdächtig, für gefährlich. Statt sich zu rechtfertigen, schimpft Herr Stark! Es entscheide nun zwischen Hrn. Stark und zwischen der Monatschrift jeder nachdenkende rechtschaffene Leser, der sich in die Gemüthsstimmung eines jungen lehrbegierigen Maurers zu denken weiß, der die mancherlei Auftritte im Orden und namentlich die Lage der Sachen in den Jahren 1780 und 1781, als Hr. Stark diese Bücher schrieb, einigermaßen kennt; er entscheide: ob dies nicht bedenklich ist, und ob Herr Stark sich darüber mit Schimpfen rechtfertigen kann!

S. 165, 166 wird angegeben, wer wegen moralischer und physischer Gründe zur Aufnahme in den
 Ord

Orden unfähig sei: „kein Jude, kein Ungläubiger (christlicher Freidenker, christlicher Ungläubiger); kein Verschnittener, und kein Frauenzimmer kann Mitglied des Ordens werden; es ist gegen das Wesen und den Zweck des Ordens!“ Diese Stelle hat wirklich etwas seltsames; aber noch seltsamer ist es, daß Herr Stark ikt (Abschn. 2, S. 249) den Lesern vorspiegeln will, als habe uns diese Stelle gegen ihn aufgebracht. — — Uebrigens redet er mit vieler Beredsamkeit, wie er pflegt, über den Orden, über die Geheimnisse desselben, über dessen Zweck, selbst über die Einweihungsceremonien. (Ueber die letztern, S. 233: „Wäre es möglich, daß ein Mensch auf der Welt auf eine andere Weise (als durch die Einweihung) eben desjenigen, was unsere Geheimnisse in sich fassen, theilhaftig sein könnte; wir würden es bewundern, aber nimmermehr würden wir ihn den unsern (Nostrum?) nennen können.“) Alles dieses mag schön und richtig sein, das geht uns hier nichts an; nur dieser Eifer, diese Beredsamkeit, diese ganze Schrift stimmt doch seltsam mit der seit 1777 behaupteten völligen Abgeschlossenheit von aller Maurerei. Uns kommt dies wenigstens unerklärlich und unzuvereinigend vor; der Herr Oberhofprediger aber ist seiner Sache so gewiß, daß er ikt (Abschn. 2, S. 250), nach der sein sollenden Vertheidigung dieses Buches, am Ende, gleichsam zu unsrer Beschämung, ausrufen kann:

Auch

„Auch dies Buch soll beweisen, daß ich in den letzten neun Jahren den Zusammenhang der Maurerei nicht aufgegeben hätte?!“ Wir dächten doch, daß es dies ein wenig beweiset. Indesß das Publikum entscheide!

D. Ueber die alten und neuen Mysterien, 1782.

Herr Stark Abschn. 2, S. 250: „Das dritte Buch das dieser Pasquillant auführt, ist das Buch über A. und M. Mysterien. Auch dies Buch habe ich geschrieben.“ So auch S. 252. Das Publikum urtheile, ob es pasquillantisch ist, zu sagen: Jemand habe ein Buch geschrieben, das er wirklich geschrieben hat! Es urtheile: ob Jemand, der zwischen 1777 und 1787 eine Menge maurerischer Bücher, voll Enthusiasmus für den Orden, voll seltsamer und bedenklicher Winke, voll Bestreitungen gewisser Systeme, geschrieben hat, ob dieser dennoch seit 1777 keinen Antheil an der Maurerei kann genommen haben! es urtheile: wie weit die Unverschämtheit eines Schriftstellers gehen muß, der bei solcher überführten Unwahrheit noch so greulich schimpfen kann!

Der Herr Oberhofsprediger behauptet mit vielen Schimpfsworten von Schurken, Pasquillanten, und dergl.: daß er in diesem Werke die Geheimnißjagd nachtheilig schildere; und wiederholt bis zum Ekel die Frage (S. 251 bis 255): wo denn, wie ihm in der Monatschrift Schuld gegeben,

ben, „die unverständlichen Winke seien, die keinem „ehrliehen Maurer etwas helfen können, und Be- „trügern zum Mißbrauche dienen?“ Diese Be- „schuldigung, sieht man doch, ist so abscheulich nicht, daß sie statt einer Beantwortung so heftige Schimpf- worte verdiente; es heißt ja nur, daß die von ihm gegebenen Winke von Betrügern gemißbraucht werden können; und des Mißbrauchs scheinen folgende Stellen allerdings fähig zu sein. — Der Herr Oberhofprediger macht das Geheimniß des Ordens sehr andringlich. Er wiederholt hier wie in dem Buche C. öfter: daß nicht die enge Ver- bindung mit edlen Menschen, nicht die brüderliche Hospitalität in der Fremde, selbst nicht die Wohl- thätigkeit, die mit vereinten Kräften stärker wirkt, der eigentliche Zweck des Ordens sei; sondern alles ziele nur ab auf Aufbewahrung und Fortpflanzung des großen innern Ordensgeheimnisses. Jene Dinge sind, sagt er, ist nur Nebenzwecke, nur Stützen, nur Nothmittel bei der zu großen Menge der Freimaurer und gegen die Vorwürfe der Pro- fanen. S. 325: „Das waren noch glückliche „Zeiten, da der Orden, als das stille Verdienst „im Verborgenen die edlen Werke der Liebe und „der Menschlichkeit ausübte, nicht nach äußern „Stützen grif. sondern seine Erhaltung von der „Hand desjenigen erwartete, der in das Verborg- „ene sieht!“ — Die Geschichte des Ordens ist zwar eigentlich kein Geheimniß, S. 3 und 273; aber

aber mit derselben sind Dinge verbunden, die nicht gesagt werden können. So viel sagt uns der Herr Oberhofprediger doch S. 294: daß der Orden aus Frankreich nach Britannien gekommen, aber die im 17 Jahrhundert in Frankreich gestifteten Logen wieder englischen Ursprungs waren, und (S. 279) namentlich für Deutschland im 18ten Jahrhundert Britannien das Vaterland der Maurerei ist. In Frankreich also entstand der Orden; wenigstens kam er aus Frankreich erst nach Großbritannien, und von da weiter! So ist es demnach nur ein Märchen, womit uns der Herr Oberhofprediger abspeisen wollte, da er 18t in seinem dicken Buche (Absch. 2, S. 333) uns nach Schottland verweist, wo der Orden 1314 entstanden sein soll? Zumal da er hier (S. 277) diejenigen sehr lächerlich macht, die den Orden so alt angeben. Sehr anständig für einen Gottesgelehrten, sehr menschenfreundlich und wahrheitliebend! Jene märchenhafte Ausflucht von Schottland gebraucht er, da (s. April, S. 457) in ihn gedrungen ward, die Gesellschaft zu nennen, welche er zu kennen vorgiebt, und welche er sehr rühmet, die unbekante noch existirende Gesellschaft, bei welcher der Freimaurerorden entstanden ist, und die über ihn die ältesten und ächten Aktenstücke besitzt. Seiner hier angeführten Nachweisung zufolge, wäre diese Gesellschaft also damals, bei Stiftung der Maurerei, in Frankreich gewesen.

Wie

Wie sorgfältig man ihm nachspüren muß, um immer einen Schritt weiter in Enträthselung seiner Behauptungen zu kommen! Aber diesen Schritt erleichtert er selbst mit nichts; zu dieser Enträthselung trägt er selbst in seinem neuesten dicken Buche nichts bei, worin er sich doch erklären sollte und auch es zu wollen scheint; sondern verwischt selbst sorgfältig die ehemals angegebene Spur. Sehr anständig, sehr wahrheitliebend!

Auch hier wird S. 369 auf „diejenigen“ hingewiesen, „bei welchen die Maurerei zuerst entstand.“ Diese Männer, die man also jetzt in Frankreich suchen muß, waren, wie Hr. Stark sagt, große Kenner des menschlichen Herzens; sie besaßen, wie man von ihnen als den Stiftern denken kann, das wahre Geheimniß, wollten es aber nicht gern Andern mittheilen. Hierbei verfahren sie, und verfahren noch jetzt, sehr klug und vorsichtig. S. 325: Jeder Maurer wird jetzt zu dem, was aus ihm werden soll, gebildet und zubereitet. S. 318: Die Maurerei ist eine Pflanzschule, woraus der Orden*) sich diejenigen aushebt, welche der Mittheilung seiner innersten Geheimnisse empfäng-

*) Maurerei und Orden will Hr. Stark doch nicht gar als zwei verschiedene Dinge angeben? Und Britannien soll doch nicht etwa nur das Vaterland der Maurerei, Frankreich aber der frühere Sitz des Ordens gewesen sein?



der vollendete Maurer einen Zögling wählen, so müßte er es unter diesen beiden Arten thun.

Man kann eben nicht sagen, daß der Geheimnißsucht dadurch entgegen gearbeitet werde, wenn ein Schriftsteller enthusiastisch vom Innern Geheimniß spricht, und dieses Innere selbst der größten Zahl der Freimaurer für unzugänglich erklärt; wenn er zur Erreichung dieses Innern, zur Erlangung des eigentlichen Zwecks und Geheimnisses des Ordens nicht irgend ein System andeutet, nicht zur fleißigen Besuchung der Logen ermahnet, sondern auf einzelne vollendete Männer hinweist, die nicht mehr mitspielen, aber sich zuweilen einen Maurer zum Zögling für den Orden auswählen! Und dieser Schriftsteller ist ein Mann von Herrn Starcks Auktorität! Denn daß er der Verfasser sei, war sogleich bekannt. Ein Mann, der von sich selbst behauptet (S. 337): daß er viele Jahre im Orden zugebracht und alle Arten und Gattungen von Maurerei durchsucht habe! ein Mann, der so oft versichert, das Wahre zu kennen! — Seltsam, und drei- und siebenfach seltsam aber ist es, daß dieser Mann, der in seinen Büchern fast alle bekannte maurerische Systeme verwirft, der auch hier äußerst bitter das templarische System durchhechelt, und die Rosenkreuzerei für unächte Maurerei erklärt; seltsam, daß er des Hierikalischen Systems niemals erwähnt! Er lobt es nicht; hätte er es also vielleicht selbst verworfen?

Welch



wissen. Herr Geh. Rath Jacobi ist freilich leichter zu befriedigen.

Diese Maurerei nun — denn so muß man wohl reden: nicht die Maurerei überhaupt — diese von Herrn Stark empfohlne Maurerei, die von einer noch existirenden Gesellschaft gestiftet ward, von einer Gesellschaft, die damals sich im Katholischen Frankreich befand; diese klerikalische (oder geistliche) Maurerei, denn als einen andern Maurer hat Herr Stark sich nie angegeben, — hat sie Bezug auf die Religion oder nicht? Diese Frage scheint wichtig, um einem bedeutenden Verdachte zuvorzukommen; auch berührt Herr Stark sie mehr als einmal. Man höre aber, wie an der Hauptstelle darüber dieser Meister in nichtsagenden Worten, in Erklärungen die nichts erklären, in dunkler Erläuterung und heller Dunkelheit, sich hierüber ausdrückt. S. 255: „Wäre es möglich, „daß die Maurerei entdeckt und der Welt vorgelegt „werden könnte, so würde man mit Verwunderung“ (warum eben mit Verwunderung?) „sehen, daß sie auf den Staat und die Religion „keinen Bezug habe, und also aus dieser Hinsicht „immerhin der Welt vorgelegt werden könnte. Und „wäre ja ein Einfluß vorhanden, den sie auf „den einen oder auf die andre hätte; so würde „es gewiß kein solcher sein, der der Ruhe und „Glückseligkeit derselben“ (der Ruhe und Glückseligkeit der Religion! seltsam ausgedrückt!) „nachtheilig

„theilig sein könnte.“ — Wie heißt die Rednerkunst, welche über Dinge, die der Zuhörer nicht verstehen soll, Worte hersagt, die etwas zu bedeuten scheinen, aber nichts bedeuten, weil sie Behauptungen enthalten, die sich unter einander wieder aufheben?

Dieses Buch, welches die Geheimnißjagd zerstören soll, empfiehlt denn auch — die geheimen Wissenschaften, die im Innern Orden gelehrt werden. S. 345, f.: Es muß Erkenntniß oder Wissenschaft da sein; diese sind ein Geheimniß; und sie werden durch Ueberlieferung gelehrt. Dahin gehört denn auch wohl die Lehre von den Dämonen, welche der Herr Oberhofprediger S. 155 für wahr anzunehmen scheint; die Magie, welche S. 361 in Schutz genommen wird; und die Entdeckung, daß Moses hinlänglich Chemie verstanden habe, um zu wissen, daß ein Theil Gold mit 16 Theilen Schwefelleber geschmolzen eine in Wasser auflösbare Masse giebt, dem zufolge er in dieser abscheulich ekelhaften Masse den Israeliten das aufgelösete goldne Kalb zu trinken gegeben: welche Erklärungsart dieser aufgeklärte Gottesgelehrte S. 359 annimmt.

E. Saint Nicaise, 1785.

Dieses Buch scheint dem Herrn Oberhofprediger zum meisten am Herzen zu liegen. Er schimpft zum kräftigsten darauf, daß er der Verfasser sein solle, und vertheidigt es zum weitläufigsten: Ab-

Schnitt 2, S. 255 — 303. Wäre er nicht der Verfasser; warum sollte er es nicht geradezu ablenzen; welches er doch nicht zu thun waget. Also im Jahre 1785 sogar noch hätte Hr. Stark ein solches Buch geschrieben? er, der schon seit 1777 sich ganz von der Maurerei will zurückgezogen haben! Außerdem vertheidigt er die darin vorgetragenen Behauptungen und Gesinnungen so heftig, daß wir die seinigen zum sichersten darnach beurtheilen könnten.

Hier führt denn nun der Herr Oberhofsprediger einen ganz vollendeten Maurer auf, welcher — ein Katholik, und sogar ein ins Kloster getretener Mann ist! Er heißt St. Nicäse, und hat die Briefe, welche dieses Buch ausmachen, geschrieben. Er kann nicht genug das Glück seiner irdigen Ruhe und Abgeschiedenheit von der Welt rühmen, wobei er doch noch sehr wirksam und thätig sei; und eben so sehr rühmt er das Glück, welches ihm durch den endlich erlangten Aufschluß des Innersten der Maurerei zu Theil geworden ist: und zwar scheinen beide Glückseligkeiten (so viel man aus dem Helldunkeln dieses geheimnißreichen Schriftstellers sieht) — wie soll man sagen? — in einander zu fließen, oder aus einander zu entspringen. Alles ist in dem tonpatelin geschrieben, der Frömmigkeit und Ruhe andeuten soll, durch den aber doch tiefer angelegte Plane durchzuschimmern scheinen. Es würde zu weit führen, alles anzugeben: als S. 14 die Empfehlung

pfehlung von Obereits mystischem Buch, die Ein-
 samkeit der Weltüberwinder; die nicht abgeleugnete
 Anweisung an die Geistlichen in Auvergne, als
 die wahren Besitzer der Maurergeheimnisse, S. 19.
 f.; u. s. w. — Dieser Mann, der nun das Innere
 ganz kennt, erinnert S. 112: „Ramsay, der
 „maurerische Freund seines Oheims“ (St. Nicôse
 kam durch die Papiere seines Oheims zum Auf-
 schluß in der Maurerei) „und der gewiß kompeten-
 „ter Richter im Orden gewesen, dieser Ramsay
 „habe gesagt: daß die Maurerei, wo sie am ge-
 „nauesten der alten Einrichtung treu geblieben, mit
 „den Gebräuchen der Kirche sehr vieles gemein
 „hat.“ Ramsay war ein äußerst eifriger Freiman-
 ner, und scheint so etwas von den klerikalischen
 Ideen gehabt zu haben; und er war — ein Ka-
 tholik, galt viel bei dem Kardinal Fleury, war
 Hofmeister der beiden Söhne des Prätendenten,
 u. s. w. (Man s. Nicolai über Tempelherrenorden,
 Th. 2. S. 227 — 236.) Wenn ein solcher Mann
 von den Gebräuchen der Kirche redete; welche
 Gebräuche und welche Kirche verstand er? Herr
 Starke sagt freilich ikt (Abschn. 2. S. 265): nichts
 anders als die christliche Kirche, als die Ge-
 bräuche der englischen Kirche. Das Publikum
 entscheide!

Dieser glückliche Besitzer des innern Geheimnis-
 ses, der (S. 16) endlich in der Sache zur gänzli-

chen Befriedigung seiner Wünsche gekommen, endlich (S. 115) von der ganzen Wahrheit des Ordens unterrichtet ist, der (S. 239) in den Papieren seines Oheims alles fand, was ihn in den Stand setzen konnte, die ächte und wahre Maurerei von der gemeinen und falschen zu unterscheiden, der nun die großen und ehrwürdigen Geheimnisse des Ordens mit einemmal vor seinen Augen aufgedeckt fand — alles warme Ausdrücke eines Mannes, der, wie der Herr Oberhofprediger versichert, doch seit lange schon ganz gleichgültig gegen den Orden ist! anspornende Ausdrücke, die doch, wie er gleichfalls versichert (und wie Herr Jacobi treulich glaubt, und treulich nachbetet), von der Geheimnißsucht abhalten sollen! — Dieser glückliche Sterbliche nun eröffnet seinem Freunde, wahrscheinlich wiederum um ihn vom Geheimnißsuchen abzuhalten, S. 115 folgendes: „Die Maurerei ist „eigentlich ein symbolischer Orden. So wie die „kleinern Geheimnisse in der alten Welt Vorein- „weihungen zu den großen waren, so ist es auch „mit dem Maurerorden beschaffen. Die eigent- „liche Maurerei ist eine Vorbereitung zu einer „andern Sache, und gewissermaßen ein Gemäl- „de, von dessen wahrer Beschaffenheit und Be- „deutung man erst dann genau und ganz vollstän- „dig unterrichtet wird, wenn man das glückliche „Ziel erreicht hat.“ So setzt er auch S. 239 (s. kurz vorher) die ächte (aufgeschlossene) und ge-
meine

meine Maurerei einander entgegen.*) Was also ist, das bleibt die große Frage, was ist die andere Sache, wozu die Maurerei vorbereitet? Das, wofür die Maurerei von den Klerikern zur Decke gebraucht wird? — Das beantwortete der Kleriker, wenn er sich ehrlich vertheidigen will, und kann! — Dieses Innere, Wahre, dessen Besitz glücklich macht, ist, wie man denken kann, schwer zu erlangen. S. 247: Nicht die gewöhnlichen Maurer haben es; sie, die vom gemeinen Haufen durch nichts anders als durch abgesonderte Versammlungen verschieden sind; sondern nur ein kleiner Zirkel weniger edler Menschen. S. 316: kein einziges unter den herrschenden Systemen, die ich gekannt habe, (und er hat vorher alle bekannte Systeme gekannt und beschrieben), ist das wahre. Er

S f 5 aber,

*) Muß man nicht erstaunen, wenn Herr Stark, der nicht allein hier so redet, sondern überhaupt das unbekannte Innere des Ordens so enthusiastisch anpreiset, z. B. S. 298, über alte und neue Mystiken, s. oben S. 541; wenn dieser doch höhrend und rechthaberisch ikt gegen einen Verfasser in der Monatschrift, der ihm dergleichen vorgeworfen, sagen kann (Abschn. 2. S. 293.): „Ich frage ihn: wo hat man vom inneren Orden geredet? Im Tempelherrensystem!“ Freilich redete man da von einem innern Orden, und Herr Stark hingegen von dem Innern des Ordens. Welche Silbensiecherei, darauf eine Distinktion zu gründen! Die Rede ist von dem Innern, und er erkläre was er darunter meinte!

aber hat das Wahre gefunden, erst in den Papieren seines Oheims; und darauf, was noch mehr ist, auch die Besitzer dieses Wahren! S. 246. f.: „Endlich nach langem und mühsamen Forschen, hatte ich diesen kleinen Zirkel edler Menschen ausgefunden; und natürlicherweise mußte mein Verlangen sehr groß sein, ein Mitglied einer Gesellschaft zu sein, die so glücklich war, im vollen und alten Besitz der Geheimnisse des Ordens sich zu befinden.“ Für diesmal fand er diese Gesellschaft in Schottland; er ward von ihr in die brüderliche Hand einer ähnlichen Gesellschaft in Frankreich empfohlen, und daselbst eingeweiht. Seltsam, daß es an dem in den Papieren gefundenen Aufschlusse noch nicht genug war, sondern er sich noch zum Mitglied einer ungenannten Gesellschaft mußte einweihen lassen! Es ist übrigens die alte Gesellschaft, wovon Herr Stark so oft redet: die nemlich, welche die ächten und alten Aktenstücke der Maurerei besitzt, und bei welcher die Maurerei entstanden ist; worüber aber Herr Stark sich noch nie erklärt hat, obgleich er den Lesern einbilden will, und auch Herrn Jacobi glücklich eingeildet hat, daß er sich erklärt habe. — Auch hier wird sehr auf das templarische System geschimpft; und alle andere Systeme als unzulänglich angegeben; nur vom Flerikalischen wird geschwiegen. Soll dies also etwa das wahre sein? und fällt es nicht mit dem templarischen?

Gottesgelehrte Herr Oberhofprediger Starck in mehr als einer Schrift, unter immer wiederholten Wendungen, mit dem Schmucke der Beredsamkeit und der dichterischen Fiktion, wieder einzuführen trachtet. Er sagt ganz dreist ikt, Absch. 2, S. 300: „daß Schröpfer seine Künste mit Hülfe „des Teufels ausgeübt, ist eine philosophische und „exegetische Meinung, worin kein Mensch, der „noch nicht zu den neuen Sadduzäern unster „Zeit gehöret, was verdächtiges finden kann!“ Dies sagt der Verfasser des Hephästion, der Freimüthigen Betrachtungen! Quantum mutatus ab illo! — Indes, dies sei ikt seine Ueberzeugung! So höre er doch nur auf, der Welt einzubilden: seine maurerischen Schriften, die von diesem Aberglauben voll sind, sritten gegen denselben. Er streitet nicht mehr dagegen, als das abergläubischste Mütterchen gegen die Gespenster streitet: sie glaubt sie; aber sie liebt sie nicht, sie wünscht sie sich nicht zum Uingange. Er warnet vor der schrecklichen schwarzen Magie; will er etwa zur lieblichen weißen Magie hindeuten? — — Diese Betrachtung macht den schicklichsten Uebergang zu dem zweiten Hauptstücke.

II. Herrn Starcks Briefwechsel mit dem elenden Gaukler Schröpfer, 1773.

Mit diesem läderlichen Kaffeschenken, der sich wie ein Nichtswürdiger betrug und auch wie ein Nichts:



auch nur den Brief eines Dritten durch seine Hand an einen solchen Niederträchtigen gelangen zu lassen; der aufgeklärte Theolog Herr Stark aber hielt es gar nicht für bedenklich, von 100 Meilen weit an denselben zu schreiben. O des immer seltsamer, immer bedenklicher erscheinenden Mannes, je mehr man von seinen Schritten kennen lernt!

Der Herr Oberhofprediger vertheidigt sich, das heißt, stößt eine Menge Schimpfwörter aus, — und zwar, seiner Gewohnheit nach, zweimal — über die ist bekannt gewordene Korrespondenz mit Schröpfern, in seinem dicken Buche Th. II. Abschn. 2. S. 108 — 110. und S. 306 — 329. Das wichtigste daraus ist folgendes. Die Veranlassung an Schröpfer zu schreiben, giebt er so an: weil (S. 313) „der Kammerherr von H. ihn dringend durch den verst. Kanter darum habe ersuchen lassen.“ Er hat zugleich einige Briefe dieses Herrn abdrucken lassen; indeß, dieser erste Auftrag war mündlich, und Kanter ist todt, also läßt sich bei dem nicht weiter nachfragen. Zu verwundern ist freilich, daß Hr. Stark sich ist nicht von Herrn von H. ein schriftliches Zeugniß hierüber mit der Erlaubniß zum Druck ausgebeten hat, welches unter den ziemlich unnöthig vergrößerten Beilagen eins der wichtigsten Dokumente gewesen wäre. Zu verwundern ist ferner, daß Herr von H. in seinem ersten Briefe (Beilage S. S. 15) nicht Herrn Stark für die so willfährige Erfüllung seines Auf-

trags



„bei ihm angegeben hätte.“ Man kennt schon diese Vertheidigungsart des Herrn Oberhofpredigers; wenn er nicht abtugnen kann, ein Buch geschrieben zu haben, so sagt er: gesetzt, ich hätte es geschrieben. Man weiß also, was man aus diesem ungeraden Eingeständnisse seiner Schülerschaft zu machen hat. Und die Frage drängt sich von neuem auf: Sollte er Schröpfern wohl für einen Betrüger gehalten haben? — Indes, versichert er S. 118. zeige sein, nicht mit gedruckter, erster Brief an diesen Menschen und dessen erste Antwort an ihn, die Veranlassung des Briefwechsels und die Absicht der Entlarvung ganz deutlich; und bloß darum hätten seine boshafte Gegner diese Briefe nicht mitdrucken lassen. Diese Beschuldigung trifft uns nicht; denn wir können versichern, diese Briefe bis jetzt noch nicht gesehen zu haben. Und wir selbst rathen Herrn Stark zu dem kürzesten und leichtesten Wege, uns und alle Gegner zu beschämen, indem er diese Briefe nun selbst drucken lasse. Es ist unbegreiflich, wie ihm dies so simple Mittel, bei seinem dicken Buche, worin so viel unnöthiges gedruckt steht, nicht eingefallen ist. — Uebrigens giebt er auch einige Unrichtigkeiten in den abgedruckten Briefen an; welches, wie jede Berichtigung, mit Dank anzunehmen ist: denn seine Vorwürfe von vorsätzlicher boshafter Verfälschung, Vorwürfe, die nur ein Mann von seiner Denkungsart sich gegen uns erlauben kann, verdienen gar keine Beant-

wor:

Wortung. S. 316. f: Zerbrechen Sie Ihr †; hier müsse nur ein simples †, nicht mit einem A darunter stehen. Die Worte: was ich vor ihm schreibe, müssen wegfallen. Es stehe nicht: d. Off. J. (wor- aus man auf Jesuiten und Inquisition hätte schließen können, was aber Niemand gethan hat), sondern die Off. John., nemlich Offenbarung Jo- hannis. Ein Postskript sei weggefallen, oder viel- mehr wiederum aus Bosheit weggelassen; welches Herr Stark doch ihm auch nicht drucken läßt. Nur die citirten Sprüche setzt er her*). — Uebrigens setzen wir den Bosheitsbeschuldigungen des Herrn Oberhofpredigers nichts als die feierliche Versiche- rung entgegen: daß der ganze Briefwechsel aufs ge- naueste aus der uns mitgetheilten Abschrift abge- druckt worden und daß wir, und zuverlässig auch der Einsender, an den doch im Grunde und für die Hauptsache sehr unbedeutenden Varianten durch- aus unschuldig sind.

Wie und was schreibt denn dieser große Theolog und große Freimaurer an den lächerlichen Kaffee- schenken und dummen Teufelsbanner? Man s. un- fern

*) Citirt ist Apokalypse XX., 3. und XXI., 1 u. 5. Man sieht hieraus, und auch aus des Kammer- herrn von H. Briefe (Beilagen, S. 16): daß die Swedenborgischen ihm so laut gewordenen Ideen vom tausendjährigen Reich und vom neuen Jeru- salem schon damals bei andern Schwärmern gäng und gäbe waren.

fern Prozeß, S. 13. f. Er dankt diesem unwissenden Menschen „aufrichtig für das gute Urtheil über „eins seiner Bücher!“ Er „nähert sich ihm“ mit vielen Komplimenten, und sagt: „Nach dem Ber „nigen, was mir, mein Bruder, von Ihnen be „kannt worden ist, müßte mich mein Geist sehr trü „gen, und die Siegel, die unser Orden seinen Ge „weihen aufgedrückt hat, verwischt sein; oder ich „muß in Ihnen einen Mann finden, der Eines „Ursprunges mit mir ist, und mit mir zu „Einem Zwecke geht; und deren sind nicht viel „unter den Maurern! Sind Sie es, so grüße „ich Sie in der heil. Zahl von 3, 7, und 10, und „durch die 7 Geister Gottes!“ Kann ein rechtschaffener Mann, kann ein angesehenener Geistlicher, mit dieser Wichtigkeit, mit solchen heiligen Worten, nur zum Scheine, reden? O wehe uns dann! Nein, sicherlich dachte Herr Stark damals, was er schrieb: er, dieser erleuchtete Kleriker, hielt wirklich den Leipziger Kaffeeschenken für ein großes Licht! hielt ihn mit sich von gleichem Ursprung! von gleicher Sendung! zu gleichem Zwecke! hielt ihn auch eingeweiht in die ungenannte Gesellschaft, bei welcher der Freimaurerorden entstand, und die darüber die ächten Akten besitzt! — „Sind „Sie tiefer als ich ins Heiligthum gedrungen“ (welche Voraussetzung! Also hat der Kleriker Herr Stark doch noch nicht das Höchste erreicht? Und damit rühmte er sich doch so trozig, als Kleriker,

rifer, schon 1767 gegen eine Menge rechtschaffener Männer! Wann sprach er die Unwahrheit?), „sind Sie tiefer ins Heiligthum eingedrungen, so nehmen Sie mich als einen lehrbegierigen Schüler an.“ Welche niedrige Schmeichelei des Oberhofpredigers gegen den Kasseeschenken! — „Lassen Sie uns beide auf dem vor der Welt und so viel 1000 Maurern verdeckten Wege gehn.“ Gerade, wie er in seinen maurerischen Schriften redet; sind etwa auch die nur zum Scheine geschrieben? „Ich kenne, mein Bruder, Florenz.“ Ist das katholische Italien der Sitz dieser Art Weisheit? Auch im Zweck des Freimaurerordens werden Hauptscenen in Florenz, dort nur * * o * * genannt, gespielt. „Nicht fern davon (von Florenz) das Heiligthum, dreifach gekrönt!“ In den Klerikatsbriefen 1767 schrieb Herr Stark an ehrliche Männer von einem dreimal gesegneten Vater, zu dem man gekommen sein muß, um das Innere des Ordens zu kennen; hier 1773 an einen Betrüger, von dem dreifach gekröntes Heiligthum. Hängt beides gar nicht zusammen? — „Verstehn Sie, was ich in der Apologie S. 23. und noch nachher hin und wieder zerstreut gesagt habe, so kennen Sie wer ich bin“ (das wissen also nicht Alle? O sage es Herr Stark doch gerade heraus!), „und wissen es, daß Sie Herz zu mir haben und frei reden können.“ Die äußerst merkwürdigen Stellen aus

der hier angeführten Apologie sehe man im April S. 454 — 458. Und hieraus sollte der betrügerische Schröpfer die maurerischen Verbindungen des Herrn Stark, die so manchem ehrlichen Manne dunkel geblieben sind, erkennen! — Schröpfer antwortete, wie ein vollkommener Narr, und wie ein vollendeter Priester der Unvernunft.

Wie rechtfertigt sich nun der Herr Oberhofprediger über diese seltsamen Briefe? ... Er erzählt, ohne Zweifel zur Beschämung der Monatschrift, weitläufig: daß Schröpfer ein verächtlicher Mensch gewesen, daß er eine schimpfliche Strafe erhalten, u. s. w. Alles desto schlimmer für Herrn Stark, der sich mit einem solchen Menschen so einließ! Er ruft aus S. 327: „Und nun, was wirst du sagen, Publikum, wenn du hörst, daß dieser Schröpfer, wie die Beilage Lit. V. besaget, nie Freimaurer gewesen!“ Wahrscheinlich wird das Publikum sagen: daß Hr. Stark demnach sich sehr arg hat täuschen lassen, daß (man s. seine Ausdrücke in dem Briefe) sein Geist ihn sehr getrüget hat, und die Siegel, die der Orden seinen Geweihten auf drückt, sehr verwischt müssen gewesen sein. Man wird sich über die armselige Kenntniß und über die noch armseligere Geheimnißsucht dieses anmaßlichen Besitzers des Innersten und Höchsten wundern, daß er jedem Gaukler, der nur Freimaurerei spielt, gläubig nachläuft und sich zum lehrbegierigen Schüler anbietet; und wundern

hält, und einen Schlüssel zu diesen Chifern an-
giebt? — Indes, seine Entschuldigung paßt im
vorliegenden Falle nicht: in seinen Briefen ist keine
Schröpferische, sondern die eigene Starkische Pres-
bytero-Klerikalische Chifersprache. Nicht Schrö-
pfer redete von Florenz, sondern H. Stark, wel-
ches ihm eben Schröpfer verwies. Von dem groß-
sen Zwecke der so vielen Maurern verdeckt ist,
redete schon H. Stark 1767, ehe an Schröpfern
gedacht ward; auf eine geheime Gesellschaft,
als wahre Besitzerinn der höchsten Kenntnisse des
Ordens, deutete er schon lange vor Schröpfern,
und that es lange nach Schröpfern. Von einem
dreifach gekrönten Heiligthum hatte der Zauberer
nicht geredet, man sehe seinen Brief, und des
Kammerherrn von H. Briefe in den Beilagen;
aber Hr. Stark redet hier davon, wie er schon
6 Jahre vorher vom dreimal gesegneten Vater ge-
redet hatte. Er habe also die Güte, seine eigene
Chifersprache zu enträthseln, wenn man sie für
unverdächtig halten soll.

Doch, er will nun durchaus Schröpfern von
Anfang an verachtet haben, S. 322 und 328.
Und S. 110 schreit und schimpft er, wie folget:
„Damit sich jedoch immer dieser elende Sendschrei-
ber als einen Lügner beweisen müsse, so sagt er,
„ich habe die Macht des Schröpfers gerühmt.
„Wo nehme ich doch Hohnlache genug her? Ich
„die Macht des Schröpfers gerühmt! Ha, ha, ha!
Wofür

„Wofür könnte ich denn Schröpfern anders hal-
 „ten, als entweder für einen Gaukler und Za-
 „schenspieler, oder für einen Hexenmeister und
 „Zauberer? Und die Macht eines Gauklers sollte
 „ich rühmen!“ Wer Herrn Starcks Brief an
 Schröpfer liest, sieht wohl deutlich genug, daß er
 ihn für mehr als einen Gaukler hielt. Wer die
 magischen Geschichten in seinen angeführten Bü-
 chern liest, sieht daß er auch noch lange nachher
 eben so urtheilte. Und leider! scheint ja noch ikt
 dieser aufgeklärte protestantische Gottesgelehrte,
 dieser Freund des aufgeklärten Philosophen Jacobi,
 noch ikt eben so zu denken. — Er fährt fort: „die
 „Macht eines Zauberers und Hexenmeisters sollte
 „ich rühmen! Dann müßte mir erst all mein Chri-
 „stenthum weggezaubert sein. Oder ich müßte schon
 „so tief in Schwärmerei versunken sein, daß ich
 „mich, wie die bedauerlich betrogene Elisa, zum
 „Schüler eines Cagliostro hätte können machen
 „lassen.“ Das Unschikliche dieses Ausfalls wollen
 wir nicht rügen; denn dafür hat diese Seele kei-
 nen Sinn mehr. Aber, wie abgeschmakt, da er
 noch ikt, im St. Nikäse, Cagliostrosche Gaukeleien
 als wahr erzählt hat (s. oben S. 551)! Also den
 Zauberer will er nicht rühmen; aber für einen Zau-
 berer hält er Schröpfern doch wohl noch? Er ge-
 hört nicht, wie er sehr aufgeklärt und tolerant S. 325
 sagt, zu der Sekte der neuen Sadducäer aus der
 Berliner Aufklärergilde, die keine Engel noch Teufel

fel glauben; indeß protestirt er doch, wie er sehr wichtig hinzusetzt, gegen allen Glauben an die Gewalt der schwarzen oder weißen, grünen oder gelben Magie. — Aber nun dagegen seine magischen Geschichten in seinen mährerischen Büchern! Wer hilft uns aus diesem Labyrinth? Wer enträthelt uns die Denkungsart dieses Proteus?

Sie, die schon einmal austrat, mit Aufopferung ihrer Ruhe und mit Hintansetzung aller kleinlichen Furcht, der Wahrheit ein schönes Opfer zu bringen; die edle Seele, die es in ihrem zarten Gewissen für Pflicht hält, und dann muthig in ihrer reinen Unschuld zur Ausübung ihrer Pflicht tritt, um Betrug und Lügen, da wo es auf wichtige Dinge ankommt, zu entlarven; Sie hat auch jetzt zu diesem edlen Endzwecke wiederum die Feder ergriffen. In der Mitte des März erschien die merkwürdige Schrift:

„Etwas über des Herrn Oberhofpredigers Johann August Stark Vertheidigungsschrift, nebst einigen andern nöthigen Erläuterungen. Von Charlotte Elisabeth Konstantia von der Kette, geb. Gräfinn von Niedem. Berlin und Stettin, bei Friedrich Nicolai, 1788.“ 8 Bogen in gr. 8.

Wie erscheint hier dieser Mann, der verhärtet genug ist, die plumpsten Unwahrheiten zu behaupten!... Denn wo ist Jemand im ganzen deutschen Publikum, der, wenn es auf das Ja der Frau
von

von der Necke gegen das Mein des Herrn Stark aufnimmt, sich nicht für das erste und gegen das letzte erklären wird? Zumal, da man Herrn Starcks Unwahrheiten und Unverschämtheit auch schon aus obigem kennt! — Aus dieser höchst wichtigen Schrift wollen wir nur das Wenige, was zu unsrer Sache gehöret, anführen.

Herr Stark will gegen Schröpfer und seine Operationen, von Anfang an, also schon 1773, da er von Königsberg aus an ihn schrieb, wirklich die tiefste Verachtung gefühlt haben. Und doch war der Herr Oberhofprediger noch 1780, und also sechs bis sieben Jahre nach diesen berüchtigten Briefen, in Mitau ganz anderer Gesinnung. Denn als er 1780 Frau von der Necke an ihrem Krankenlager besuchte (S. 27. f.), „schilderte er „ihr sehr ernstlich und in andringenden Worten Schröpfern, als einen Mann, der übernatürliche Kräfte besessen habe, und der wenn er „diese gehörig benutzt hätte, viel Gutes würde „haben wirken können. Er las Ihr, mit Achtung gegen Schröpfern, einige, Ihr freilich unverständliche, Briefe desselben vor. Ja er ging „so weit, (damit ja der Glauben an Wunderkraft „nicht ausstürbe) Ihr dessen nur Wenigen bekannten Nachfolger, Fröhlich, der Schröpfers „Schriften geerbt haben solle, als einen Mann „zu preisen, der vielleicht größer als Schröpfer selbst werden könnte!“ So sprach der auf-

geklärte Gottesgelehrte, der berühmte Verfasser des Hephästion, der Kirchengeschichte, der Freimüthigen Betrachtungen! so sprach er in vertrauten Zirkeln! so gegen eine der angesehensten Personen des Landes worin er lebte, deren Hang zur frommen Schwärmerei und Mystik er kannte! Und endlich: so sprach über Schröpfer und über Fröhlich im J. 1780 ein Mann, der von 1773 bis 1787 Schröpfern will tief verachtet haben! Gerade wie er seit 1777 bis 1787 nichts, nicht einmal im Guten, mit der Freimaurerei will zu thun gehabt haben, da er doch 1780, 1781, 1782, 1785, seine höchst verfänglichen maurerischen Bücher schrieb.

Herr Stark will immer aller Schwärmerei, aller Mystik, vorzüglich allem Glauben an Geisterbannerei und Geisterseherei entgegen gearbeitet haben; und „nährte doch diesen Hang durch manche Geschichte magischer Begebenheiten, die sich „zu unsern Zeiten sollen zugetragen haben, und „die er mit hinreißender Beredsamkeit im engsten Vertrauen erzählte. Z. B. (S. 20. f.): „daß ein Magus einem deutschen Prinzen, der „ihn prüfen will, was seine dienstbaren Geister „vermögen, nach einigen Tagen einen Zettel bringt, „worauf des Prinzen geheime Gedanken geschrieben stehen; der Prinz erschrickt, und wird völlig „gläubig an die Magie. Dies erzählte Herr Stark „sehr geheimnißreich der Frau von der Necke, und „mehr

„gewissen geheimen Verbindungen in Kurland
 „gewesen *); daß man ihn allgemein für einen
 „Mann gehalten, der die rechten unbekannten
 „Quellen der Geheimnisse kenne, wobei er
 „nichts gethan, diese Meinung von sich abzu-
 „lehnen; daß er vielmehr wirklich Schüler in
 „diesen vermeinten geheimen Wissenschaften
 „hätte, denen er wohl Erwartungen mag vorge-
 „spiegelt haben, die er nie erfüllte!“ Und alles
 das in Kurland, wo er von 1777 bis 1781 war;
 also gerade gleich nach der Zeit, wo er gar keinen
 Antheil mehr, geschweige einen thätigen, an der
 Maurerei will genommen haben! Wichtig ist ihr
 Zeugniß (S. 7.): daß „manche schon damals ge-
 „glaubt haben und noch jetzt trotz seines dicken
 „Buches es glauben, Hr. Stark sei in Frankreich
 „zur katholischen Religion übergetreten, um
 „in den Klöstern (wohin er in seinen mauereri-
 „schen Schriften so oft weist) zu wichtigen ge-
 „heimen Papieren zu gelangen!“ Daß also diese
 Meinung von ihm, wie er es gegen Besserwissen
 nur zu unsrer Anklage vorgab, kein von uns erst
 erdichtetes Gerücht ist! Und daß also überhaupt,
 was auch seit einiger Zeit mehrere dagegen sagen,
 die

*) Mögte ihm, nach seinem eleganten Ausdruck
 (Abschn. 2. S. 257.), doch bald die Geduld aus-
 reichen, damit er seine mauererischen Begebenhei-
 ten in Kurland selbst erzählte!

die Idee von Katholizismus bei gewissen Geheimnissen, gesetzt auch daß sie ganz ungegründet wäre, doch nicht so neu ist, nicht von Berlin ausgegangen ist, nicht (was vollends unwahrscheinlich wäre) gar nur die Idee eines einzigen Kopfes ist*)! — Wichtig Ihr Zeugniß (S. 43.): daß der gelehrte und kluge „Kardinal Borgia, ehemaliger „Präsekt des Kollegiums der Propaganda, angesehenen Reisenden selbst gesagt hat: ist sei der „vorzüglichste Sitz und Wirkungskreis der Jesuiten in Norden, und einige Jesuiten bekleiden

*) Es thut uns leid, daß auch Herr Rieter von Zimmermann in seiner neuesten Schrift: Ueber Friedrich den Großen, diese irrige Vorstellung annimmt. Wenn Herr Leuchsenring (wie Er nach S. 88. glaubt) diese Idee des weitverbreiteten Katholizismus erst erfunden hätte; wo käme sie denn schon um 1780 nach Rußland? — wo gar (man s. das gleich folgende im Text) in den Kopf eines Kardinals in Rom selbst? und zwar gerade desjenigen, der am besten wissen muß, was an der Sache ist? — Schon 1782 disputirte Hr. Stark in dem Buche D gegen eine Schrift, des Titels: Ueber Jesuiten, Freimaurer, und Rosenkreuzer; wo die Idee von den sich allenthalben einmischenden Jesuiten vorkommt. Das Examen impartial par un frere laique 1782, worauf Hr. Stark so niedrig schimpft, erklärte das Buch des Erreurs für Chifresprache der Jesuiten. — Hat denn Hr. Leuchsenring etwa beide jene Schriften geschrieben? oder auch nur veranlaßt?... Wenigstens ist die Berlinische Monatsschrift, die erst 1783 anfing, daran unschuldig.

„deten sogar schon protestantische Predigerstellen!“ Wichtig die Nachricht S. 44.: „daß ein Kurländischer Kavalier bei eben demselben Kardinal Borgia, damaligem Sekretär der Propaganda, Nachrichten über Kurland und dessen kirchlichen und politischen Zustand gefunden, die ihn in Erstaunen setzten, und die Vermuthung bestätigen, daß der römische Hof und die Propaganda auch dorthin sehr gute Korrespondenten haben müssen!“ Wichtig alles, was Sie über Herrn Starcks höchst verdächtige klerikalische Maurerei erinnert! Und wichtig vieles andere, was wir jetzt übergehen müssen.

Hat nun wohl der Herr Oberhofprediger sich über alles Obige, wenn man einen Blick darauf zurükwirft, gerechtfertigt? Kann er irgend einen Menschen davon überzeugt haben: daß er seit 1777 nichts mit der Maurerei zu thun gehabt; da er vielmehr seitdem die verdächtigen maurerischen Bücher geschrieben? Daß er der Geheimnißsucht, dem Glauben an Magie und an Geisterseherei entgegen gearbeitet; da er diesen Hang in Schriften und Reden befördert? Daß er auf keine unbekannte Meister, auf keine ungenannte Gesellschaft, als wahre Besitzer der Freimaurergeheimnisse, hingewiesen; da er dies unter mancherlei Wendungen gethan? Daß er irgend einen deutlichen Aufschluß über seine klerikalische Maurerei gegeben; da er vielmehr die Sache noch immer ärger verdunkelt? Daß er irg-

gend

gend einen Schein des Beweises, einen Schatten von Rechtfertigung, zur Begräunung des von ihm selbst erregten Verdachtes, beigebracht; da er vielmehr nur deklamirt und schimpft? Daß er endlich, was doch einen Gelehrten und einen Geistlichen wohl ziemte, in seiner Bertheidigungsschrift die Wahrheit geredet und rechtschaffen sich betragen; da er leider! vielmehr sich unwahr und unperschämt gezeigt hat? — Das Publikum hat ikt gesehen: was er hätte thun sollen, und: was er gethan hat. Es entscheide nun zwischen ihm und uns! Hat er sich gerechtfertigt; gut; so hat man unsrer Aufforderung eine wichtige Aufklärung zu danken? Hat er aber, wie wohl leider der Fall ist, weder etwas aufgeklärt noch sich gerechtfertigt; und muß also die Entscheidung jedes Unparteilichen gegen den Herrn Oberhofsprediger ausfallen: so mögen — dann sind wir für all sein greuliches Schmähen gerächet genug — so mögen Herr Schlosser und Herr Jacobi ihn um die Wette loben!

Die Herausgeber.

(Der Beschluß folgt im nächsten Stük.)

Denkmahl Salomon Gessners.

Wenn irgend ein Schriftsteller unsers Jahrhunderts die Achtung und den Dank seiner Zeitgenossen verdient hat, so war es Salomon Gessner; und wenn irgend ein Zeitalter großen Talenten die verdiente Achtung dankbar gezollt hat, so hat es das unzureichende an ihm gethan. In so weit sind beide einander würdig! und Gessners Zeitgenossen haben sich in Absicht auf ihn, vor sich selbst, vollkommen gerechtfertigt. Es kommt darauf an: ob sie es auch bei der Nachwelt thun — in einem bleibenden Denkmale thun wollen, welches sie, weniger Gessnern, der es nicht bedarf, als in ihm dem guten Geschmacke, und der Gerechtigkeit seines Zeitalters errichten.

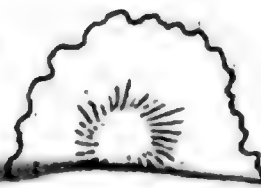
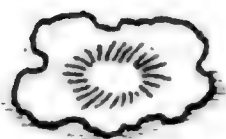
Diese Betrachtung ist es, welche einige Mitbürger des großen und in seiner Art einzigen Dichters bewogen hat, allen Freunden der Gessnerischen Muse in dieser Absicht ihre Dienste anzubieten. Weit entfernt, die ihnen heilige Asche des Mannes, dessen Gefühl so fein, als seine Bescheidenheit selten war, durch die mindeste Zudringlichkeit zu entweihen, thun sie hiermit die einfache Erklärung: daß sie jeden freiwilligen größern oder geringern Beitrag annehmen, und auf gewissenhafteste zu einem Denkmale verwenden werden, welches Gessnern auf einer von ihm oft besuchten öffentlichen Promenade in Zürich errichtet werden soll. — Von diesem Denkmale wird zu seiner Zeit an alle Beförderer desselben, ein von einem berühmten Künstler gefertigtes Kupferstück nebst dem Verzeichniß aller Theilhaber, und einigen auf Gessnern relativen Blättern abgeliefert werden.

Genehmigung des Vorgesetzten
B. Monatsch. XI. B. 5 St.

55

12
Ziele

Monat

















[illegible]

9:

Der 22ste April,

der Prinzessin Ferdinand von Pr. R. S. Geburtstag
gefeiert von Susanne von B. geborne v. F.

O Fürstin! tönete doch mein Lied wie die Sapphische
Laute,

Und schilderte feurig der Seele Gefühl!

O! stimmt' ich den deutschen Gesang, so wie Cytherens
Vertraute *)

Ihr allen Jahrhunderten reizendes Spiel! —

Du wurdest beim sanftesten Hauch der jungen Weste
geboren;

Die Sonne bestreute die Fluren mit Glanz,
Es brachen Blumen hervor; es hielten die freundlichen
Horen **)

Ben Nachtigallengesängen den Tanz.

Du wuchsest, zum Segen der Welt. Schon manche
dankende Sähe

Ist von den Wangen des Armen gerollt;

Schon mancher Leidende hat zu Deiner unsterblichen Ehre
Dies Opfer der Freude dem Himmel gezollt.

Du bist als Gattinn beglückt, als Mutter selig zu preisen,
Dir huldigt Dein fröhliches häusliches Chör
Du schmeckst bei Purpur und Pracht die höhere Wollust
des Weisen:

Du gönnst den harmonischen Musen Dein Ohr.

Gewährt ein Gott mir die Macht, womit der Thrazische
Sänger

Den unerbittlichen Orkus erweicht:

Dann Fürstin, Kleinod der Welt, dann schmückst Du
die Erde noch länger,

Als Pylos Fürst, der drei Alter erreicht!

*) Bezieht sich auf den Gesang der Sappho an die Venus, der im deutschen Auszug des Englischen Zuschauer im dritten Bande, S. 363 übersetzt ist.

**) Horen, Göttinnen, die eben das bey der Juno sind, was die Grazien bei der Venus; Juno aber war eine Göttinn der Geburt.

Berlinische Monatschrift.

I 7 8 8.

Sechstes Stük. Junius.

I.

An des Königl. Preussischen Staatsmi-
nisters Freyherrn von Zedlig Excellenz;
bey Uebersendung der Sinngedichte
Martials *).

Geh zum Besuche statt meiner, mein Martial!
zum Palaste

Unseres Zedlig geh! leist' Ihm die schuldige
Pflicht! —

„Welchen Weg nehm ich?“ — Hör' an, ich will
dir den meinigen sagen.

Sein vormahliges Haus kennst du: das wandre
vorbey;

Schlüpfe

*) Nach Martials ein und siebenzigstem Sinngedicht
des ersten Buchs.

B. Monatsch. XI. B. 6. St.

31

Gedächtnis behalten über den Weg hin, wenn der
 Todten,

Du auf dem Boden präsent, daß schon im
 Todte gewaltig.

Sich hier — aber was ihm noch — der Gedächtnis
 Gedächtnis, den großen
 Gedächtnis Gedächtnis: das hat noch du im
 hohen Geist du,

Sich den Todten vor, mit ersten Gedanken
 geschwunden,

Du von Todten Geist schenkt mit Geist
 bekräftigt *).

Sich Geist verleiht dir in den Geist Todten von
 Geist,

Wie die Geist sein, nicht im Todten
 bekräftigt.

Stieg

*) Der Geist, die im Gedächtnis, Geist der
 Geist sein: Gedächtnis, Geist, Gedächtnis, und
 Geist der Geist, werden von dem Gedächtnis
 Gedächtnis der Gedächtnis Gedächtnis Gedächtnis
 Gedächtnis der Geist ist der Geist Gedächtnis der
 Geist Gedächtnis Gedächtnis, der die Geist ist der
 Geist Gedächtnis, der die Geist Gedächtnis, der die
 Geist Gedächtnis, der die Geist Gedächtnis, der die
 Geist Gedächtnis, der die Geist Gedächtnis, der die

Flieg hindurch! Der arbeitsamen Penia Bohnsitz *)
Laß zur Rechten! dein Weg führet zur Linken
dich fort.

Hier erforsche sein Haus noch vor dem Tempel des
Gottes

Aesculanus **); und nun tritt in das hohe
Portal,

Und befürchte nicht der stolzen Schwelle Verachtung:
Keines Großen Thür thut sich gefälliger auf.
Keiner ist Phöbus gewohnter und keiner die klugen
neun Schwestern.

Sollt' Er fragen: Warum giebt er nicht selbst
den Besuch?

So versetz: Was Du hier liesest, so wenig es werth ist,
Hätte doch nie der Besuchgeber in Stande
gebracht.

Ramler.

*) Zu diesem großen Gebäude war die Aufschrift
bestimmt: Paupertati sedulae.

**) Der Gott Aesculanus, ein Vater des Gottes
Argentinus, ließ hier bloß Scheidemünze schlagen.

G. E. Lessings handschriftliche Anmerkungen zu Winkelmanns Geschichte der Kunst des Alterthums.

Einer von den vielen durch den Tod vereitelten Vorsätzen des sel. Lessing war die Veranstaltung einer neuen, mit Anmerkungen, Berichtigungen und Zusätzen begleiteten, Ausgabe von Winkelmanns Geschichte der Kunst des Alterthums. Selbst die neue durch den sel. Rath Riedel besorgte Wiener Ausgabe dieses Werks brachte ihn von diesem Vorhaben nicht ab; und durfte es um desto weniger, je mangelhafter, zweckloser und unbefriedigender ihre Einrichtung war *). Ich erinnere mich, daß mein unvergeßlicher Freund sehr oft zu mir von dieser Unternehmung redete, und daß er nach Vollendung seiner italienischen Reise noch ernstlicher auf ihre Ausführung bedacht war, nachdem er in Dresden mit dem rechtmäßigen Verleger, Hrn. Hofbuchhändler Walther, vorläufige Verabredungen darüber genommen hatte. — Aus dem

*) Wer sich davon überzeugen will, sehe nur das Verzeichniß der bei dieser Ausgabe begangenen Fehler in v. Murrs Journal zur Kunstgeschichte und zur allgemeinen Litteratur, Th. VIII, S. 30, ff.

gab ein wichtiges Gesichtsbildniß zu der Beschau-
 gung und Eingebung des Hellenistischen Geistes,
 welche der eben genannte große Alterthumsforscher
 im ersten Bande der *Gründungen der Kunst-
 geschichte* zu Athenien bekannt machte, und
 deren schädelähnliche Fortsetzung er nicht besch,
 und für diese Ursache betrachtete, als in sich
 einer neuen Ausgabe des Geistes, dessen Fülle
 Transparenz. Eichengrund.

I.

Gründ. d. K. d. p. 7.), bemerkt Winckel-
 mann, daß die älteste Gestalt der Figuren bei
 den Griechen auch in Grund und Färbung im
 Apollonischen ähnlich gewesen sei; und daß gerade
 das Symmetrische durch ein Wort bezeichne, welches
 eigentlich unübersetzt bleibe, (*symmetria*) und
 bei ihm Figuren bezeichne, welche nicht mehr, wie
 in dem ältesten Zeitalter, völlig gerade, und eher
 als Übergang waren, sondern in mancherlei
 Einigungen und Färbungen standen.

Leffing

*) Alle Schranken beugen sich hier auf die
 Freiheit der Kunst. In der Wissenschaft, die die
 Gleichheit bezieht, und die sich mehrere Jahre,
 nicht nur nach einem Leben, sondern nach einem
 Leben, nur nach einem Leben; und nicht zu
 den zwei Theilen der Wissenschaft. Bemerkungen
 zur K. d. K. die sich gleichfalls auf einen Nach-
 laß beziehen.

K.

den so genannten eusebischen Statuen bei
solche gewesen, an welchen eben das Gesicht an
die oben sichtbare rechte Theile aus Elfenbein
gearbeitet waren. Plineus könnte diese Ver-
muthung zu bekräftigen scheinen, wenn er (L. 34.
Buch 1.) sagt: antiquam eodem ab arte natam
et spectantem, et negantem pedem. Die elfen-
beinernen Statuen des Cereferus, des Veru-
sius, die bei den römischen Spielen vorge-
führt wurden, hätten dem Bewegten nicht so
groß gewesen sein. Doch ander müssen es eben
kings gewesen sein; als z. B. die Statue der Ve-
nera des, die Augustus von Tegyra mit her-
nach Rom nahm, und von der Pausanias aus-
drücklich sagt, daß es Laperus im malen ver-
muthet gewesen." A

Oben. sagt W. daß diese Statuen, an wel-
chen nur die äußerste Theile von Stein waren,
Eusebisch genannt werden; und L. steht hinzu:
„Der Brand Heile W. schuldig.“

4.

Bei Q. 11. Note 1. bemerkt L. daß die Figur
des Tegyra Theil Brand. T. 9. pag. 401. seine
Statur sei; und Q. 11., daß die Tegyra nicht,
wie W. sagt, auselene, sondern vielmehr von
einer gelagten Schmelze gelobt zu haben
scheint, welche Tegyra dieselben Pigmenten
auch an den Tegyra der Ägypten Tegyra malen
nehmen glaubt.

Homertischen Worten ausdrückt, die der, der ihn gemiethet hat, nicht versteht. Ich habe einen männlichen Sphinx, und nicht einen Koch, nach Hause gebracht: sagt dieser also von ihm. Sollte man nun hieraus nicht gerade das Gegentheil von dem schließen, was W. entdeckt haben will? Denn eben, weil alle Sphinxen für weiblich gehalten wurden, wird hier der unverständliche Koch ein männlicher Sphinx genannt.“

S. 47. gedenkt W. der Sphinxen an den vier Seiten der Spitze des Obelisks der Sonne, welche Menschenhände haben. — L. setzt hinzu: „Auch der Sphinx in dem Gemälde des Oedipus in dem Nasonischen Grabmahle, hatte Menschenhände. (S. Bellori.) Er hat über dieses Flügel, und sitzt.“

6.

Von einer hölzernen Statue des Apollo zu Samos sagt W. S. 61.: Telekles habe die eine Hälfte derselben zu Ephesus, und Theodorus die andre Hälfte zu Samos verfertigt. — „Umgekehrt; sagt L., Theodorus zu Ephesus, und Telekles zu Samos. Diodor. l. c.

Ebend. Nr. 2. schlägt W. vor, in der Stelle beim Diodor anstatt *κατα την ὀροφην*, zu lesen: *κατα την οσφυν*. — „Oder vielleicht, bemerkt L. *κατα την ὀφθην*, nämlich *γωνίας*, welches so viel wäre, als *προς ὀφθαλμὸς γωνίας*. W. Verbesserung taugt

taugt nichts; denn *κατα την ὁσφυν μέχρι των αἰδοίων*, würde wahrer Nonsense seyn.“

7.

„Unter den (S. 77. angeführten) Ursachen, warum die bildenden Künste bei den Persern zu keinem besondern Grade der Vollkommenheit gelangen konnten, war vielleicht auch der eingeschränkte Gebrauch derselben, indem sie solche nur zur Nachahmung kriegerischer und mörderischer Gegenstände anwandten, eine von den vornehmsten. Apud Persas, sagt Ammianus Marcellinus (L. 24. c. 6.) non pingitur vel fingitur aliud, præter varias cædes et bella. Cf. Brissenius, L. 3. §. 92.“

Zu der Bemerkung S. 120., daß der Preis in den Panathenäischen Spielen zu Athen gemalte Gefäße von gebrannter Erde, mit Del angefüllt, gewesen, schrieb L. die Anführung Pindars, *Nem. X. Epod. β.*

8.

W. S. 135. unten: „So malte Polygnotus das Pöcile zu Athen, und, wie es scheint, auch ein öffentliches Gebäude zu Delphos.“ — L. „Nämlich die Lesche. V. Pausan. L. X. wo die zwei großen Gemälde darin umständlich beschrieben werden. Was sie vorgestellt, brauchte uns Hr. W. also nicht erst aus einem alten geschriebenen Scholio zu dem Gorgias des Plato lehren zu wollen.“

wollen. Sogar die Verse, die er aus demselben zuerst beizubringen glaubt, stehen bereits beim Pausanias.“

S. 137. sagt W. daß die Stadt Alliphera bloß wegen einer Statue der Pallas von Erz, vom Hekatomdorus und Sostratus gemacht, berühmt gewesen sei; und beruft sich dabei auf den Polybius. Allein dieser Schriftsteller sagt, wie L. erinnert, nichts davon; und W. hätte lieber The-spia (das wegen der Statue des Cupido berühmt war) anführen sollen.

9.

Zu S. 180. „Der platte Augapfel in den alten marmornen Statuen hat dem Juvenal zu einem Beiworte Gelegenheit gegeben, welches kein einziger neuer Ausleger gehörig verstanden hat. Sat. VII. v. 125. heißt es von dem Sachwalter Aemilianus:

— hujus enim stat currus aheneus, alti
Quadrijuges in vestibulis, atque ipse feroci
Bellatore sedens curvatum hastile minatur
Eminus, et statua meditatur proelia tusca.

Statua tusca heißt ihnen hier allen eine einäugige Statue; entweder, wie einige sagen, weil die Statue im Profil betrachtet, nur ein Auge hat; oder, wie andre wollen, weil die Schützen um desto gewisser zu treffen, im Zielen das eine Auge zuschließen. Noch andre wollen gar, daß Aemi-
lian

II.

„Hr. W. scheint (S. 203.) ungewiß zu sein, was er aus dem Netze machen soll, welches über den Mantel einer weiblichen Statue, in der Villa des Grafen Sede, geworfen ist. Ich halte es für ein Konopeum; das ist, für das feine Netz, unter welchem man sich, besonders in Aegypten, vor den Mücken und Fliegen zu schützen pflegte. Es ward nicht bloß über die Schlafenden gebreitet, sondern man ging, allem Ansehen nach, auch darin aus. Die Wörterbücher erklären Konopeum zwar nur durch Vorhang, *velum*, *papilio*; allein es ist unleugbar, daß es wirklich ein gestriktes Netz gewesen sei. Der alte Kommentator des Horaz beim Crucquius sagt (über Epod. IX. 16.) ausdrücklich: *genus est retis ad muscas et culices abigendos, quo Alexandrini potissimum utuntur propter culicum illic abundantiam*. Und man lese nur in der Anthologie (L. IV. c. 32.) die drei Sinnschriften über das Konopeum, um dieses Umstandes wegen völlig gewiß zu sein. Der alte Scholiast des Juvenals erklärt es durch *linum tenuissimis maculis nauctum*. Für dieses *nauctum* will das Faberische Wörterbuch *distinctum* gelesen haben; allein es ist offenbar, daß man *netum* lesen muß; und *maculae* hier nicht Flecken, sondern Mäuschen bedeuten. — Genninius, in seiner Ausgabe des Juvenal, hat jenes *nauctum* in *variaturum* verwandelt, und also das *maculis* gleichfalls

falls falsch verstanden. — Sonst finde ich auch beim *Josephus Laurentius de Re Vestiaria*, Cap. I. eine Kleidung erwähnt, die mit der beschriebenen viel Aehnliches hat: *Reticulum*, sagt er, *etiam erat complicatum e funiculis, instar retis totum corpus ambiens. Haec vestis vaticinatoria Polluci.* Aber ich kann die Stelle beim Pollux nicht finden.“

12.

Nach Winkelmanns Bemerkung, S. 207. gab man den Haaren der Götterstatuen oftmals eine Hyacinthenfarbe. Er beruft sich dabei auf eine Stelle beim Pindar, die L. berichtigt. Sie steht nämlich nicht *Nem. 7.* sondern *Isthm. 7. Ant. 3.* und heißt: *ἰοβοσφυχασσι Μοισαῖς*, nach des *Erasm. Schmid's* Lesart: nach der andern ihrer aber, *ἰοπλοκαμοῖσι*, welches den Mäusen auch *Pyth. 1. Str. 1.* gegeben wird. Uebrigens heißt *ἰο* stets eine Viole, nie aber eine Hyacinthe; und jene Haare waren also violenfarbig.

13.

S. 267. gedenkt W. des von dem Grabmal der Nasonen noch übrigen Gemäldes, als des einzigen, welches den Oedipus nebst dem Sphinx vorstellt, und in der Wand eines Saals der Villa Altieri eingesetzt ist. L. erinnert dabei, daß sich zu Belioris Zeiten drei Stücke daselbst befanden; außer jenem, nemlich noch die Tigerjagd mit den
Spie-

Spiegeln, und ein Pferd; welche Altieri alle drei aus dem Nasonischen Grabmale hatte wegnehmen, und in seine Villa bringen lassen. Die letzten zwei muß also auch die Zeit verzehrt haben. *V. Bellorii Descript Sepulcri Nasonum, ap. Graev. p. 1039.*

Ebendas. sagt *W.* daß ein Stük eines alten Gemäldes im Pallaste Farnese, welches *Du Bos* (*Reflex. T. I. p. 351.*) angiebt, in Rom ganz und gar unbekannt sei. — „Indeß ist das doch, wie *L.* bemerkt, keine Erdichtung des *Du Bos*; sondern *Bellori* gedenkt desselben gleichfalls. *Du Bos* sagt: On voit encore au Palais Farnese un morceau de peinture antique, trouvé dans la vigne de l'Empereur Adrien à Trivoli &c. Und *Bellori*: (Introd. ad Picturas antiquas Nason.) In Palatio Farnesiano Romae cernitur elegantissima pictura, ex villa Adriani eo translata quae encarpis adornata est, exhibens larvam et duos pueros, nec non dimidiam Nympham, et dimidium equum ex umbra frondium arborumque prodeuntes, quas figuras Vitruvius vocat monstra et dimidiata figilla, et Itali Grottesche.“

14.

S. 275. findet *W.* das Urtheil das *Athenäus* (*Deipnos. L. 13. p. 604. B.*) sehr ungegründet, daß ein *Apollo* bloß deswegen schlecht gemacht zu achten sein würde, wenn man ihm nicht schwarze, sondern blonde Haare gegeben hätte. — *L.* setzt hinzu:

Hinzu: *νευρεας νοεας*, sagt Athenäus. Dolce hat diese Stelle besser verstanden, als Hr. W. (*Dialogo della Pittura*, p. 183.).“

S. 316. gedenkt W. der Anführung des Skelmis beim Kallimachus, und glaubt daß man dafür Smilis lesen müsse. In der Note sagt er, daß man in Bentleys Anmerkungen über diese Stelle (*Fragm.* 105. p. 358.) sehe, wie mancherlei Muthmaßungen von andern so wohl, als von ihm über diesen Namen gemacht sind. — „Ich finde, sagt L., daß schon Pomponius Gauricus (*de Sculpt.* cap. XVII.) den Skelmis beim Kallimachus für den Smilis gehalten: *Clarus et. in Samo Smilis Aeginensis, quem Callimachus Scelmin appellavit.* Diese Vermuthung, welche Kuhn (*ad Pausan.* VII. p. 531.) verwirft, ohne zu sagen, ob sie wirklich Jemand, und wer sie gehegt, hat Wesseling neuerlich (*Probab.* cap. 34) gebilligt und angenommen; und diesem ohne Zweifel hat sie Hr. W. hier entlehnt.“

15.

Ueber die S. 319. angeführten Kunstschulen des Alterthums erinnert L. folgendes: „Wenn Schulen hier Folgen von Künstlern heißen, die einem gewissen Stile folgen, und in diesem Stile unterrichten, so war wenigstens Korinth keine solche Schule. Denn wir lesen nirgends, daß die korinthischen Kunstwerke einen eigenen Stil,
B. Monatsch. XI. B. 6. St. Rf 720701

τέχνην τῆς ἑργασίας, wie es Pausanias nennt, gehabt hätten. Der Stil der korinthischen Künstler war Anfangs unter dem Helladischen, und hernach unter dem Attischen Stile begriffen.“

„Die (S. 320. n. 3.) angezogene Stelle des Plinius (L. 35. c. 36.) hätte W. bei diesem seinem Abschnitte von den griechischen Schulen zum Grunde legen sollen; und er würde Orter, wo bloß viel gearbeitet ward, nicht für Schulen ausgegeben haben. Plinius aber sagt, daß es Anfangs in der Malerei nur zwei Schulen gegeben habe: die Helladische und die Asiatische; bis Eupompus in der ersten eine Trennung verursacht habe, und die Helladische Schule in die Sicpontische und Attische unterschieden worden. Schon aus diesem Zeugnisse des Plinius ist es also klar, daß die Aeginetische und Korinthische Schule keine Schulen in dem angegebenen Verstande gewesen. Und warum gedenkt der Verfasser der Asiatischen oder Ionischen Schule so ganz und gar nicht? Ohne Zweifel, um sein Lieblingsystem, daß die Kunst und die Freiheit beständig einerlei Schritt gehalten, nicht zweifelhaft zu machen. Der vornehmste Sitz der Ionischen Schule scheint in Rhodus gewesen zu sein.“

W. glaubt S. 321., daß sich schon in ganz alten Zeiten eine Schule der Kunst auf der Insel Aegina angefangen habe, wegen der Nachrichten von so vielen alten Statuen in Griechenland, im
ägineth:

folge der angezogenen Stelle (L. 2. p. 185.) selbst beibringt.“

16.

Zu S. 353. bemerkt Lessing, was er auch schon im Laokoön S. 295. erinnert hat, daß Tauriskus nicht aus Rhodus, sondern aus Tralles in Lydien gebürtig gewesen sei. „Winkelmanns Irrthum schreibt sich ohne Zweifel daher, daß er beim Plinius von diesem Kunstwerke gelesen zu haben sich erinnerte: *ex eodem lapide, Rhodo advecta opera Apollonii et Taurisci*. Das Werk war aus Rhodus nach Rom gekommen. Apollonius und Tauriskus waren Brüder, die eine so große Hochachtung für ihren Lehrmeister in der Kunst hatten, daß sie sich auf ihren Werken lieber nach ihm, als nach ihrem leiblichen Vater nennen wollen. Denn nichts anders kann Plinius meinen, wenn er von ihnen sagt: *Parentum u certamen de se fecere. Menecratem videri, professi, sed esse naturalem Artemidorum*. —

„Daß die asiatischen Künstler (wie W. S. 357. sagt) denen, die in Griechenland geblieben, den Vorzug streitig gemacht haben: davon, sagt L., wünschte ich ein anderes Zeugniß angeführt zu sehen, als das Angeführte des Theophrast. Unmöglich kann es W. selbst nachgesehen haben. Denn erstlich würde er schwerlich *cap. ult.* citirt haben, welches nur von den Ausgaben vor dem Basas

Kasaubonus zu verstehen ist, der, wie bekannt, aus einem Heidelbergischen Manuscripte noch fünf Kapitel hinzufügte; daß also in den neuern Ausgaben die Stelle, auf die es hier ankommt, in dem 23sten Kapitel zu suchen ist. Zweitens, welches das Hauptwerk ist, würde er unmöglich, was Theophrast einem Prahler in den Mund legt, zu einem glaubwürdigen Beweise gemacht haben. „Ein Prahler, (αλαζων) sagt Theophrast, wird sich dessen und jenen rühmen; er wird dem ersten dem besten, mit dem er auf dem Wege zusammenkommt, erzählen, daß er unter dem Alexander gedient; wie viel reiche Becher er mitgebracht; er wird behaupten, daß die asiatischen Künstler denen in Europa weit vorzuziehen sind.“ Nehmlich um den Werth seiner Becher, die er aus den asiatischen Feldzügen mitgebracht, desto mehr zu erheben. — Was beweiset nun diese Aufschneidesrei hier für unsern Verfasser? Wenn sie ja etwas beweiset, so beweiset sie gerade das Gegentheil.“ — —

S. 382. redet W. von Cäsars Statue zu Pferde, die vor dem von ihm erbaueten Tempel der Venus stand, und sagt: es scheine aus einer Stelle des Statius, daß das Pferd von der Hand des berühmten Lysippus gewesen, und also aus Griechenland weggeführt worden. — „Es scheint;“ setzt L. hinzu; vorausgesetzt nemlich, daß die Stelle des Statius, auf die es ankommt, nicht

untergeschoben ist, wofür sie Barth, *L. Heinsius*, und andre erkennen. *V. Sylvar. L. I. I. v. 85. c. f. Sueton. cap. 61. in Caesare, et Plin. L. VIII. cap. 42.*“

17.

„*Kaligula* nahm unter andern, sagt *Winckelmann S. 391.*, den *Thespiern* ihren berühmten *Cupido* vom *Praxiteles*, welchen ihnen *Klaudius* wiedergab, und *Nero* von neuem nahm.“ — Ueber diesen *Cupido* macht *L.* folgende ausführlichere Anmerkung:

„Unter den kostbaren Kunstwerken, welche *Verras* in *Sicilien*, besonders zu *Messana*, mehr raubte als an sich handelte, befand sich auch ein *Cupido* des *Praxiteles* von Marmor, dergleichen eben dieser Künstler für die *Thespier* gemacht hatte, und deren einer also vermuthlich die Wiederholung des andern war. Dieses erhellt deutlich aus den Worten des *Cicero*: (*L. IV. in Verrem*;) *Unum Cupidinis marmoreum Praxitelis — — idem opinor, artifex eiusdem modi Cupidinem fecit illum qui est Thespiis, propter quem Thespieae visuntur.* Jener war zu *Messana* in *Sicilien*; dieser zu *Thespiä* oder *Thespia* in *Boötien*; beide von einem Künstler, dem *Praxiteles*.“

„Hieraus verbessere ich fürs erste eine Stelle des ältern *Plinius*: (*L. XXXVI. c. 4. §. 5.*) *Eiusdem (Praxitelis) est Cupido obiectus a Cicerone Verri,*

κεν ἐργασατο Ἐρωτα Λυσιππῆς, καὶ ἐπὶ περίεργον
 τὸ Πραξιτέλης, λίθῳ τῷ πενιέλει. Καὶ ἔτα-
 μεν ἔχειν ἐς Φρυγὴν καὶ τὸ ἐπὶ Πραξιτέλει τῆς γυναι-
 κὸς σοφισμῶν, ἑτέρωθεν ἔδωκε μοι δεικνύοντα. Πρῶτον
 δὲ τὸ ἀγάλματι κινήσας τὸ Ἐρωτὸς λεγόντι Γάϊον δι-
 καστεύσαντα ἐν Ῥώμῃ. Κλαυδίῳ δὲ ὀπίσω Θεσπιεύου
 ἀποπεμφθέντος, Νέρωνα αὐτῷ δευτέρῳ ἀνάσσαντι
 ποιήσας καὶ τὸν μὲν φλοῦζ αὐτοῦ διεφθέρει. Ich
 kann mich nicht enthalten, zuvörderst die lateini-
 sche Uebersetzung des Amasäus anzuführen, weil
 er gleich die Worte, auf welche es bei meinem
 Beweise fast am meisten ankommt, ganz unrichtig
 genommen hat: Thespiensibus post ex aere Cupi-
 dinem elaboravit Lyfippus, et ante eum e mar-
 more Pentelico Praxiteles. De Phrynes quidem
 in Praxitelem dolo alio iam loco res est a me expo-
 sita. Primum omnium e sede sua Cupidinem
 hunc Thespiensem amotum a Caio Romano Impe-
 ratore tradunt; Thespiensibus deinde remissum a
 Claudio. Nero iterum Romam reportavit; ibi
 est igni consumtus. Ich sage, Amasäus hat das
 πρῶτον fälschlich auf Γάϊον gezogen, da er es hätte
 sollen auf ἀγάλματι ziehen. Pausanias will sagen:
 Schon vor dem Kupidō von Erz, welchen Lyfip-
 pus den Thespiern arbeitete, hatten sie einen aus
 pentelischen Marmor, den ihnen Praxiteles ge-
 macht hatte. Was mit dem letztern vorgegangen,
 fährt er fort, und die List, deren sich Phryne wi-
 der den Praxiteles bedienet, solches habe ich be-
 reits

reits an einem andern Orte erzählt. Den erstern aber (nämlich den Cupido des Lysippus, nicht als den ersten in der Zeit, sondern als den ersten in der Erwähnung des Pausanias,) soll Cajus Caligula den Thespiern weggenommen, Klaudius ihnen wiedergegeben, Nero aber zum zweitenmale mit sich nach Rom geführt haben; und dieser ist daselbst verbrannt. — Meines Erachtens zeigt dieses καὶ τοῦ μὲν &c. deutlich genug, daß man das πρῶτον, wie ich sage, auf ἀγαλμα ziehen müsse.

„Doch auch diese Wortkritik bey Seite gesetzt, so erhellet auch schon aus dem Zusatze, daß diese nach Rom weggeführte Bildsäule daselbst verbrannt sei, daß es nicht das Werk des Praxiteles könne gewesen sein. Sie verbrannte; und verbrannte ohne Zweifel in dem grausamen Brande, den Nero selbst anzündete. Verbrannte sie aber da; wie konnte sie zu des ältern Plinius Zeiten noch vorhanden, und in der *Schola Octaviae* aufgestellt sein? Und dieses meldet in der angezogenen Stelle Plinius doch ausdrücklich.“

„Alles dieses zusammen genommen, muß man sich die Sache also so vorstellen: daß Praxiteles mehr als Einen Cupido gemacht habe, und auch nach mehr als Einer Idee. Um einen brachte ihn Phryne; einen ändern, der ganz nackt war, hatte die Stadt Parium in Mysien, dessen Plinius gleichfalls gedenkt; einen dritten besaß Hejus

in Messina, den sich Verres zueignete; und den vierten hatte der Künstler für die Thespier gemacht. *), welcher endlich auch nach Rom kam. Doch war es nicht der, den erst Kaligula, und zum zweitenmale Nero dahin brachte; denn dieses war ein Werk des Lysippus von Erz, welches in dem großen Brande unter dem Nero mit darauf ging. Zu den Zeiten des Pausanias hatten die Thespier also weder die Bildsäule des Praxiteles, noch des Lysippus mehr, sondern sie begnügten sich, wie Pausanias gleichfalls meldet, mit einem Werke des Menedorus von Athen, welches nach des Praxiteles seinem gemacht war. "

„Was Winkelmann in der Anmerkung S. 391. n. 6 dem Bianchini entgegen setzt, ist nicht so gar schliessend. Es ist wahr, Plinius gedenkt der Pallas vom Evodius **), des Herkules vom Lysippus, die doch nach Rom gebracht worden, auch nicht. Aber müssen sie zu den Zeiten des Plinius noch vorhanden gewesen sein? Können sie nicht, wie

*) Wo es nicht eben die Statue ist, die ihm Phryne aus den Händen spielte, wie Strabo L. IX. meldet, welcher aber diese Geschichte nicht von der Phryne, sondern von der Glycerium erzählt. S. Manutii Commentar. in L. IV. Act. in Verrem.

**) Der Künstler dieser Pallas heisst nicht Evodius, sondern Eudorus, und ist eben der, dessen W selbst S. 317. unter den Schülern des Dädalus gedenkt.

wie der Kupido des Lysippus, in dem großen Neeronischen Brande darauf gegangen sein? Daß aber dieser wirklich eine Menge alter Kunstwerke verzehrt habe, sagt Tacitus (Annal. L. XIV. c. 41.) ausdrücklich. Ja, in diesem Brande ging der alte Tempel des Herkules, den Evander erbauet hatte, mit zu Grunde. Wie leicht, daß sich der Herkules des Lysippus in diesem Tempel befand!“

18.

Zu S. 394. „Ich begreife nicht, wie so ein Paar Alterthumskundige, als Stosch und Winckelmann, über das, was der Borghesische Fechter vorstellen soll, ungewiß sein können. Wenn es nicht die Statue des Chabrias selbst ist, der sich in der nehmlichen Stellung in der Schlacht bei Theben gegen den Agesilaus so besonders hervorthat; so ist es doch die Statue eines Athleten, der sich als Sieger am liebsten in dieser Stellung, die durch den Chabrias Mode ward, vorstellen lassen wollte *). Sie hätten sich nur der Stelle des

Nepos

*) Man sieht, daß Lessing, als er diese Anmerkung niederschrieb, seine Vermuthung noch nicht mit der Zuversicht annahm, mit der er sie im Laokoön, S. 286. ff. geradezu behauptete. Uebrigens ist bekannt, daß er sie im zweiten Theile der Antiquarischen Briefe S. 39., gänzlich wieder zurück nahm, nachdem sie ihm zu mancherlei scharfsinnigen Erörterungen Anlaß gegeben hatte.

Nepos in dem Leben des Chabrias (cap. 1.) erinnern dürfen: Namque in ea victoria &c. — — Zu vergleichen S. 163., wegen der Aehnlichkeit einer bestimmten Person *).“

*

*

*

Seint Artikel Diogenes im zweiten Register, wo gesagt wird, er habe die Karyatiden im Pantheon zu Athen versfertigt; durchstrich L. diese letztern beiden Worte, und schrieb hinzu: „Aus diesem; und mehr dergleichen albernem Fehlern ist es wohl sehr deutlich, daß Hr. W. das Register nicht selbst gemacht hat.“

- *) Winckelmann bemerkt nehmlich selbst am angef. Orte, daß das Gesicht des borghesischen Fechters offenbar nach der Aehnlichkeit einer bestimmten Person sei gebildet worden. Diese Anmerkung dachte L. für seine vermeinte Entdeckung zu benutzen: daß dieser so genannte Fechter wirklich eine bestimmte Person, nehmlich den Chabrias, vorstelle. Uebrigens findet man die lehrreichsten Bemerkungen über diese Statue in Hrn. Hofr. Seyne's Sammlung antiquarischer Aufsätze, St. 2. S. 229., und in des Hrn. v. Ramdohr schätzbarem Werke über Malerei und Bildhauerei in Rom, Th. I. S. 326. f. Vergl. Hrn. Mörsers Aufsatz: Virgil und Tintoret, in der Berl. Monatschrift, Sept. 1787. S. 207. L.

D a p h n e *).

(Ovids Verwandlungen, Buch I. V. 452—567.)

Die erste Lieb' in Phöbus Busen brannte
Für Daphnen, Peneus Tochter: nicht entflammt
Von Ungefähr; Cupidens Sorn verdammt
Ihn zu der Quaal, die er ins Herz ihm bannte.
Als ihn jüngst Delius, der aufgebläht
Noch ob dem Fall der Schlange sich gebrüstet,
Den Bogen spannen sah; hat er darob entrüstet
Mit diesen stolzen Worten ihn geschmäht:

„Muthwillger Knabe, was machst du mit diesen
Waffen,

„Die meinen Schultern ziemen, dir zu schaffen?

„Vor meinem Bogen rettet sich

„Kein Wild, kein Feind; mein Pfeil wird sie ereilen.

„Den aufgeblasnen Python selbst hab' ich,

„Es ist nicht lange noch, mit ungezählten Pfeilen

„Ge

*) Man vergleiche mit dieser Uebersetzung in achtzeiligen Stanzzen (ottave rime) eine frühere in Alexandrinen, Berl. Monatschrift, 1783, Jul., S. 44:

„Getödtet, daß er hingestreckt

„Viel Joche Lands mit giftgem Sauche deckt.

„Die Fackel mögest du mit schwachen Händchen
fassen,

„Um zu entzünden, was weiß ich

„Für Liebe; doch in Zukunft hüte dich,

„Des Ruhms, der mir gebührt, dich anzumaßen.“ —

Drauf gab ihm Venus Sohn zurück: „Dein Pfeil
erreicht

„O Phöbus, alles? Gut, mein Pfeil wird dich
erreichen!

„Drum muß dein Ruhm dem Ruhm Kupidens
weichen,

„So weit als dir die Schaar der Thiere weicht.“

Er sprach, und schwang sich schnell mit leichtem
Flügel

Durch die zertheilte Luft auf des Parnassus Hügel.

Aus vollem Köcher langt er hier der Pfeile zwei,

Die weder an Gestalt noch innrer Kraft sich gleichen:

Des einen Rohr ist dick, mit stumpfem Blei

Beschlagen; wo er trift, macht er die Lieb entweichen;

Der

Der andere vergoldet, scharf gespißt,
Giebt Liebe jeder Brust, die seine Spitze rißt.

Nun drückt er ab, und trifft die Nymphe mit
Dem einen,
Und Phöbus mit dem andern: dieser brennt
Vor Liebe; jene flieht, wo man die Liebe nennt,
Freut sich gefangnen Wildes, streift in Hainen
Und dunkeln Höhlen, die Racheiferinn
Der ehelosen Phöbe, her und hin,
Und ziert ihr Haar, das regellos dem Winde
Ein Spiel ist, mit der heiligen Binde.

Sie sah der Freier Schaar nicht ohne Scheit,
Und keiner konnte Daphnens Huld sich rühmen;
Sie floh, um unbesorgt, was Amor oder Hymen
Und was das Band der Ehe sei,
Zum unwegsamen Wald dem Wilde nachzuspringen.
Es sprach ihr Vater oft zu ihr:
„Gieb, Töchter, einen Eidam mir;“
Oft sprach er: „Kind, du mußt mir Enkel bring-
gen.“

Da überfliegt, wenn so ihr Vater spricht,
Ein hohes Roth ihr schönes Angesicht.

Die hochzeitliche Fackel haßte

Sie gleich dem Laster. Sie umfaßte

Mit schmeichlerischem Arm des Vaters Hals, und
bat:

„Laß mich der ewigen Jungfrauschaft genießen!

„O thu an deinem Kind, es steht zu deinem
Füßen,

„Was an dem seinigen Dianens Vater that.“

So brachte sie den Vater wohl zum Schmei-
gen;

Doch, Daphne! deine Wohlgestalt verbaut

Dir dieß Gelübd', und ist mit ihm im Streit.

Dich liebet Phöbus. — Ach! ist es gleich sonst ihr
eigen,

Die Zukunft hell zu sehn; so täuscht doch dieses
mal.

Ihn, der so heiß, als dein Gemahl

An deiner Hand der hochzeitlichen Fackel

Zu folgen, wünscht und hofst, sein eigenes Orakel.

Wie nach der Erndtezeit die leichte Stoppel
brennt,
Wie durch die Glut, die, wenn die Nacht allmählig
schwindet
Und sich der Wanderer von seinem Lager trennt,
Zurück bleibt, die Hecke sich entzündet:
So brennt der Gott, so flammt mit aller Kraft
Das Feuer auf, das seine Brust verzehret;
Er aber liebt es noch, und nähret
Mit Hoffnung seine Leidenschaft.

Das Haar, das ungeziert um Daphnens Schul-
tern schwebet,
Sieht er, und ruft: „wie wärs geschmückt erst
schön!“
Er sieht ein Sternenpaar, wenn sie den Blick er-
hebet;
Er sieht den Mund, und seufzt ihn nur zu sehn.
Er lobt die Hand, den Arm, die Finger, ihre Füße,
Die das Gewand zur Hälfte nur bedeckt,
Und ahndet wohl, daß das, was ganz versteckt
Vor seinem Blicke bleibt, noch mehr entzücken müsse.

Sie aber flieht ihn, schneller als die Luft,
Ob schon mit süßer Stimm' er so zurük sie ruft:

„Halt, Tochter Peneus, schöne Nymphe, fliehe
„Nicht länger; dich verfolgt kein Feind, verziehe!
„Mit bangem Tittich pflegt die Taube so zu
fliehn,

„Wenn sich der Adler naht; so flieht das Reh der
Leuen,

„Das Lamm den Wolf: mit Recht! ein Feind ist mehr
zu scheuen.

„Mich aber ziehet nur die Liebe zu dir hin.

„O weh mir! daß ja nicht im Laufe dich die
Erde

„Ein Fehltritt stürze! daß an spitzen Dornen sich

„Ja nicht dein schöner Fuß verletz', und ich

„Die Schuld von deinen Schmerzen werde!

„Rauh ist der Weg, auf dem du eilst;

„Gieb meiner Bitte nach: laß ab, laß ab zu en-
len!

„Geliebte, fürchte nichts; wenn du verweilst,

„So will auch ich, entfernt von dir, verweilen.

„Nimm erst, wer dich liebt; es ist kein Hirt,
es ist

„Kein Bergbewohner; ach, du weißt nicht, wen du
fliehst:

„Drum, Unbesonnene, fliehst du! Seit grauen
Zeiten

„Ward mir die Herrschaft über Tenedos

„Und Delphos, Alaros, Patara zum Loos.

„Mich zeugte Jupiter. Harmonisch mit den Saiten

„Tönt der Gesang durch mich. Es wird durch mich,
was war

„Und ist und sein wird, offenbar.

„Mein Pfeil trifft sicher; doch schlug tiefe
Wunden

„Ein Pfeil der sicherer trifft, in diesen Busen hier.

„Die Heilkunst ward von mir erfunden,

„Der Kräuter Kraft gehorchet mir,

„Als ihren Retter flehn zu mir die Menschenkinder:

„Ach, daß kein Kraut die Liebe heilt,

„Und jedem, nur nicht dem Erfinder,

„Tröst meine Kunst und Linderung ertheilt!“

Er sprach noch mehr; doch blieb weit hinter Pe-
neus Kinde

Die halbverstandne Red' und Phöbus selbst zurük.
So floh die Züchtige; doch zeigten lose Winde
Den schönsten Gliederbau nicht selten seinem Blick:
Denn buhlerische Lüfte spielten
Mit Daphnens flatterndem Gewand,
Umwehten sie verräthrisch, und durchwühlten
Ihr fliegend Haar, das keine Schleife band.

Ihr Reiz ward durch die Flucht erhöht.
Der jugendliche Gott erträgt es länger nicht,
Die Schmeichelreden zu verschwenden; flehet
Nicht länger mehr. Mit glühendem Gesicht
Ermannet er sich, er hat zu lange schon geklaget;
Der Wollust Feuer wird in seinem Busen wach,
Und mit verstärkten Schritten jaget
Ihn Amor selbst der fliehnden Nymphe nach.

Wie, wenn der Windhund schnell auf einer großen
Breite

Den Hasen sieht; mit raschen Füßen sucht
Die Rettung dieser, jener seine Beute:
Der eine hoffend, jekt, und jekt, auf seiner Flucht
Den

Den Feind zu fassen, sperrt den Rachen auf; doch
windet

Der andre, zweifelhaft, ob er ergriffen sei,
Sich los, und macht vom Zahn, den er bereits
empfindet,

Macht selbst vom Bisse noch sich frei. —

So flieht die Jungfrau, so der Gott; ihn machet
Die Hofnung, sie die Furcht geschwind.

Doch der Verfolger läßt nicht ab, denn Liebe facht
Sein Feuer an, auch läuft er, schneller als der
Wind,

Da Amor selbst ihm seine Flügel leihet.

Schon ist er Daphnens Rücken nah, schon wird
Ihr lockicht Haupthaar, das zerstreuet.

Um ihren Nacken fliegt, von seinem Hauch berührt;

Sie fühlt es, fühlt, wie schon allmählig ihrem
Fuße

Die Kräfte schwinden; und erbleicht.

Ermattet flehet sie zum väterlichen Flusse:

„Wenn, Vater, deine Macht der Macht der Götter
gleichet,

„So sende Rettung! oder du, o Erde,
„Verwandle die Gestalt, durch die ich, ach!
„Zu sehr gefiel, daß sie nicht tödtlich werde
„Der jungfräulichen Schaam, nicht Schuld an meiner
Schmach.“

Als diese Worte kaum von ihren Lippen sa-
gen,
Erstarrte jedes Glied; es hatt' ein harter Gast
Sich um die weiche Brust gezogen;
Zu Zweigen wuchs das Haar, und jeder Arm zum
Ast.

Ihr erst so schneller Fuß blieb träg an Wurzeln
fleben;
Ein Wipfel stieg rund um ihr Haupt empor.
Doch sah man Daphnens Lieblichkeit, wie vor
Die Nymphe, jetzt den neuen Baum umschweben.

Noch liebte Phöbus sie. Als ob sie lebte, hielt
Er noch den Stamm mit heißem Arm umfassen,
Und durch die junge Rinde fühlt'
Er noch des Herzens Schlag. Als küßt' er ihre
Wangen,

Küßt'

Küßt er das Holz; doch schiens, es meide seinen
Fuß.

Da sprach der Gott: „ich muß als Gattin dich ver-
lieren,

„Doch bist du mein, als Baum; und ewig muß
„Dein edles Laub mir Haar und Harf und Röhre
zieren!

„Die Helden Laziens, o Lorbeer, soll
„Dein Zweig bei ihrem Zug zum hohen Kapitol
„Und unter frohem Siegesgesange schmücken.
„Dich seh die Burg Augusts zum Schutz der Eiche
blühen!

„Wie mein Haar ewig glänzt, so soll auch ewig
grün

„Dein Blatt von dir die Hand des Ruhmes pflücken!“
Er sprach; da neigten die Aeste sich, da schien
Gleich einem Menschenhaupt der Wipfel sanft zu
nicken.

Wien.

Prandstetter.

Herr Oberhofprediger Starck.

(Man f. April S. 319. und Mai S. 519.)

III. Herrn Starcks' klerikalische Briefe, 1757.

Aus allem, was bis ikt über den Herrn Oberhofprediger bekannt geworden, sieht man also, wie thätig derselbe in Absicht der Maurerei, zwanzig Jahr seines Lebens durch gewesen ist. Freilich trifft unglücklicherweise die Hälfte dieser 20 Jahre in die Zeit, wo er gar nichts mehr mit Maurerei will zu thun gehabt haben; aber leider ist die vorgelegte Erzählung jener Thatsachen zu bündig, als daß diese seine Behauptung etwas anders wie seine Schande bewirken könnte. Im Anfang des J. 1767 trat Er, dieser damals noch junge (26jährige) Mann, schon als ein, seiner eigenen Angabe nach, so vollendeter Maurer auf, daß er schon damals am Ziele stand, und deshalb „schon vor etlichen „Jahren den Entschluß gefaßt hatte, (wie ein andrer St. Nikäse) sich der Maurerei in der Stille „zu ergeben“; ein so vollendeter Maurer, daß Er sich selbst als den geheimnißreichen „Kenner des „Höchsten und Besizer des Innersten, als den „Mitgenosß der verborgenen wichtigen Gesellschaft „der Meister der Maurerei“ angab; und daß er „dem

1781. Ist Herr Stark wirklich in Kurland nicht als Maurer thätig gewesen? Es scheint dem Herrn Oberhofprediger leicht zu sein, Dinge zu behaupten, bei welchen mancher Andere, der nicht einmal Oberhofprediger ist, doch einen schweren Widerstand empfinden würde; aber auf diese Frage mit Nein! zu antworten, dazu wird Er Selbst nicht einmal im Stande sein. Auch deutet er an (Th. II. Abschn. 2, S. 257): daß er seine Kurländischen Begebenheiten so, daß sie ihm gewiß nicht Schande machen, werde erzählen können; so gerne wir dies glauben, so sieht man doch selbst hieraus, daß er also wirklich in Kurland Begebenheiten, nemlich maurerische Begebenheiten, (denn davon war allein die Rede) gehabt hat. Auch ist seit kurzem das gültigste Zeugniß über diese Sache bekannt geworden. Frau von der Recke Etwas über H. Starks Vertheidigungsschrift, S. 5: „Es ist doch einmal gewiß: daß H. Stark bei seinem hiesigen Aufenthalte (in Mitau) einen sehr thätigen Antheil an geheimen Verbindungen genommen hat; daß er bei den Leuten, welche glaubten, große Geheimnisse wären noch von unbekannten Obern, besonders aus Frankreich, zu erlangen, für einen wichtigen Mann, der die rechten unbekannten Quellen der Geheimnisse kennen mußte, allgemein gehalten, und deshalb mit geheimier Ehrfurcht angesehen ward; daß er wenigstens gewiß nichts that, um diese

„Nei:

„er sich dadurch in einem gewissen Zirkel zu er-
 „werben mußte, noch in frischem Andenken ist, ha-
 „ben sich sehr verwundert, daß er in seiner Ver-
 „theidigungsschrift gerade diejenigen Dinge, in
 „welchen er insgeheim auf eine so unerklärliche
 „Weise thätig gewesen ist, nicht berührt, u. s. w.“
 S. 8: „Gerade da, wo diejenigen, welche die ge-
 „heime Rolle kennen, die er in Königsberg und
 „hier spielte, am gewissesten einigen Aufschluß
 „erwarteten, hüllt er sich in geflissentliches Dun-
 „kel, u. s. w.“ S. 34: „Nachdem H. Starf
 „hier so manchen edlen Mann mit hohen Er-
 „wartungen in der Freimaurerei hingehalten
 „hatte, u. s. w.“ — Dieses alles ist so umständ-
 lich, so bündig gesagt, daß, obgleich der Herr
 Oberhofprediger sich wahrscheinlich über alle seine
 maurerischen Schritte in Kurland vollkommen
 wird rechtfertigen können, er doch diese Schritte
 selbst gethan zu haben schwerlich leugnen wird.

2) In diese Periode fallen ferner die Jahre
 1780 bis 1785, in welchen er die im Mai angezeig-
 ten vier maurerischen Bücher herausgab. Auch
 diese Bücher hat er gerechtfertigt; wie? das hat
 der Leser im Mai gesehen. Doch es sei darum;
 genug: er kann nicht leugnen, sie geschrieben zu
 haben; und er nahm also Theil an dem Gegen-
 stande. Diese Schlußfolge scheint wenigstens sehr
 bündig; Er aber ist in dem ist erschienenen Nach-
 trage

frage *) so spaßhaft, daß er dieselbe leugnet. S. 549: Wenn Hr. G. meine Versicherung, daß ich „seit 9 Jahren mich von allen maurerischen Verbindungen zurückgezogen, aus der Ursache bezweifeln will, weil ich gleichwohl von der Maurerei handelnde Bücher geschrieben; so ist das ein so „Fähler Behelf, der nicht ärmlicher sein kann. „Ist denn das nicht zweierlei: mit einer Sache in „Verbindung stehn, und als Gelehrter davon „urtheilen?“ Also, bloß als Gelehrter, oder wohl gar als Geistlicher, schrieb der Herr Oberhofprediger diese Bücher!! Das ist freilich was anders. Aber, wie man doch verblendet sein kann! Alle Welt glaubte, es müsse dieselben ein recht eifriger und großer, wenigstens sich gern für groß und vollendet ausgebender, Maurer geschrieben haben; man rieth bald auf einen solchen, und freilich traf man auch den rechten. Aber das war dennoch ganz verkehrt; denn jeder Gelehrter und Geistlicher hätte die Bücher eben so gut schreiben können. Und es ist, wenn man die Sache recht bedenkt, in der That unbegreiflich, warum man nicht, anstatt auf Herrn Stark, auf irgend einen andern

*) Um unsre Prophezeiung Jänner S. 79. über diesen dritten Nachtrag seines dritten Werkes wirklich zu erfüllen, enthält derselbe XIV und 637 und 72, zusammen: 723 Seiten. So daß das ganze Ungeheuer bis jetzt 2365 Seiten faßt!

„Selbst in den Ebsen!“ Der Herr Oberkellner blickt ein viel zu erfahrener Greisener, als daß er im Ernst glauben sollte: was Hesse mit dem sehr eifrig thut, für den Orden ist, wenn man mit ungeheurer Oberanstrengung in die Lage geht. Nach seiner eignen Lehre geht sich ja die recht große Kunst vom Logenstischen her. So macht es der ja im vollen Aufschwung stehende E. Hesse, der jetzt aus seinem Kloster so ansehnliche maurische Briefe schreibt: so der im J. Logalle heranzuschicken Kister (in diesem Brief des Ordens), welche nach noch späteren Ebsen ist; und so macht es ja nachherlich auch die ganze geheime Gesellschaft, welche nach seiner Versicherung den Orden gestiftet hat, und dessen Thronwelt befragt. Erklärt mir auch der vollen hier und man dem Bergbau singende Bergbauern nicht selbst mehr möglich hat, in den Ebsen zu fahren. Hat ein solcher Mann will er sich auch nicht sein. Er will nach Ebsen seine Vergleichung nach ja verstehen geben: daß er in seiner beständigen Welt im Ebsen auf gelorne und gleichen ansehnlich ansehnliche Ebsen, auf ein jedes mögliches Bergwerk hinweist. Wer kann beständig ist, kann sich wegen eines Mann bei ihm nicht! Er weiß, vermittelst seiner Marktschreiber, was die besten Ebsen sind; die übrigen Bergbauern berichtet er, als wären sie seine Bergbauern! Wenn aber nur nicht auch der König

taubes Erz liefert, oder gar auf wilde Wasser führt!!

So viel ist also unstreitig: der Herr Oberhofprediger war seit 1767 ein sehr eifriger Maurer; und — was eigentlich die Hauptsache ist — ein geheimnißvoller Meister, ein Mann der mit dem Vorgeben auftrat, er besitze das höchste, den andern Systemen unbekannte, Geheimniß, und könne dasselbe wohl, wenn er wolle, Andere lehren. So erschien er 1767, als Kleriker; so handelte er um 1780 in Kurland; so redete er bis 1785 in seinen Schriften; und von diesem seinen Vorgeben nimmt er auch noch jetzt nichts zurück! Nur in dieser Rücksicht kann er die Aufmerksamkeit denkender Menschen fesseln. Die Frage ist nicht, wie er sie gerne stellen möchte: ob er Maurer, ob er Tempelherr war? Dies interessirt bei ihm nicht mehr, als bei andern Personen; fragte man das, so könnte seine angenommene Verwunderung Statt finden, warum man gerade Ihn aufrufe? Aber nicht den Maurer, nicht den Tempelherrn, kurz nicht den der thut was Hundert thaten, nicht den der einen längst gebahnten Weg auch mit betritt, hat man gefragt; das wäre seltsam, und unschicklich. Aber wohl fragt man den sich selbst als vielwissend angebenden Meister, der besser unterrichtet sein will als alle Andere, der von ganz unbekannten Geheimnissen, von einer verborgenen Gesellschaft, welche die Maurerei stiftete, redet,

der

heimlichvoller Winke in den Reden eines solchen neu auftretenden Lehrers vorkommen; wenn dazu ein fast allgemeines Gerücht, von Wien *) bis nach Mitau und Petersburg, diesem sich aufwerfenden Lehrer eine Verbindung mit Katholiken beimist; wenn schon über andre innere Systeme ein ähnlicher Verdacht von mehreren Schriftstellern geäußert worden; — daß dann dieser hochehrwürdige Mann, der zwanzig Jahre durch, mit wenig abgeänderten Mitteln, immer zu einem geheimnißvollen Zwecke thätig gewesen ist, daß dieser dann wohl die Pflicht auf sich habe, sich bündig und vollständig zu erklären: von wannen er kam? von wem er seine Einsichten, seine Aufträge, seine Vollmacht hatte? — Dies ist die wahre Lage der Sachen mit dem Herrn Oberhosprediger; wer unparteiisch die Monatschrift bis jetzt gelesen hat, wird diese Darstellung für richtig erkennen. Zwar hat man auf eine seltsame Art die Sache anders vorstellen wollen. Der eine sagt **): das öffentliche Äußen dieses öffentlich bekannt gewordenen Verdachtes, und die gerechte Aufforderung an Herrn Stark zur Abwälzung dieses Verdachtes, sei geschehen, um auf diese Art gleichsam durch Gewalt

*) Man s. über Hrn. Stark das Wiener Journal für Freimaurer, Jahrg. III. 3tes Vierteljahr. Einige Stellen daraus sind angeführt in unserm Prozeß, S. 201. f.

**) Schlözers Staatsanzeigen, Heft 35. S. 332.

Gewalt hinter die Geheimnisse zu kommen, welche man mit Gutem nicht hätte erhalten können. So geheimnißlustig sind wir nicht; auch thun wir förmlich Verzicht auf alle geheime Papiere des Oheims des heil. Nikäse, auf alle Vorschriften zum Geisterbannen durch den Degen und durch Räuchern, auf alle wichtige Aufschlüsse der hochwürdigen Brüder Kleriker. Nur, wenn wir nicht mehr Verdacht äußern sollen, so fordern wir eine unverdächtige Begräunung dieses nicht durch uns entstandenen Verdachtes; eine Erklärung, auf welche geheime Gesellschaft der Herr Oberhosprediger hindeuten will; eine Erklärung ob er das ganze Spiel selbst ersann, oder von wem ihm dasselbe vorgezeichnet ward? Ein Anderer versichert, als wenn er es recht wüßte *): die ganze Sache sei nur eine Freimaurerkabale. So eifrig und so kabalirend sind wir nicht; wir haben nie ein System errichten wollen, dem etwa durch Herrn Stark Abbruch geschehen wäre: nicht unsern maurerischen Verbindungen, sondern der Vernunft, der Denkkfreiheit, der protestantischen Religionsfreiheit steht das berüchtigte Klerikat im Wege. Ein Dritter, Herr Geh. Hofrath Schlosser — man weiß, daß der immer die klügsten und edelsten Meinun-

M m 2

gen

*) Ein Rezensent in der Hallischen gelehrten Zeitung von 1788, bei Beurtheilung des 2ten Theils der Starkischen Schrift.

gen hegt — sagt *): es seien „boshafte Beschuldigungen, durch welche man Herrn Stark um „alle Ehre, Amt, Ansehen, und bürgerliche Existenz „habe bringen wollen.“ Das kann nicht einmal die ersten Bekanntmacher der Klerikatsbriefe treffen, vollends aber durchaus nicht uns. Ist denn wirklich das Schlimmste, was man über des Herrn Oberhofpredigers ehemalige Verbindungen ahndet, auch wahr; nun so wird eine förmliche öffentliche Lossagung davon ihn doch sicher ganz rechtfertigen, ihm wahre Ehre bringen. Auch ist ja bekanntlich ihm kein Haar gekrümmt worden; wozu denn dieser entehrende Vorwurf?

Die Frage ist und bleibt also: was hatte dieser anmaßliche hocheleuchtete Maurer, der selbst so öffentlich von seinen Geheimnissen redet, der alle andere Systeme verwirft, was hatte dieser für neue besondere Lehren? und vom wem hatte er sie? — Wie seltsam er sich über seine Geheimnisse und die Quelle derselben in seinen fünf maurerischen Büchern, in seinem Briefwechsel mit dem elenden Schröpfer, und in mündlichen Unterredungen in Kurland geäußert hat: ist bis jetzt gezeigt worden. Es ist der Mühe werth, den ersten Auftritt dieses hocheleuchteten Meisters noch einmal zu betrachten. Man schlage seine Klerikalischen

*) D. Museum, Mai 1788, S. 421., die Note.

schen Briefe auf *)! Hier findet man, S. 10., daß Herr Johann August Stark im Februar 1767 ein Mitglied der zur Observanz gehörigen Loge zu den drei Löwen in Wismar ward. Aber schon im März dess. J. zeigte er sich als einen vollkommenen Maurer, und zwar von einer ganz andern Art, der die Observanz belehren wollte. Er sagte, er sei ein Kleriker, und er nannte sich: Frater Archidemides ab Aquila fulva, Presbyter Clericus. S. 11. „Er hätte sonst gegründete, und wichtige Ursachen schon seit etlichen Jahren gehabt, sich den Ordenssachen“ (etwa den Logenbesuchen und Logenverbindungen) „zu entziehen, und sich der Maurerei in der Stille zu ergeben. Jetzt sei es ihm aber doch angenehm, den Befehlen seiner auswärtigen Freunde gefolgt zu sein.“ S. 12. (Der Brief ist an den eigentlichen Stifter des templarischen Systems, den sel. Bretherrn von Hund): „Ich hoffe, Ew. eine Entdeckung über die Meister der Maurerei zu machen, die Ihnen nicht unangenehm sein kann, ohne mich auch nicht zu erhalten ist. Es befindet sich nemlich außerhalb Deutschland eine gewisse Loge: ich habe in derselben selbst ehemals eine Charge bekleidet;

Mm 3

und

*) Jm „Archidemides oder des Anti-Saint-Micaële, zweiter Theil. Leipzig, 1786.“ 2.

„und noch bis jetzt dependirt sie von mir,
 „mit Zuziehung einiger anderer meiner Freunde,
 „und wird durch einen von uns der Loge vorges-
 „schlagenen Meister vom Stuhle regiert. Sie
 „ist reich an äußerlichen Zierrathen, hat einen
 „eignen sehr einträglichen Schatz. Aber sie ist
 „reicher durch die wenigen, von welchen sie
 „regiert wird“ (wozu, wie man eben gelesen
 hat, Herr Stark mit gehört); „die das Innerste
 „Geheimniß des Ordens besitzen, und zu er-
 „höhen trachten; und vielleicht die einzige Loge
 „des heutigen Alters, die dergleichen Meister und
 „Väter des innern *) Tempels aufweisen kann,
 „obgleich dies der Loge selbst verborgen ist.“ Und
 solche geheime Meister und Regierer einer Loge
 sollen doch nicht Unbekannte Obere sein! S. 15.:
 „Meinen Freunden“ (den eben gedachten gehei-
 men Meistern) „ist von der strikten Observanz
 „allerdings etwas bekannt; aber sie weigern sich,
 „derselben ihre Loge zu unterwerfen; und ich
 „habe es selbst noch nicht zugeben wollen.
 „S. 16.: Ich versichere Ew. feierlichst, daß die
 „Obsers

*) Wo hier in Kleinigkeiten die Lesart von den im
 Anti St. Mairise gedruckten Briefen abgeht, ge-
 schieht es bloß der größern Genauigkeit wegen,
 zufolge des aus Sonnenburg eingeschiften No-
 tariatsinstrumentes, wo die richtigern Lesarten
 aus den Manuscripten angegeben sind; s. Prozeß
 S. 71.

bleibt hier die Wahrheitsliebe des Herrn Oberhofpredigers? — Er wiederholt ferner mit ungeheuren Schimpfworten: er sei nicht als Verkündiger eines neuen Systems aufgetreten. Wie! Er redet doch von sich als einem Mitbesitzer des Innersten Geheimnisses; er will dem obersten damaligen Freimaurer in Deutschland, dem Provinzial, Freiherrn von Hund, eine wichtige maurerische Entdeckung machen, die ohne ihn gar nicht zu erhalten ist; er weist auf die wahren einzigen Besitzer des Höchsten hin, mit denen er in Verbindung steht, und will zwischen diesen und der Observanz eine Konvention schließen. Hierzu hatte er sogar „Befehle“, dieser seiner auswärtigen Freunde.“ Aber er will dennoch durchaus ganz unschuldig zu allem gekommen sein; er treibt die Lächerlichkeit iht so weit

W m 5 (anges.

„von unsrer andern Verfassung einzugehn. Ich
 „ersuche, die Sache mit möglichster Präkaution
 „zu traktiren; ich wünsche es (die Vereinigung)
 „theils des Vorthells wegen, so die Observanz dar-
 „von haben kann, und der uns unsrem Zwecke
 „näher bringt; theils u. s. w. Denn sie (die bei-
 „den Brüder) stehen in einer Korrespondenz, wor-
 „vor ich selbst erstaunt bin, und scheinen mir zu
 „allem determinirt zu sein. S. 57. Wenn Sie
 „in diesen oder andern Sachen etwas besonders
 „an mich zu schreiben belieben, und mich Ihres
 „Zutrauens würdigen wollen; so haben Sie die
 „Gewogenheit, es auf ein besonderes Papier zu
 „schreiben.“ Und doch will er nichts für sich ge-
 than haben!

(angef. S. 79) zu sagen: „Es habe ihn und die „beiden andern Herrn ein wirklich ungeführter „Zufall in Verbindung mit der sogenannten stift- „ten Observanz gebracht.“ Also war es nicht der Befehl der auswärtigen unbekannten Meister? Wann sprach der Herr Oberhosprediger die Un- wahrheit? Und also war es auch nur Zufall, daß er der Observanz seine Kenntnisse, und seine kennt- nißreichen Freunde rühmte, und die Konvention zwischen ihnen stiften wollte? ... Es ist unglaub- lich, wie ein Mann sich solche unwahre Ausflüchte, solche elende Armseligkeiten erlauben kann; aber es ist auch wohl klar, daß, wer solche offenbare Verdrehungen zu seiner Rechtfertigung vorbrin- gen muß, sich nicht auf bündige Art rechtfertigen kann.

Die beiden folgenden Briefe sind an Herrn von Hagen; den er zwar, noch dazu mit einem u. s. w. ist (Abschn. 2, S. 112) unter die Kleriker rechnet, der es aber damals noch nicht war, sondern erst nachher zu Herrn Starcks System trat. Mit die- sem tritt er hier zu der Konvention in Unterhand- lung, und eröffnet ihm den Unterschied zwischen dem säculare und klerikalischen System; jenes wird S. 26 das weltliche System übersetzt, und also ist dieses wohl das geistliche. Zur Schließung des Traktates sollen 3 Punkte für die Loge und 3 Punkte für die Herren Kleriker selbst bewilligt werden. S. 62: „Sie werden es mir Selbst zugestehn, daß „ nichts

trübe-lichter ist, als von solchen Sachen zu sprechen!" (das ist ganz unwillkürlich wahr!) Da wir (Kaiser) aber durch Pflichten verbunden sind, für den Frieden zu arbeiten" (den war es ja ein ungeführter Zufall), „so ist uns nicht erlaubt uns von denselben zu trennen. Und da der politische Staat der Oberwau unsern Zufall hat, so habe ich geglaubt, daß es billig sei, denselben von Innen zu Hilfe zu kommen. Dabero begehre ich von der Oberwau, für mich und die braven Völker v. B. und v. B. da wir nicht allein die höchsten Beden in der Fremdenwelt besitzen, auch mit der Inneren eingegangen sind, auch ihre Frieden unsern ganzen Glück mittheilen, und uns der einmal der Oberwau die solche zu erlauben geben, in derselben dafür anzuweisen, und nach unserm Beden, das unsre „Vorführung“ (die Oberwau) „gehabt, und wir nach „besitzen, begreut zu sein. Es wäre leicht gewesen, die Sache mit einem eignen Stillstehen „zu begreifen; aber die Vorsicht verlangt es“ (eben falls ein ungeführter Zufall sein) „daß wir „uns mit der Oberwau verbinden. Es ja. Wir „begehren auch nicht von der Oberwau, daß man „auf unser Haupt Wort glaubt; wir wir sind „erlaubt, uns gegen einen Iden zu vertheidigen, „bei gleiche Wissenschaften mit uns hat.“ Die „haben aber ja viel gelernt, und ganz andere, wenn „die Wissenschaften, Wissenschaften. „Was wir in „haben

„ das Innerste zu nennen belieben, können wir
 „ nicht anders als das Aeußerste in gewisser Ab-
 „ sicht nennen; ich meine die Kenntniß von An-
 „ fang, Fortgang und Abwechslung des hohen Or-
 „ dens, die Absicht der Maurerei, und den eigent-
 „ lichen Staat in dessen Verwaltung. Ich nenne
 „ das Innere: das Werk, das für den Orden
 „ geschieht, und ihm als ein ihm allein gehöri-
 „ ges Depositum anvertrauet ist, dessen das Volk nie
 „ theilhaftig werden kann, und auch nicht ein jeg-
 „ liches Glied des Ordens, nicht um Geld oder
 „ andre Schätze, sondern allein die, welche Eifer
 „ und Gedult zu jenem dreimal gesegneten Vater
 „ durch einen gütigen Führer bringt. Jenes ist das
 „ säkulare System, das Geschäft derjenigen Män-
 „ ner, welche wir mit dem Schwert, Stiefeln und
 „ Sporn gerüstet, und mit dem Kreuze bezeichnet
 „ sehen (der Tempelritter). Das Innere ist aber
 „ jenen überlassen, die mit Hülfe der segnenden
 „ Vorsicht diesen zu Hülfe zu kommen suchen (den
 „ Klerikern). Von diesen verstehe ich daher auch
 „ die Vorrechte und Freiheiten unsrer Väter, de-
 „ ren ich erwähnt habe. S. 47, 48. Sie finden
 „ den Ausdruck hart: Wir können von keinem zu-
 „ rückgehn? Mein Bruder, dies ist noch meine
 „ Meinung und wird es bleiben. Sie fragen uns:
 „ Ob wir nicht einen gewissen Zeitpunkt abwarten
 „ wollen? Auch hierzu muß ich Nein sagen, und
 „ Ihnen frei bekennen, daß es mir nur noch eine
 „ kurze

stellt haben; mag urtheilen, was der Herr Oberhofprediger für ein Geschäftsträger oder Abgesandter. Unbekannter Obern war! — Auch die folgenden Aktenstücke enthalten wichtige Aeußerungen. Auch aus den nachherigen Briefen des Herrn Stark (denn nur Er hat dieselben geschrieben, und unterschrieben) ergiebt sich: wie andringlich die Kleriker die Schließung der gedachten Verbindung wünschen, damit ihre Pläne von Größe und Herrschsucht desto leichter in Erfüllung gehen. S. 61: „Es ist uns „besonders angenehm, daß eine Zeit von 500 Jahren das Andenken von uns bei unsern Fratribus „saecularibus eben so wenig vertilgt, als uns ihr „treuer Schuß und Eifer für uns noch jederzeit in „heiligstem Gedächtniß ist, und freuen uns endlich auch aus einer solchen Zerstreuung in so glückliche und schätzbare Hände gekommen zu sein. Es „scheint, als wenn die Vorsehung sich unsrer wieder annehmen, und uns auf einige Weise in unsere „ehemalige Verfassung zurückführen will; und daher preisen wir Ew. glücklich, wenn Sie zu diesem Werkzeuge ausersehen sind. Wir schmeicheln uns mit dem glücklichsten Erfolge; und wie wir unsrer seits schon die angenehme Blüthe hervorkommen sehen, so wird es unsrer Aller größte Bemühung sein, die Vollkommenheit zu bewerkstelligen, und dereinst die angenehmen Früchte selbst in den Schooß des Ordens ausschütten zu können, dem sie mit Recht allein gehören. S. 64: „Haben

„gesegnet, daß solche allein hinlänglich sind.“ — Es ergiebt sich, daß die Kleriker sich wichtiger Geheimnisse rühmen. S. 62.: „Wir sind noch in dem Besitze verschiedener Schriften und Nachrichten. S. 85: Wir besitzen die geheime Ordenslehre. S. 88: Wir wollen die alten Wissenschaften dem Orden wieder herstellen. — Es ergiebt sich, daß sie sich großer Vorrechte anmaßen. Sie weihen (auf wahre geistliche Art) feierlich den schon lange und allgemein erkannten Großmeister als solchen ein, S. 86. Sie bedingen sich unbestimmte Rechte aus, S. 64: „Wobei wir uns aber doch die Jura stolæ reserviren. S. 71: „Unsere Officia, Vota, und daher fließende Prärogativen. Wir erbitten uns eine Gegenakte (gegen die ungeforderte und überflüssige Einmischungsaakte), „wodurch wir als Clerici erkannt, „und uns die daher fließenden Jura, Canones und „Prærogativæ in forma bestätigt werden.“ —

Und gegen alles dies, gegen diese wichtigen bedenklichen Schritte eines sich neu aufwerfenden Reformators, eines sich allein für vollkommen ausgebenden Systemes, hat Herr Stark die — muß man nicht sagen: die Unverschämtheit? — nur folgendes ganz kurz und fahl in seinem dicken Buche zu sagen. „Die Kleriker hätten sich nicht auszubreiten gesucht“ — sie, die Niemand kannte, Niemand rief, die sich so wichtig, so nothwendig machen wollten, die sich so andrängten, die Def-

Len

Er zu ihrer Ausbreitung suchten, die den H. Orden zu propagiren versprachen! „Diese änderung-
 „lich gesuchte Verbindung sei ein ungefährer Zufall
 „gewesen“ — man s. die Briefe oben! „Er sei
 „kein Gesandter oder Abgeordneter gewesen —
 er, der so oft von Austrägen sprach, der so nach-
 drücklich sagte: ich komme nicht von mir; mir ist
 nur noch wenig Zeit vergönnt zu reden; wir haben
 uns gezeigt, und würden Andere gezeigt haben!
 „Daher sei auch jene französische Schrift keine
 „Vollmacht, sondern ein maurerisches Certifikat
 „gewesen“ — diese Schrift, die er damals, als
 er sie wie Vollmacht produzirte, selbst zweimal eine
 Vollmacht nannte, die nichts von Ordensaufnahme,
 nichts von Logenattest enthält, die deutlich sagt:
Je donne le p^lin pouvoir au Frere Stark! , Die Kler-
 „iker hätten keine Unbekannte Obern gehabt“ —
 hatten sie denn etwa Bekannte? Und, der Lächer-
 lichkeiten und Unverschämtheiten höchste! die Kler-
 riker , hätten keine Unbekannte Obern gehabt, denn
 „es sei ja bekannt gewesen, daß Herr Stark und
 „drei andre Männer Kleriker gewesen *)!“ Ist

N n 2

denn

*) Th. II. Abschn. I. S. 24^e. f: „Die Kleriker nah-
 „men keine u bekannte hohe Obere an. Ich
 „weiß wohl, daß man ihnen dieses Schuld gegeben;
 „aber ich sage: daß unbekannte Obere nie von den
 „Klerikern angenommen sind. Sie sind offen zu
 „Werke gegangen; und wenn der Namen des
 „Hrn. v. Hund, H. v. Kiewetter, v. Gersdorf,
 „und

denn Kleriker und Oberer der Kleriker einerlei!! — Wie ist es aber mit der Unschuld des Mannes beschaffen, der nichts als solche Armseligkeiten zur Rechtfertigung über wichtige Umstände vorzubringen hat! Wie ist es mit dessen Redlichkeit beschaffen, der zu seiner Vertheidigung ein halb Duzend Behauptungen vorbringt, deren Unwahrheit so in die Augen springend ist?

Es mag nun mit den Geheimen Gesellschaften beschaffen sein, wie es will: diesen so weit verbreiteten, so viel wirkenden, und doch so unbekannten Verbindungen; die sich oft so sehr entgegen zu arbeiten, und oft doch auf Einen Zweck zusammenzutreffen scheinen; die, in dem Maasse wie sie jetzt existiren, wohl eine spätere Erfindung neuerer Zeiten sind; die so sehr von jedem Menschenkenner beobachtet zu werden verdienen, und doch so selten beobachtet werden. Nur, so viel sieht ein jeder ein: wenn in einer neu entstehenden, und nun aufgedeckten geheimen Gesellschaft sich Dinge zeigen, die sehr auffallend, sehr bedenklich, ja fast unglaublich sind, daß es dann der Mühe werth ist davon zu reden, und denjenigen, der ein ehemaliges Mitglied dieses Ordens war, und den man für einen ehrli-

„und Mylius“ (Tempelritter) „allen untern Gliedern unbekannt waren: so hat dagegen jeder Mann gewußt, daß Hr v. Begeßack, H. v. Böhlen, H. v. Raven, und ich Kleriker wären.“

newtonischen Tieffinn oder leibnizische Gelehrsamkeit auszeichnen, anvertrauet wurden, damit diese sie, wie Märchen und Sagen der Vorzeit, durch Tradition weiter fortpflanzten! Es ist auffallend, wie man sich irgend mit Menschen, die großpralerisch ihre eigenen Kenntnisse, ihre eigenen Verbindungen rühmen, einläßt, ohne dieselben vorher zu untersuchen und genau zu prüfen; sondern ihnen gutmüthigst Kenntnisse Ansehen, ja selbst Vorrechte, zugesteht!... Auch ist bekannt, daß diese Umstände, eben ihrer auffallenden Sonderbarkeit wegen, manchem scharfsinnigen Denker unsers Vaterlandes, der diese Sachen nicht aus Erfahrung kannte, unglaublich vorkamen, unmöglich schienen. Aber sie sind wirklich und wahr, — wie unter andern Herrn Starck's Beispiel zeigt.

Keiner der erfahrensten Tempelherrn wußte etwas von den Klerikern; man s. des Freiherrn von Hund und des Herrn Schubart von Kleefelds Briefe darüber im Anti St. Nikäse, Th II. von S. 115. an. Herr Starck aber trat unter sie als Kleriker auf: maßte sich und seinen unbekannten Meistern die höchsten Kenntnisse des Ordens an, sprach von Aufträgen seiner unbekannten Meister und Brüder, maßte sich an durch ein Formular den lange schon anerkannten Provinzialgroßmeister erst recht kräftig zu bestätigen und einzusetzen; redete von alten und geheimen Wissenschaften, von wichtigen im Besitz der Kleriker befindli-

fündlichen Papieren; forderte für sich und seine unbekannten Meister und Brüder Vorrechte, Jura Stola, Prärogativen, und zwar, ohne zu erklären, worin sie beständen, so daß sie hernach zu unbestimmten Forderungen Anlaß geben mußten. — Woher alles dies? Mit welchem Rechte, mit welchem Scheine des Rechtes forderte er das? Wie legitimirte er sich?... Seltsam genug! Er sagt (S. 64): „Haben wir (Kleriker) das Vergnügen, „durch die Investitur, die wir bereits obgleich anderwärtsig gehabt“ (um ja nicht einzuräumen, als könne ihnen die Observanz etwas geben, was sie noch nicht hätten). „näher mit Ihnen verbunden zu sein, wobei wir uns aber doch die Jura Stola u. s. w. reserviren“ (um ja von ihren Vorrechten nichts aufzugeben); „so wird es uns eine angenehme Pflicht sein, uns näher zu vernehmen.“ Also erst verbunden; und dann erst zu vernehmen! Er legitimirt sich aber auch: er bringt eine Vollmacht bei; nur Schade, daß Niemand weiß, wo dies P. liegt*), und Niemand weiß, wer des Herrn Oberhofpredigers klerikalischer Oberer und Ordensmeister Pylades ist. — — Ueber alles dies erklärt er sich nicht; er, der doch so umständlich sich zu erklären versprach! Nur als Unbe-

N n 4

Kann-

*) Ist scheint er, auf Petersburg verweisen zu wollen: Nachtrag, S. 486. f.

Kannter Oberer will er sich *ist* selbst angeben. Man sieht wohl, daß diese heroische Zerschneidung des Knotens nur ein in der Verzweiflung gewagter Streich ist. Wie! der Herr Oberhofprediger hätte so ganz, gegen alle Schaam und Schande, damals die Unwahrheit geredet, als Sie so viel von Ihrer Sendung, Ihren Aufträgen, Ihrem verdeckten Kapitel erzählten? Die ganze Vollmacht des hocherleuchteten Pylades wäre eine bloße platte Erdichtung unsers ehrwürdigen geistlichen Herrn, zur Täuschung ehrlicher Leute? Nimmermehr! Und wenn der ehrwürdige Mann das auch *ist* selbst gestehen will, so kann es ihm Niemand glauben! So umständlich, und vorzüglich so wiederholentlich erdichtet man nicht, redet man nicht die Unwahrheit!! Diese seine einzig wahre Freimaurerei, diese verborgene Meistergesellschaft, kömmt ja auch noch in allen nachherigen Maurerschriften des Herrn Oberhofpredigers vor!

Auch alle seine übrigen Erklärungen in Betreff der Kleriker sind unbedeutend. Er will *ist* behaupten: es habe nur 8 oder 10 Kleriker gegeben; und doch redete er immer von der geheimen Loge, dem verdeckten Kapitel, den verborgenen Meistern. War denn deren Anzahl so geringe? Er selbst erzählt, S. 53. f. daß er unvermuthet ein paar Brüder Kleriker fand, die in erstaunenswürdigster Korrespondenz standen, die auch verschiedne seiner geheimen Freunde, zu seiner Verwunderung,

kann:

kannten, u. s. w. Und doch wäre die Anzahl nur so geringe? — Ueber das Klerikat selbst giebt er durchaus gar keine Auskunft. In seinem letzten Werke, worin so viel Papier unnütz verdruckt worden, ist nicht ein vollständiges Dokument über die eigentliche Beschaffenheit seines Klerikats befindlich *). Aber wohl — sollte man es glauben! — Dokumente, den templarischen Orden betreffend, um denselben anzuschwärzen. So will sich dieser Oberhofprediger entschuldigen!

Zu allen jenen Bedenklichkeiten: von Unbekannten Obern, von Geheimen Wissenschaften, von geforderten Vorrechten; kömmt nun noch der Umstand: daß viele seiner geheimnißvollen Ausdrücke, in welchen er von seinem verdeckten Kapitel spricht, auf Jesuiten zu zielen scheinen. Seine Hinweisungen auf Italien, sein dreimal gesegneter Vater, sein dreifach gekröntes Heiligthum nicht fern von Florenz, sein Briefwechsel mit Schröpfern, der ganze Ton und die einzelnen Ausdrücke in seinen Klerikatsbriefen, so manche Stellen seiner übrigen maurerischen Schriften, seine nie erklärte geheime Gesellschaft, welche den Freimaurerorden solle gestiftet haben, stimmen mit dem in Kurland und an

N n 5

derswo

*) Nicht er, sondern späterhin hat der Verf. des Anti St. Nikäse, den ökonomischen Plan der Kleriker drucken lassen (im 3ten Theile), worin auch manches bedenkliche vorkömmt.

dersivo bekannten Gerüchte überein: ihn einer für einen Protestanten bedenklichen geheimen Verbindung verdächtig zu machen. — Auch hierüber hat er sich nie erklärt, nie gerechtfertigt; d. h. er hat nicht gezeigt: wie seine Ausdrücke zu verstehen sein sollen, um nicht verdächtig zu scheinen. — Diese von uns hinlänglich entwickelten Verdachtsgründe bleiben also in ihrer völligen Kraft stehen, und zeugen gegen ihn, und werden gegen ihn zeugen, bis er sie wird entkräften können, bis er dargethan hat: daß keiner seiner Ausdrücke und Schritte, die man in Anspruch genommen hat, nach den Regeln der Logik als verdächtig angesehen werden kann. Er wählt hingegen einen Weg, der eben nicht der richtigste zu sein scheint: er läßt seine Schritte und Ausdrücke unerklärt, läßt also jene Verdachtsgründe in ihrer ganzen Kraft bestehen; und will nun von der andern Seite einige Fakta beibringen, welche jene Gründe umstoßen, und ihn von allem Verdachte befreien sollen. Das kann aber auf diese Art wohl nicht erreicht werden. Zwei widersprechende Fakta heben sich einander eigentlich nicht auf, vorzüglich, wenn noch immer Dunkelheiten in der Erzählung obwalten; Wahrheit läßt sich nicht kompensiren wie Schuld, läßt sich nicht wie Münze ausgleichen. Man verlangt bestimmte Darstellung, genaue Erklärung jedes einzelnen Faktums; hat man die nicht, so läßt sich nichts entscheiden: man merkt sich beide Fakta,

und

bachte zuvorkommen? oder nicht ganz unbedeutend war, in dem Falle, wenn Jesuiten die verborgenen Stifter und Meister dieses unter Protestanten zu propagirenden Klerikates gewesen sein sollten? . . . Der Leser selbst urtheile hierüber wie er will; wir haben, unsrer Unparteilichkeit gemäß, auch diesen unter dem Schwall des dicken Werkes versteckten Umstand ausheben wollen.

Alles übrige unnöthige übergehen wir jetzt; auch die neuen Unanständigkeiten des Herrn Oberhofpredigers in seinem Nachtrage. Alles wichtige in seinem Geschreibe haben wir angezeigt; nun entscheide das Publikum. Hat Herr Oberhofprediger Stark sich über sein Klerikat gerechtfertigt? Weiß man jetzt, was es ist, was es sein sollte? Bald sollte es mit dem templarischen System verbunden sein bald war es mehr als dasselbe, bald gegen dasselbe. Weiß man jetzt von wem es herkam, zu welchem Zweck es abzielte? Kennt man nun das verdeckte Kapitel, die geheime Gesellschaft, von welcher der Herr Oberhofprediger den Freimaurern einbilden will, sie habe die Freimaurerei gestiftet? u. s. w. u. s. w. u. s. w. — Wir freuen uns, zu einer Zeit und in einem Lande zu leben, wo alles was die Menschheit wichtig interessirt, darf untersucht werden; und wir glauben, nicht ganz unnütz zu leben, wenn wir auch unsere Kräfte anwenden, solche Untersuchungen zu befördern. Nur mit dieser

Ruf.

Rücksicht haben wir über Herrn Stark geredet. Von ihm vermutheten wir, wichtige Aufschlüsse über eine so merkwürdige und noch unbekannte Sache erfahren zu können. Denn ein angesehenener Geistlicher, ein Gelehrter, ein gewiß nicht mehr bei dem Geheimniß interessirter, ein diese Vorspiegelung gewiß nicht zum Eigennutz anwendender Mann: ein solcher, dachten wir, wird alle diese bedenklichen Umstände bestimmt und genau erklären, wird wenigstens in einen kleinen Theil dieser seltsamen geistlichen Dunkelheit etwas Licht bringen, wird schon seiner eigenen Ehre wegen diese sonderbare Sache aufklären. — Er hat geantwortet; und wir können jetzt freilich nicht mehr so denken.

Die Herausgeber.

5.

Schreiben des Bogts Hummel in Bon-
nal an den Herrn Geheimderath
Schlosser.

Hochwolgebohrner, Hochachtbarer, Hoch- und
Wolgelahrter Herr Geheimderath!

Ew. Hochgelahrten Gnaden haben vielleicht wohl
eher auch etwas von dem alten ehrlichen Bogt
Hummel in Bonnal gelesen oder gehört, über
welchem

welchen vor etwa in circa sechs Jahren, ein gewisser Autor ein höchst injurioses, diffamatorisches, und ehrenverläumderisches Buch, genannt Lienhard und Gertrud, in den Druck hat ergehen, und bekannt werden lassen. Und wiewolen besagter Schriftsteller mich als einen *salva venia* Schurken und Erzgauner der ganzen ehrbaren Deutschen Welt vorzumalen und auszutrommeln, sich nicht entblödet hat; so zweifle doch keineswegs, daß Ew. H. Gnaden entweder nach dero bekannten Güte und Billigkeit *anticipando* von mir eine bessere Meinung gefaßt, oder nach dero anwahnenden Scharf- und Tieffichtigkeit selbst mitten durch die so unvollständige als parteiische Relation meines Autoris, die Rechtschaffenheit und Klugheit meiner eventualiter übel vergoltenen *intentionum* und Handlungen gewittert haben mögen. Um aber Hochdieselben nicht durch unnöthige Um- und Abschweife lange aufzuhalten, so melde mit wenigem, daß, da ich, wie Ihnen vielleicht bekannt sein mag, von meiner Vogt- und Wirthsstelle suspendiret bin, mir dermalen meine Zeit, theils mit unentgeltlicher Ertheilung guter Rätze bei allerlei Händeln und Streitsachen, theils mit Lesen allerhand neuer Bücher und Schriften vertreiben thue, als wozu mir unser's Hrn. Pfarrers Wohl-ehrwürden, nach seiner bekannten Dienstgefälligkeit einen höchst angenehmen und ersprißlichen Vorschub leistet.

Nun

Nun hatte ich neulich die Ehre und das Vergnügen, daselbst in Weisem unsers Chirurghi, ein von Hochdero Ehrenhand gefertigtes Scriptum, enthaltend Dero Meinung über den weltberühmten Grafen Calliostrum, aus der Monatschrift, genannt das Deutsche Museum, ablesen zu hören, welches bei den versammelten Personen ganz verschiedentliche Sensationes hervorbrachte. Des Herrn Pfarrers Wohlehrwürden empfanden eine rechte Herzensfreude über die von Ewr. Hochgl. Gnaden sowohl auf die freigeisterischen Berliner, als auch auf die von denselben hochgepriesene Vernunft, hin und wieder losgeschossene Trumpf- und Stichelreden, welche, wie er meinte, ganz klar und deutlich bewiesen, daß Hochdieselben, nach dem Beispiele Dero geehrtesten und geliebtesten Herrn Bruders, Herrn Geheimderath Jacob bis in Düsseldorf, zu dem theuern Fähnlein des blinden Glaubens geschworen hätten. Hingegen wollte ihm die Vertheidigung des berühmten Calliostri, wegen der ihm von glaubwürdigen Testibus gemachten Beschuldigungen von Deutelschneiderei und allerhand schelmischem hocus pocus nicht so ganz einleuchten. Und endlich deuchtete ihm Dero Aeußerung, daß es gar wohl erlaubt wäre, seinem Nächst- und Nebenmenschen, zu desselben eigenem Nuß und Frommen, eine Nase zu drehen, von sehr bedenklichen Folgen: allein wenn er sich erst der Anwendung erinnerte, die Uw. Hochgel.

Hochgel. Gnaden hievon auf die Conduite des Calioſtri ſelbſt inſinuiren, ſo fand er ſich dadurch ſolcher Maßen erschrocken, daß ſeine ſträubenden Haare die Perücke wohl um einen halben Zoll über die *ſuperficiem cranii* empor hielten. Em. Hochgel. Gnaden merken nun ſchon ohne weitem Fingers zeig, daß er zwar ein guter, grundehrlicher Herr iſt dieſer Herr Pfarrer; aber auch ein äußerſt bedenklicher, und gewiſſenhafter, oder zu ſagen, furchtsamer und im Weltlauf völlig unerfahrner Herr, welcher in *rebus agendis* wenig erklefliche Dienſte leiſten würde.

Was nun den Chirurgum belangt, der, wie ich die Ehre habe, Hochdieſelben zu verſichern, ein ſeiner pſiffiger Kauz iſt; ſo meinte dieſer, Em. Hochgel. Gnaden wären ein zu geſcheuter Mann, als daß es Ihnen mit irgend etwas von dieſem allem, das Naſedrehen ausgenommen, ein wahrer Ernſt ſein könnte. Sie wüßten, ſagt er, zu gut, wozu die Vernunft zu gebrauchen wäre, als daß Sie ſelbſt keine haben möchten. Allein gleichwie gewiſſe dumme Füchſe, welche entweder gar keine, oder doch ſehr kurze und dünne Schwänze haben, ihren Mitbrüdern den Rath gaben, ſammt und ſonders ihre Schwänze zu ſtummeln, damit ſie ſich vor ihnen nicht länger zu ſchämen hätten; ſo unterſtützten Em. H. Gn., ungeachtet Ihres ſchönen und haarreichen Schweifes, dieſen dummen Rath dennoch, und würden dadurch um ſo viel gefährlicher,

licher, weil bei Ihnen nicht so, wie bei jenen, eine dumme List hervorgieng. Wenn aber auch Dieselben es dahin bringen sollten, daß die andern Füchse alle dumm genug wären, um ihre Schwänze zu stümmeln: so würden Sie Selbst, sagt er, Sich gewißlich wohl davor hüten, Ihren Rath durch Ihr eigen Beispiel zu unterstützen; und wer Ihnen ein bißchen auf die Spur gehen wollte, der würde Sie leicht überraschen, wenn Sie mit Ihrem Schwanze die Krebse aus dem Bache zögen, und mit wenigen guten Freunden in bona caritate allein schmauseten. Uebrigens meint er, der Chirurgus, mögte es sich mit der Schwänzestümmelung noch eine kleine Weile verziehen, indem nicht wenige Füchse den Pfiff merkten, welche eben so wohl, als Hochdieselben, wüßten, wozu die Schwänze gut seien.

Anbelangend den Calliostrum, so seien, sagt er, Ew. H. Gn. abermals zu gescheut, und zu weiterfahren, um es nicht zu merken, daß solcher nichts anders sei, denn ein wahrer leibhafter Gaufler, Windbeutel und Scharlatan, welcher die Welt durchziehe, um die dummen Füchse zu pressen. Daß aber E. H. Gn. denjenigen, welche dieses sagen, dennoch die Gegenpart hielt: das thäten Sie, meint er, der Chirurgus, theils gewissen Füchsen zu leide, welche von der Schwänzestümmelung nichts hören wollten, theils aber sei es, sagt er, seit langem so Dero Sitte und Gewohnheit gewesen, jedes Ding auf den Kopf zu stellen, und schienen Dieselben etwas von dem pruritu jener alten Sophistarum zu empfinden, denen es eine nicht geringe Satisfaction war, eine gute Sache dicendo schlecht, und eine schlechte gut zu machen.

Alles dieses sagt und meint der Chirurgus; und wenn etwas daran wahr sein sollte, so kann das
 B. Monatschr. XI. B. 6. St. Do fein

kein Mensch besser wissen, als Ew. H. Gn. selbst. Was mich betreffen thut, so denke ich, es könnte bei dem Chirurgus in Ansehung Calliostri wohl ein bißchen Handwerksneid im Spiel sein, nach jenem bekannten Sprüchlein: *figulus figulum odit*; und find ich mich gleich Hochdenselben vielmehr von der christlichen Liebe gedrungen, mein Urtheil über Calliostrum einstweilig noch zu suspendiren. Im Gegentheil glaube ich gerne mit Ihnen, daß er ein gar kluger, gewandter und erfahrener Herr ist, der seine Praxin in allemweg wohl versteht, und den mancher eben darum nicht wohl leiden kann, weil er es ihm nicht gleich thun mag. Indessen ist es, wie Dieselben weislich anmerken, sehr übel gethan, solche ingenia zu unterdrücken, welche durch ihr *savoir faire* einem ehrlichen Manne zeigen, wie man in der Welt zu etwas kommen kann. Sonach haben gewiß Ew. H. Gn. ein gar löbliches und in allemweg für Sie selbst ehrenhaftes Werk daran gethan, daß Sie die Sache des von seinen Neidern verfolgten und höchlich verunglimpften Calliostri übernommen, und wenigstens in so weit verfochten haben, daß man gestehen muß, daß sie bis auf fernern Austrag annoch *sub iudice* schwebe. Und hat mich vornehmlich die ausnehmende Scharfsinnigkeit in Verwunderung gesetzt, womit Dieselben dem gekränkten und verfolgten Calliostro nicht etwa Eine, sondern fünf bis sechs Thüren öfnen, durch die er seinen Feinden entweichen kann; in dem Sie zeigen, was für mancherlei gute und löbliche Intentiones er bei seinen anscheinenden Gaukel- und Betrügereien gehabt haben könne. Und sonder Zweifel würde sich am Ende eine oder die andre von diesen löblichen Intentionibus gezeigt haben, woferne nur die gute aber allzuungeduldige Frau Gräfin von Recke, wie Sie so gerecht als

weis:

weislich erinnern, das Ende vom Spiel hätte erwarten wollen. Aber du lieber Gott! so gach und ungerecht handelt die Welt insgemein; und eben deswegen stirbt so mancher brave Kerl am Galgen, weil man zu ungeduldig ist, ihn so lange machen zu lassen, bis seine löblichen Intentiones sich von selbst zeigen.

Um nun näher auf meinen eigentlichen Zweck zu kommen; so hat sowohl die Betrachtung der vorstreflichen Qualitäten, welche Ew. H. Gn. besitzen, um den Leumund unschuldig gekränkter und verlästelter Personen zu defendiren, als auch in specie die ausnehmende Dexterität, mit welcher Sie sich der Renommée des weltberühmten Calliostri angenommen haben, bei mir den Entschluß bewirkt, mich mit gegenwärtigem an Sie zu wenden, um von Ihnen, als einem streitbaren Ritter und tapfern Verfechter der Unschuld eine Gabe zu verlangen, wodurch Sie Ihre allbereit großen Verdienste auf das rühmlichste krönen werden. Es ist nämlich Hochdenselben bekannt, welchermassen der ehrenabschneiderische Autor des Buches Lienhard und Gertrud meine Renommée vor dem ganzen Publikum angetastet und verlästert hat. Nun könnte ich zwar, nach dem Beispiele des Herrn Hospredigers Stark, meine Gegner erstlich in foro civili de satisfactione belangen, und zweitens, nach Verlust des Prozesses, ein paar dicke Bände zu meiner Vertheidigung ausfertigen: allein vestigia me terrent; und nach meinem einfältigen Laienverstande, finde ich es vielmehr gut, ordine retrogrado zu gehen. Wenn ich nämlich so glücklich bin, von Ew. H. Gn. eine Vertheidigungsschrift, als worum ich flehentlich bitte, zu erhalten; so werde ich schleunigst den Prozeß, sowohl gegen den Autor, als auch gegen den gnädigen Herrn, bei meinem Lan-

desfürsten entamiren, und lebe der Hofnung, mit Dero kräftigem Vorschub und werththätiger Unterstützung, es endlichen dahin zu bringen, daß man mich nicht allein in den Besiß der Bogtstelle und des Wirthshauses restituiren, sondern auch meine drei wegen Meineid publice geschwärzten Finger mir wieder weißen solle, welches mir überaus lieb sein würde.

Ich hoffe, Dieselben werden sich zur Gewährung meiner demüthigen Bitte um so viel eher verstehen, da meine Vertheidigung Dero sinureiche Erfindsamkeit in keinen neuen Aufwand setzen darf, indeme die nämlichen Gründe, mit welchen Sie die Sache des weltberühmten Calliostri vertheidigt haben, eben sowohl für mich militiren, so daß also Dieselben keiner neuen Waffen bedürfen, um meinen Span auszusechten. So ließe sich zum Exempel auf den Vorwurf, daß ich die Bauern in meinem Wirthshause zum Bösen verführt und gedrückt habe, antworten: dieweilen ich wahrgenommen, daß sie die Fantasie hätten, zu saufen und Geld zu borgen, so hätte ich ihnen mit allem Fleiße tapfer aufgesetzt, und sie weidlich beschroten, in der löblichen Intention, sie von dieser schädlichen Fantasie durch die empfindlichen Folgen derselben zu heilen. Und betreffend die Verrückung des Marksteins in des gnädigen Herrn Gehölz, ließe sich etwa sagen: ich hätte es entweder zur Kurzweile gethan, oder um mir eine Leibesübung zu geben, und würde ihn folgenden Tages wieder an seine alte Stelle gesetzt haben, wenn mich der dumme Christoph der Hühnerträger nicht an der Arbeit verstimmt hätte.

Doch das heißt ja wahrhaftig: sus Minervam, wenn ich armer Laie mich unterwinde, Ew. Hochgel. Gn. über eine Sache zu mir in die Schule zu nehmen,

men, worin Sie ein so unvergleichlicher Meister sind. Es ist aber dieses eine gewöhnliche Schwachheit des Alters, welches sein Votum zu allem geben will, auch wo es nichts nützt: und darum hoffe, Hochdieselben werden nichts desto weniger geneigt acceptiren die Versicherung der erstaunlichen Hochachtung, mit welcher ich die Ehre habe zu sein

Ew. Hochgelahrten Gnaden

unwürdiger Knecht
Leodegarius Hummel,
Ervogt in Bonnal.

P. S. A propos — die bewußten Dufaten und der Ring des Calliostri haben mir wieder eire alte Historie in Erinnerung gebracht, welche vielleicht wegen der löblichen Intention, welche Calliostrius hiebei haben mochte, einiges Licht geben kann. Ich ging nämlich in meiner Jugend bei einem Advokaten in * * * in die Kost, in der Meinung, bei selbigem die Jura zu erlernen. Selbiger war nun ein fleißiger, geschickter Mann, welcher aber den Kopf von seinen Prozeßsachen immer so voll trug, daß er in der Distraction oftmals bei Tische die Suppe auf das reine Tischtuch servirte, mit den Knochen zum Munde fuhr, und das Fleisch dem Hunde vorwarf; auch gewöhnlich den Schlüssel vom Geldschrank wegzunehmen vergaß. Diesem hab ich einst eine kleine Schachtel voll harter Thaler rein gemacht, in der Meinung, daß die Admonition, sein Geld künftig unter den Schlüssel zu nehmen, wohl doppelt so viel werth sei. Allein der Grobian visitirte mir meine Kammer, maß mir für jeden Thaler einen tüchtigen Stoßschlag zu, und jagte mich undankbarer Weise aus seinem Hause fort. Ich wollte wetten, daß Calliostrius bei den Dufaten und dem Ringe, eine eben so wohlgemeinte

Intention gehabt habe, wie ich bei den harten Thalern.

• • •
 Pok! Ew. H. Gn. müssen mir noch erlauben, Ihnen zu sagen, daß ich auch Dero Scriptum von der Preßfreiheit gelesen habe. Der Chirurgus sagt zwar: das wäre wieder so eine von den Grillen, wovon sich kaum begreifen ließe, wie ein so gescheuter Mann, wie Hochdieselben, sich damit tragen könnte. Wenn seine Praxis ihm nur ein wenig Zeit ließe, so hätte er recht gute Lust, sagt er, Ihnen hierüber selbst ein Wort zu adressiren. Das Mittel, welches Ew. H. Gn. vorschlagen, um dem Verlust der Preßfreiheit vorzukommen, scheint ihm auf ein Haar so weislich ausgedacht, als wenn man vorschlagen wollte, einem Patienten das Blut rein wegzuzapfen, um zu verhindern, daß er nicht am Fieber sterbe. Die Herrn Inspektoren, welche Sie über die Skribenten setzen wollten, gemahnten ihn, sagt er, an einhalbes Duzend Raken, welche man in die Speisekammer eingeschlossen hätte, um den Speck vor den Mäusen zu bewahren. Uebrigens dünke ihn die Gefahr wegen der Preßfreiheit nicht halb so groß, und auch Denenselben scheine es weniger um die Preßfreiheit als um die Inspektion zu thun zu sein; wiewohl letztere, meint er, der Chirurgus. noch in so weitem Felde liege, als die Schwänzebstümmung der Füchse. — Der Mann hat immer so seinen eignen Kopf, dem selten etwas recht liegt, und Ew. H. Gn. müßens ihm nicht übel nehmen. Mich selbst betreffende, so hat mir Dero Project über die Maassen wohlgefallen: und bedaure ich nur, daß selbiges nicht schon allbereit vor Jahr und Tage in ulu existirt, und den Bücherschreibern ihre Rechte beschnit

geschnitten hat: so wäre ich nicht nothgedrungen, Dieselben wegen der verlangten Ehrenrettung zu befehlen. Auch zweifle nicht, daß dieses Project vieler von denen Regenten und Magisträten höchsten Befall erhalten, und selbige sich Denenselben höchstlichen verpflichtet finden werden, wenn Sie nach Dero sinnreichen Erfindsamkeit noch überdies Weg und Mittel zeigen würden, welcher Maassen selbiges sine possibilitate elusionis aut metu irrisionis zu realisiren sein möchte. Betreffend die Inspektion selbst, so könnte selbige wohl schwerlich in würdigere Hände fallen, als in Dero selbsteigene, wenn sich Hochdieselben, was ohne Zweifel, wenn die Sache ad actum kommen sollte, geschehen wird, von denen Regenten erbitten ließen, diese Inspektion, benebst Dero geehrtesten und geliebtesten Herrn Bruder, Herrn Jacobi in Düsseldorf, und Herrn Hosprediger Starcken, gütigst zu übernehmen.

* * *

Gerade in dem Augenblicke, da ich zusiegeln wollte, kommt mir noch etwas in den Sinn. Ich habe nämlich des Tit. Herrn Geheimderath Jacobi seinen Brief an Ew. H. Gn. betreffend Dero Scriptum über Calliostrum, zu lesen versucht, aber nicht viel davon verstehen können; ausgenommen am Ende, wo derselbige von den grausamen und schrecklichen persecutionibus redet, welche sowohl ihme als auch Ew. H. Gn. bevorstehen sollen, und sogar, wo mir recht ist, von einem rogos oder Scheiterhaufen spricht, womit man Dieselbigen gleich andern frommen Märtyrern und testibus veritatis bedrohen wolle. Ich will nun zwar hoffen und wünschen, daß solches nichts denn ein terror panicus sein möge: jedoch wenn so etwas wirklich im Thun sein sollte, so bitte Hochdieselben recht

sehr, die verlangte Ehrenrettung um so viel mehr zu beschleunigen.

So eben geht der Chirurgus von mir weg, welchen ich hierüber befragt habe. Er hat sich aber die Haut voll gelacht, und gesagt, daß Dieselben so wohl, als Dero geliebtester Bruder Jacobus heute und übers Jahr noch ganz geruhig schlafen könnten. Es sei halter, sagt er, so Herr Jacobus Manier, und nichts, denn ein einbildisches eigendünnliches Wesen, wodurch er sich selbst be rede, daß seine Büchlein die halbe Welt in einen entseßlichen Aufruhr bringen werden. Er habe auch schon einmal so was über den Gottesleuaner Spinozam geschrieben, und voran einen stattlichen, prunkvollen Kupferstich, und hintenan ein Straußenei, als Symbolum seines Büchleins stechen lassen, woran sich vielerlei größere und kleinere dumme Vögel die Krallen und Schnäbel umsonst zerarbeiteten; auch in dem Büchlein selbst weidlich gekammert über all die Verfolgung und das Ungemach, welches er um der Wahrheit willen würde auszu stehen haben. Man habe ihm aber, sagt der Chirurgus, bis auf dato noch kein Haar gekrümmt; und das Straußenei liege noch wohlbehalten im Eande, und werde wohl, wosferne nicht jemand zufälliger Weise darüber hinstolpere, nach und nach verwittern, und sein Dotter modern, ohne daß ein Strauß jemals daraus hervorgehen würde.

6.

Etwas über das weibliche Gesinde.

(Von einer Hausfran.)

Bis ins Publikum verfolgen uns nun schon die Weiber, mit ihrer ewigen Peier, den Klagen über
das

das Gesinde! — So werden vielleicht einige weise Männer sagen, und dann mit spöttelnder Miene nachlässig diesen Aufsatz überblättern.

Es scheint freilich wohl, als müßten wir diese Materie bei unsern Kaffeetischen schon erschöpft haben; denn wer von uns kann es leugnen, daß von hundert weiblichen Kaffeeversammlungen, welche Konvenienz oder Langeweile in bunte Zirkel zusammentreibt, sich nicht neunzig zum Theil mit Klagen über schlechtes Gesinde unterhalten? Indeß Männer! — die Ihr deshalb verächtlich auf unsre Gesellschaften herabblickt, uns Bagatellenkrämerinnen nennt, und Euch wunder wie sehr zum Spott über uns berechtigt haltet, — erwägt, wie sehr die häusliche Ruhe und Zufriedenheit der Frau von dem Betragen ihres Gesindes abhängt; und so erlaubt es uns denn nur immer, daß wir unsre Herzen gegen einander von dieser häuslichen Bürde durch Klagen zu erleichtern suchen! Insonderheit dann, wenn wir dabei auf die Hinwegräumung wenigstens eines Theiles der Last bedacht sind, welche — Ihr wißt es ja wohl, — Ihr oft dann nur zu sehr mit tragen müßt, wenn die Hausfrau diese Klagen ihren Taggedanken, ihren Traum sein läßt, ihrem Eheherrn ein süßes Tischgespräch daraus bereitet, und durch die Gewohnheit zu schelten, so viele Schärfe in ihren Charakter und Ton übergehen läßt, daß sie endlich alle gesellige Freuden aus ihrem Hause verscheucht.

Ich bilde mir zwar nicht ein, daß mein Wort nachdrücklich genug sein werde, allein eine Kur zu bewirken; aber das könnte doch wohl geschehen, daß meine Stimme bis zu Denen dränge, die es in Händen haben, der Stadt wohlzuthun. Sie würden dadurch angeregt, der Sache reiflicher nachzudenken; aus dem Nachdenken käme ein Res-

Do s

sultat,

sultat, wie gewiß jeder Einwohner unsrer Stadt, der in dem Fall ist, seine häusliche Ruhe dem dienenden Theil der bürgerlichen Gesellschaft aufopfern zu müssen, es mit mir wünscht.

Würdige, einsichtsvolle Männer haben zwar diesen wichtigen Gegenstand schon oft beherzigt; maache ich aber meinem Geschlecht zu viel an, wenn ich glaube, daß nur ein Frauenzimmer ganz in das unangenehme Detail gehen kann, in das man gehen muß, wenn der Quelle des überhand nehmenden Verderbens des Gesindes überhaupt nachgespürt werden soll? Ich will mir jetzt einbilden, dieses kleine Vorrecht sei uns nun wirklich schon zugestanden worden; und so folgt denn hier ein *Räsonnement* nach meiner Art.

Für die erste und schädlichste Quelle jenes zunehmenden Verderbens des Gesindes, halte ich dessen beinahe alle Schranken übersteigenden Bleideraufwand. — Sonst pflegte ich es wohl für Eigensinn zu halten, wenn ich Hausfrauen sah, welche ihren Mägden diese oder jene Form des Anzugs zu tragen untersagten; nun aber habe ich schon längst zu meinem eigenen Nachtheile erfahren, daß mit Form und Schnitt die Meinung dieser Leute von sich selbst und ihre Ansprüche ebenfalls eine ganz andere Gestalt gewinnen. Einer Dirne, welche die hier gebräuchliche Haub' und Müze mit einer Haube (oder in ihrer Sprache *Dormöse*) mit Band vertauscht, ekelt bald die Arbeit an, welche sie sonst mit ihrer Müze willig zu verrichten pflegte. Eine solche *Dormöse* zieht bald einen falbalirten Anzug nach sich; zu diesem gehört ein bekräuseltcs Flortuch. Dieser gränzt nun schon ganz nahe an eine florne Schürze. Die Eleganz vollkommen zu machen wird endlich des Sonntags das Haar gekräuselt und durch Puder
und

und Pomade verschönert. So wird oft die häßlichste Raupe in einen buntschimmernden Papillon verwandelt. Ohne Metapher! — die schmutzigste Küchenmagd wird so der äußern Form nach in eine zierliche Zofe umgeschaffen.

Natürlicherweise gefällt sie sich so; und sie wendet alles an, sich diesen Auszug zu erhalten, zu verschönern und zu vervielfältigen. Ein Mittel hiezu dünkt ihr die Zahlenlotterie. Sie setzt, gewinnt eine Kleinigkeit; setzt wieder — verliert; und verliert immerfort — und für diesen Verlust soll ihr nun der Einkauf besonders solcher Dinge, die keine bestimmte Preise haben, Ersatz geben. Aber auch dieser Betrug, der in ihrer Kunstsprache Limergeld heißt, reicht nicht zu, ihre Puffsucht zu befriedigen; und dann schreiten sie zu den heimlichen unerlaubten Mitteln der Buhlerei! — Und wer vermag nun alle die Unordnungen herzuverlässen, welche oft und einzig aus der Begierde dieser Mädchen, es dieser oder jener besser gepukten gleich zu thun, entspringen? Wer kann alle die Ehen anführen, deren Glück sie untergraben? Wer alle die Diebståle berechnen, deren sich Jünglinge schuldig machen, die als Lehrlinge die Eitelkeit einer solchen Liebshaft zu befriedigen haben? Wer die zahllose Schaar elender Kinder anführen, die ihr Dasein dergleichen Unregelmäßigkeiten zu verdanken haben, deren sich die Väter schåmen? Kinder, die von ihrer ersten Existenz an dem Verderben geweiht sind, und meist siech und schwach dem Staate schon früh zur Last fallen? Und endlich, wer vermag die Seufzer alle zu zählen, die sich im Stillen aus der beklemmten Brust des alten Hagestolzen drängen, der den geduldigen Nacken in das Joch beugt, das die Köchin ihm auflegt, die mit eisernem

eisernem Zepter über ihn herrscht, und mit jüngern Galanen der Schwächen seines Alters spottet?

Zu der Legion einheimischer Dienstmägde kommt jährlich eine nicht geringe Anzahl Rekruten aus den Provinzstädten hinzu. So lange diese in ihrer einfachen Tracht schlecht und recht einhergehen, werden sie keinesweges zu den Zirkeln der verfeinerten Köchinnen und Hausmädchen gelassen; und nur dann erst wird der Aufkömmling in die edle Schwesterenschaft, als meine Beste und meine Liebe, aufgenommen, (denn mit diesen traulich süßen Beinamen pflegen sie sich nach dem Beispiele ihrer jungen Damen zu nennen) wenn sie sich nach Berlinischem Schnitt ausgestaffirt hat. Das kleinstädtische, biederherzige Mädchen ahndet Anfangs kein Arges. Aber allmählig wird sie durch angefachte Eitelkeit, und durch den Unterricht ihrer Freundinnen dem Laster zugeführt. Erst schüchtern, dann bei jeder Wiederholung schneller fortschreitend, besucht sie mit den andern jene schädlichen öffentlichen Oerter, wo auch der letzte Schatten jungfräulicher Zucht und Zurückhaltung von ihr weicht. Ich meine die öffentlichen Tanzhäuser, die gewiß zu einer verderblichen Menge angewachsen sind. Hier würden sie nun den Petit-Maitres von der Livree ein Gespötte werden, wenn sie nicht die englischen und französischen Pas und alle Touren der Tänze zu machen wüßten. Diesem abzuhelpen, wird in verschiedenen Häusern und Gärten Unterricht im Tanzen für Dienstmägde und Lakaie gegeben. Unter andern giebt ein müßiger Schneidergesell in einem Garten in der Landsberger Straße für 2 gr. die Stunde Unterricht. Dahin eilt nun öfters die Köchin vom Markt; setzt ihren Einkauf einer vom Arm, spannt ihre breiten Füße ins Fußbrett, oder stolpert schwerfällig eine französische

sche Quadrille, indeß ihre arme wartende Hausfrau in der rauchenden Küche schwitzt.

Wenn ein Diensthote dergleichen Zeitvertreiber mißbraucht, wird er natürlicherweise träge zu seinem eigentlichen Beruf. Die niedrigen Geschäfte des Hauswesens werden ihm zuwider, er verrichtet sie obenhin und gedankenlos, um je eher je lieber zu den Lustpartien zurückzukehren, wo sie als feine Damen und artige Herren selbst figuriren. So steigen sie denn in ihrer Meinung von sich selbst immer höher, und finden endlich zwischen sich und ihrer Herrschaft weiter keinen Abstand, als den Unterschied der Kleidung. Diesem so viel als möglich hinwegzuschaffen, schämt sich der Lakai seiner Livree, und trägt sich, wenn er nicht hinten auf der Kutsche steht, wie sein Herr. So die Maad, die sich in ihrer Tracht ihrer Frau nach Möglichkeit zu nähern strebt.

Sonst war es das Ziel aller ehrlichen Dienstmägde, sich während ihrer Dienstjahre so viel zu ersparen, daß sie nachher einen Handwerker der niedern Klasse heirathen konnten. Welcher von diesen aber wird sein Auge auf ein so ausgestirtes Geschöpf werfen? Welcher sie ernähren können? Auch läßt sie sich, so lang sie noch jung ist, nicht zu ihm herab. Ist sie denn endlich bei stättem Umherwandern bis in die Jahre gediehen, wo die welken Reize den Liebhaber der galanteren Klasse verschrecken, den jungen Handlungsdiener, den Pudergott, den Gatten den sie treulos machte, und der oft aus entfernten Gegenden der Stadt in seinem Mantel gehüllt scheu und ängstlich in der Dunkelheit zu ihrem Kammerchen hinansichlich — — — dann sieht sie sich vergebens nach einem Obdach für ihr Alter um. Der Mann, den sie in ihrem stolzen Muth verachtete, verachtet nun auch sie. Des lustigen Gelderwerbs

ge

gewohnt, entschließt sich ein solches Geschöpf nur selten zur Arbeit. Sie schlägt sich endlich zu der Schaar derer, die wie die Pest bei der Finsterniß umherschleichen, und vergiften was sie erhaschen. Dann sind sie unfehlbare Kandidatinnen der Krankenhäuser; fallen dem Staat oder ihren Mitbürgern zur Last, und zwar gewöhnlich schon in einem Alter, in welchem rechtschaffene Weiber noch lange die Pflegerinnen und Versorgerinnen der Ihrigen sind.

Und doch sind alle diese erwähnte böse Folgen noch geringe gegen den oft in moralischer Hinsicht auf das Wohl der Gesellschaft gestifteten unheilbaren Schaden, den dergleichen schlechte Dienstboten in Häusern anrichten, wo ihnen, wenn auch nur zuweilen, die Kinder überlassen werden müssen; und es giebt doch Fälle, wo die sorgsamste Mutter dies nicht vermeiden kann. Was alsdann zu besorgen ist, sieht man aus hundert unglücklichen Beispielen. Wäre es möglich, dem Leben des Wüstlings und des lasterhaft gewordenen Mädchens Schritt vor Schritt bis zur ersten Abweichung von der Unschuld nachzuspüren, so glaube ich nicht zuviel zu behaupten, wenn ich sage: Unter hundert wurden neunzig zuerst durch das Gesinde auf den Abweg des Lasters gebracht.

Gewiß giebt es in unsrer Stadt noch gute und rechtschaffene Dienstboten; aber das Häuflein der Guten wird immer kleiner, und wenn wir zurückschauen, wie es sich in diesem Fall von 10 zu 10 Jahren verändert hat, so, dünkt mich, können wir wohl für die Zukunft nicht stehen, oder sagen: hier ist die Gränze, weiter wird das Uebel nicht greifen!

Ich bin indessen überzeugt, daß einem großen Theil des Uebels dadurch abgeholfen werden würde, wenn für das weibliche Gesinde eine förmliche Kleiderordnung entworfen würde. Niemand ist wohl
weniger

weniger als ich geneigt, das wahre Glück und die Zufriedenheit der Söhne und Töchter der Dienstbarkeit einschränken oder stören zu wollen. Aber ihre Zufriedenheit sollte denn doch der Wohlfahrt der bürgerlichen Gesellschaft nicht verderblich werden können. Ich würde bloß solche Einschränkungen vorschlagen, durch welche sie am Ende ihr eigenes Beste befördert sähen. Sie sollten zu einer einfachen Tracht zurückgeführt, und in die Unmöglichkeit gesetzt werden, Aufwand, der ihren ehrlichen Erwerb übersteigt, zu machen. Manches rechtschaffene Mädchen, das nur durch Beispiel und Furcht vor der Zurücksetzung von ihres Gleichen sich hinreißen ließ, würde es sich gern gefallen lassen, wenn sie sich, statt unnützen Glitterstaat anschaffen zu müssen, etwas zu einer häuslichen Ausstattung ersparen könnte.

Sehr vortreflich wäre es, wenn meine geliebte Mitbürgerinnen allgemein den Entschluß faßten, ihren Untergebenen ein Beispiel der Mäßigung in Ansehung eingebildeter Bedürfnisse zu geben. Unser Luxus vermehrt die Zahl der Hagestolzen; die Ehelosigkeit der Männer aber macht die Dienstmägde fei, weil sie bei der geringsten eingebildeten Beschwerde sogleich auf den Dienst bei einem einzelnen Herren zu trohen pflegen, in welchem ihnen denn alle üppige Fülle des Wohllebens zu Theil wird.

Wenn ich vorzuschlagen hätte, so würde zur Einrichtung einer solchen Kleiderordnung ein weibliches Konsilium zusammen berufen werden. Ein solches würde, denk ich, für diesen besondern Fall am unbestechlichsten sein. Die Tracht des weiblichen Gesindes mußte weder auszeichnend noch entstellend sein; denn dadurch würde sonst auf einer andern Seite wieder geschadet werden. Nein: einfach, reinlich, von dauerhaftem Zeuge und vortheilhaftem

hastem Schnitt müßte sie sein. Denn warum sollte das Mädchen in kurzem Wamms nicht eben so gut Mädchen sein, als das Fräulein mit fliegendem Gewand und jede andre Tochter Evens? Aber nie sollte das Dienstmädchen in Seide rauschen; nie müßte ein atlaßner Pelz um ihre Schultern knistern; kein Florpuß um ihre Brust sich blähen, und keine Stikkerei auf Mütze und Schuhen prangen. Kleidung von Kamelotten, Tamis oder anderm wollenen Zeuge; Kattune, die nicht gewisse Preise überschreiten müßten, höchstens Halbseide zum Brautanzug, würde ich ihnen gestatten. Schnitt und Form hinge indeß, jedoch unter gewissen Einschränkungen, von ihnen selbst ab. Denn wo unterm Monde ist das Mädchen, das seine natürlichen Annehmlichkeiten nicht gern höbe; wo die häßliche, die sich nicht gern erträglicher zeigte? Nur erst dann, wenn das Mädchen die Frau eines sich ehrlich ernährenden Mannes geworden wäre, müßte ihr ein seidner Anzug verstattet werden, wenn anders die Vermögensumstände ihres Mannes ihr diesen Aufwand erlauben.

Sollten diese hingeworfenen Gedanken einer weiteren Beherzigung nicht unwerth scheinen, so dürfte ich mir vielleicht schmeicheln, daß weise und patriotische Männer diesen rohen Entwurf weiter ausbildeten; und wenn es ihnen dann gelänge, ihren besseren Plan zur Ausführung zu bringen, so würden sie sich dadurch ein gewiß sehr ehrenvolles Verdienst um die bürgerliche Gesellschaft und besonders um die Beförderung des häuslichen Glücks erwerben, und jede rechtschaffene Hausfrau würde ihnen einen großen Theil ihrer Ruhe und Zufriedenheit danken.

Berlin.

S. U.... geb. K.

**NON
CIRCULATING**

UNIVERSITY OF MICHIGAN



3 9015 06456 5230

